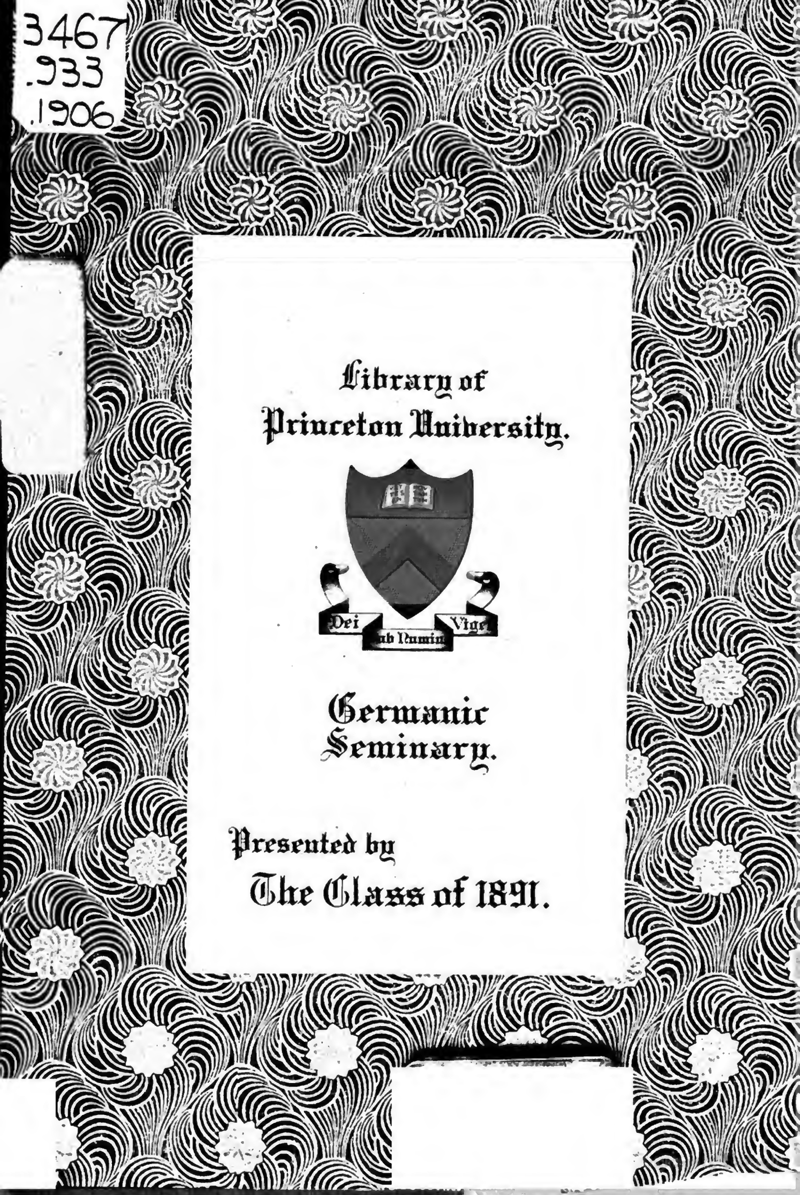
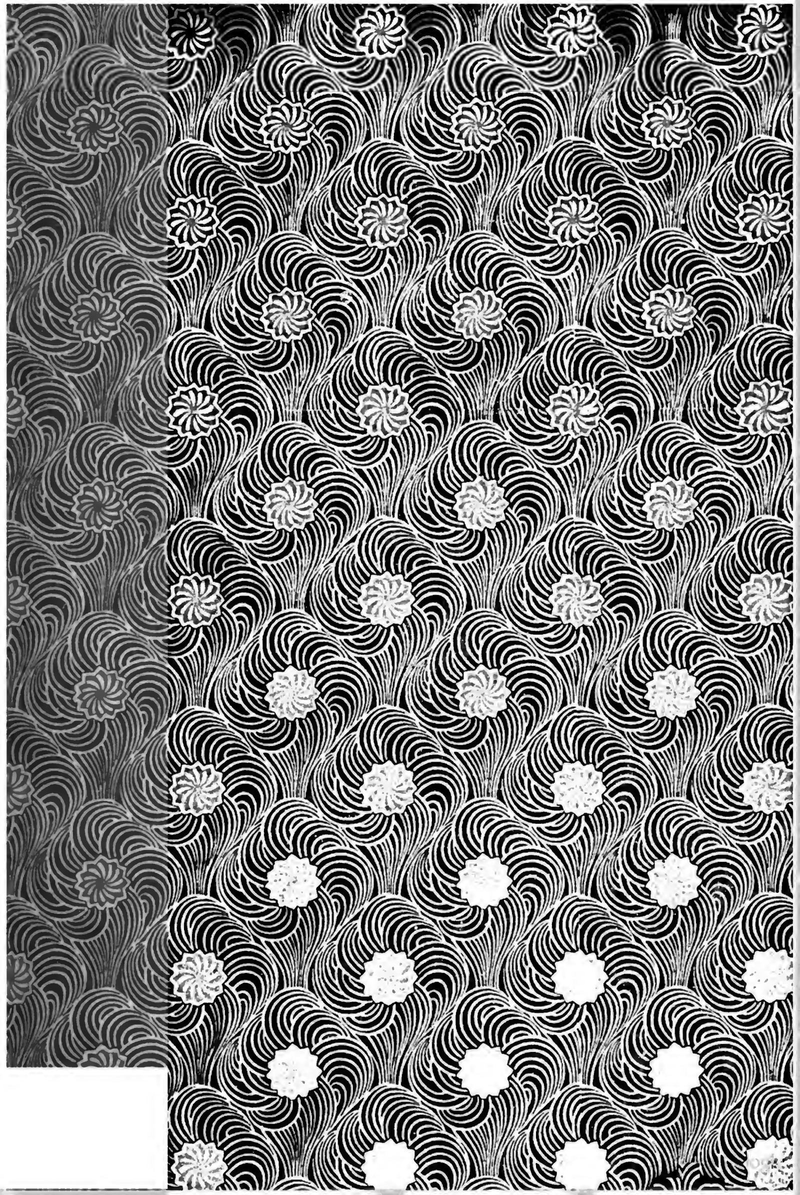
Lenau und die Familie Löwenthal: buch. Reisebriefe ...

Nicolaus Lenau, Max Löwenthal (Freiherr von), ...



3467
.933
.1906
Library of
Princeton University.
Dei
Sub Numine
Viget
Germanic
Seminary.
Presented by
The Class of 1891.



Lenau
und die Familie Löwenthal.



Sofie Löwenthal Kleyle

mit ihrem Sohn Ernst (ungefähr 1832).

Nach einem Ölgemälde im Besitze des Freiherrn Arthur von Löwenthal.

Lenau

und die Familie Löwenthal

Briefe und Gespräche, Gedichte und Entwürfe

Mit Bewilligung
des
† Freiherrn Arthur von Löwenthal
vollständiger Abdruck nach den Handschriften

Ausgabe, Einleitung und Anmerkungen
von
Prof. Dr. Eduard Castle

Mit zehn Bildnissen und fünf Schriftproben

Erstes Buch: Reisebriefe und Gespräche.



Leipzig
Max Hesses Verlag
1906.

Den 22. Oktober 1836, am letzten Tage unseres Zusammenlebens in Leipzig. Abends.

Dein Abschiedsröslein liegt neben mir auf dem Tische und duftet so angenehm als wollte der heutige Tag sein schönes Leben in dieser Blume verhauchen. O es war ein schöner Tag! Ich habe ihn beschlossen als ich im Garten von Dir ging. Mir ist es fast lieb, daß ich Dich später nicht mehr allein gesehen habe. Die ungestörten Stunden waren einmal doch schon abgelaufen und mit ihnen war der Tag vorüber. Lebe wohl, du schöner Tag! Du flüchtiger Gast aus einer bessern Welt! Ich möchte weinen um dich O liebe Sophie! Das ist ein Tag, an dessen Erinnerung sich dein Herz klammern soll; ich werde ihn feiern jedes Jahr, wie deinen Geburtstag. Ich habe in deinem Umgang mehr Bürgschaft eines ewigen Lebens gefunden, als in allem Forschen und Betrachten der Welt. Wenn ich in einer glücklichen Stunde glaubte, jetzt sei das Höchste der Liebe erreicht und die Zeit zum Sterben gekommen, weil ja doch nichts Schöneres mehr nachfolgen könne: so war es jedesmal eine Täuschung und es folgte eine noch schönere Stunde da ich Dich noch höher liebte.

Diese immer neuen, immer tiefern Abgründe
des Lebens verbürgen mir deine Ewigkeit.
Ich habe heut in deinem schönen Auge die ganze
Fülle des Göttlichen erblickt. Ich war glücklich wie
nie zuvor. Recht deutlich ward mir heute wieder
daß im Schwellen und Sinken des Auges die
Seele erscheint. In einem so schönen Auge wie
das deinige zeigt sich uns der Stoff, aus welchem
einst unser ewiger Leib gemacht sein wird,
wie in einer prophetischen Hieroglyphe.
Wenn ich sterbe, so geh ich reich aus diesem Leben,
denn ich habe das Schönste gesehen.
Das Abschiedsröslein duftet so angenehm wie ein:
Gute Nacht! von dir — Schlaf wohl, liebes Herz!
Bewahre das zweite Röslein zum Andenken. Es war
ein schöner Tag. Ich liebe dich gränzenlos.

Vorwort.

Eine neue Ausgabe der Briefe Lenaus an Sophie Löwenthal schien aus mehrfachen Gründen erwünscht und geboten: die eine Masse war vor einem halben Jahrhundert durch Schurz, die andere vor einem Jahrzehnt durch Frankl dem Publikum vorgelegt worden, hier wie dort mehr oder weniger verstümmelt, teilweise aus Besorglichkeit, teilweise aus Sorglosigkeit des Herausgebers. Beide Veröffentlichungen sind seit längerer Zeit vergriffen und nur schwer aufzutreiben gewesen: es sollten jedoch mindestens Lenaus Liebesbriefe, die des Schönsten enthalten, was die deutsche Literatur, des Eigenartigsten, was die Weltliteratur in dieser Gattung aufzuweisen hat, nicht dauernd vom Büchermarkte verschwunden bleiben, zumal das Interesse für den Dichter ungeschwächt fortlebt.

Aber auch die vielen auf ungegründeten Vermutungen beruhenden und daher schiefen, bisweilen sogar für alle Teile höchst abträglichen Darstellungen und Beurteilungen des Verhältnisses zwischen Lenau und der Familie Löwenthal nötigten zu neuerlicher und erschöpfender Vorlage des Materials, gleichsam als des Tatsachenbestandes, wie weit unser Wissen reicht, und wo das unbegrenzte Land phantastischer Kombinationen beginnt.

Der Billigung, welche meine Auffassung der Verhältnisse in der kurzen Säkularschrift „Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundert-

feier seiner Geburt" (Leipzig, Max Hesses Verlag 1902) durch Sophiens jüngsten und letzten überlebenden Sohn Baron Arthur Löwenthal erfuhr, habe ich es zu verdanken, daß mir der pietätvolle Erbe und Bewahrer der Familienüberlieferung alle Handschriften seines Besitzes, die auf Lenau Bezug haben, zu freier Benutzung überließ, worunter sich nicht nur die sämtlichen Briefe Lenaus an Sophie, sondern auch gegen hundert Gedichte und Entwürfe neben manchen minder bedeutenden Reliquien befanden.

Die oft aufgeworfene Frage nach dem Verhalten des Gatten kann nunmehr befriedigend beantwortet werden auf Grund der an ihn gerichteten Briefe und seiner eigenen Aufzeichnungen über Gespräche mit dem Dichter, die zugleich einen höchst schätzenswerten Beitrag zur deutsch-österreichischen Literaturgeschichte darstellen.

Sophiens Persönlichkeit, welche bei dem Mangel an Äußerungen von ihrer Seite bislang in einem der Legendenbildung besonders günstigen Halbdunkel geschwebt hatte, war durch Züge aus ihrem Jugendtagebuch, ihren Notizheften und Familienbriefen in ein einigermaßen helleres Licht zu rücken und schärfer zu umreißen. Ihr handschriftlicher Nachlaß bot als charakteristisches Zeugnis ihrer Bildungswelt und Weltbildung die Erzählung „Mesalliiert", welche der Verlag gleichzeitig erscheinen läßt.

Baron Löwenthal, dem wir auch noch für die Mehrzahl der Bilderbeilagen verpflichtet sind, und unter dessen regem Anteil also die Ausgabe zustande kam, vermag ich leider das vollendete Werk nicht mehr zu überreichen: er ist am 14. Dezember 1905 dahingeschieden. Doch eignet ihm das Buch darum nicht minder: nicht etwa, weil es seinen Namen auf dem Titel führt, oder weil es dem Greis am Ende eines langen, arbeits- und ertragreichen Lebens durch Rückerinnerung an der Kindheit fabelhafte Tage ein letztes Ergötzen gebracht hat, sondern weil es auf

jeder Seite das Gepräge seines Geradsinns trägt, der der Wahrheit keinen zagen Vorbehalt setzen, kein scheues Rückhalten ihr auferlegen mochte.

Nach ihm gebührt mein Dank dem Neffen und der Nichte Lenaus, Herrn Baurat Schurz und Frau Katharina Mauch, die sich nicht entzogen, wo es das Andenken ihres geliebten Oheims galt. Sie haben es mir ermöglicht, Sophie wenn schon in wenigen, so doch vollwertigen Stücken an und über Lenau zu Wort kommen zu lassen.

Weitere freundliche Unterstützung ward mir zuteil durch Herrn Hermann Kiewy in Hamburg, Frau Gabriele Tandler v. Tanningen in Wien, endlich durch den hochlöblichen Stadtrat der k. k. Reichshaupt- und Residenzstadt Wien.

Wehen Herzens nehme ich selbst von dieser Arbeit Abschied, die mir in größtem Glück und herbem Unglück eines Jahres eine willkommene Aufgabe gewesen, eine aufrichtende Beschäftigung geworden.

Dir, treue, wackere Gehilfin in der Zeit unserer schönsten Hoffnungen, in der Zeit der bittersten Leiden, deren letzte Sorge, fast letztes Wort noch unserem Buche galt, dir, gutes, teueres Weib, sei mein Gruß in jene Sphären nachgeweint, aus denen du jetzt mit unendlicher Liebe verklärt auf mich, den Gramgebeugten, niederschauest!

Bad Reichenhall, 24. August 1906.

Eduard Castle.

Inhalt.

Verzeichnis
abgekürzt zitierter Werke.

Bauernfeld = Bauernfelds ausgewählte Werke in vier Bänden, hgg. von Dr. Emil Horner. Leipzig. Max Hesses Verlag [1905].

Bw. Grün=Frankl = Aus dem Neunzehnten Jahrhundert. Briefe und Aufzeichnungen. Herausgegeben von Karl Emil Franzos. 1. Bd. Briefwechsel zwischen Anastasius Grün und Ludwig August Frankl. Hgg. von Dr. Bruno von Frankl=Hochwart. Berlin. Concordia, Deutsche Verlags=Anstalt. 1897.

D. R. = Paul Weisser, Lenau und Marie Behrends. Aufzeichnungen der Braut Lenaus und Briefe des Dichters an sie. Deutsche Rundschau 1889 LXI 420—450.

Ernst = Adolf Wilhelm Ernst, Lenaus Frauengestalten. Stuttgart. Carl Krabbe. 1902.

Frankl = Lenau und Sophie Löwenthal. Tagebuch und Briefe des Dichters. Hgg. von Ludwig August Frankl. Stuttgart. Cotta. 1891.

Frankl, Zur Biogr. = L. A. Frankl, Zur Biographie Nikolaus Lenaus. Wien. Pest. Leipzig. Hartleben. 1885.

Grillparzer = Grillparzers sämtliche Werke. 5. Ausgabe in 20 Bänden. Hgg. von August Sauer. Stuttgart. Cotta. [1892f.]

Gr.=Jb. = Jahrbuch der Grillparzer=Gesellschaft. Redigiert von Carl Glossy. 15 Jahrgänge. Wien. Konegen. 1890f.

Halm = Friedrich Halms ausgewählte Werke in vier Bänden, hgg. von Anton Schlossar. Leipzig. Max Hesses Verlag.

Heine = Heinrich Heines sämtliche Werke, hgg. von Dr. Ernst Elster. Leipzig. Bibliographisches Institut. [1887—1890.] VII.

Heusenstamm = Gesammelte Werke von Theodor Graf Heusenstamm. Wien und Leipzig. Wilhelm Braumüller. 1897—1900. VI.

Kerner = Justinus Kerners sämtliche poetische Werke in vier Bänden, hgg. von Dr. Josef Gaismaier. Leipzig. Max Hesses Verlag.

Kerners Bw. = Justinus Kerners Briefwechsel mit seinen Freunden. Hgg. von Theobald Kerner und Dr. Ernst Müller. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags=Anstalt. 1897. II. (Die Briefe nach ihren Nummern zitiert.)

Mayer = Karl Mayer, Nikolaus Lenaus Briefe an einen Freund. 2. Aufl. Stuttgart. Carl Mäcken. 1853.

Niendorf = Emma Niendorf [Fr. v. Suckow], Lenau in Schwaben. Leipzig. F. L. Herbig. 1853.

Reynaud = L. Reynaud, N. Lenau. Poète lyrique. Paris. Soc. nouv. de libr. et d'edit. 1905.

Roustan = L. Roustan, Lenau et son temps. Paris. Cerf. 1898.

Schlossar (Schl.) = Nikolaus Lenaus Briefe an Emilie von Reinbeck und deren Gatten Georg von Reinbeck, nebst Emilie von Reinbecks Aufzeichnungen über Lenaus Erkrankung, hgg von Dr. Anton Schlossar. Stuttgart. Adolf Bonz & Komp. 1896.

Schurz = Anton X. Schurz, Lenaus Leben. Großenteils aus des Dichters eigenen Briefen. Stuttgart. Cotta. 1855. II.

Meine Lenaubibliographie (Castle, Nikolaus Lenau. Zur Jahrhundertfeier seiner Geburt. Leipzig. Max Hesses Verlag. 1902. S. 108 ff.) ist fortgeführt bei Reynaud.

Verszählung bei Lenau nach Kochs Ausgabe (D. N. L. CLIV. CLV).

Berichtigungen.

17,15 adressiert statt addressiert.
23,28 freudig statt freudig.
34,17 6. August statt Ende August oder Anfang September.
47,14 schon statt schou.
49,24 nur statt uur.
69,12 Taglioni statt Tagliani.
100,33 Verrina statt Verinna.
118,4 1840 statt 1340.
148,12 allgemeinen statt allgemeineu.
175,19 mir statt nur.
207,8 gehaltene statt gehaltenen.
215,5 Überzeugung statt Uberzeugung.
242,8 ist d e n zu streichen.
287,17 auf statt auf.
318,6 Übermaße statt Ubermaße.
323,16 ich weiß es, statt ich weiß. es.
335,31 Strohhut statt Stohhut.
351,9 zwischen Nr. 19 und 20 gehört Nr. 108 (403,22).
358,26 nichts statt nicht.
361,1 lies [Weihnachten 1836.].
361,5 Weihnachtspende statt Weihnachts-spende.
361,6 folgt ein Vers: Kunst- und fleiß-erprobten.
373,14 ergänze: [Penzing.]
387,9 wär' statt wär,.
398,24 Muße statt Muse.
403,22 Nr. 108 ist Nr. 19 anzuschließen und als Datum zu lesen: (Stuttgart, September 1836.)
427,1 Nr. 167 gehört zwischen Nr. 171 u. 172.
437,22 meine statt mein.
441,32 Nr. 187 gehört zwischen Nr. 313 und 314 (504,5) und als Datum ist zu lesen: 17. Februar (1842).
442,22 lies [4. Mai 1838?].
443,19 ergänze [6. Mai 1838.].
445,7 206. statt 197.
445,21 207. statt 270.
473,6 Dürrer statt Dürr der.
498,19 Gescheite statt Gescheidte.
502,18 vom sterben sehen statt von Sterben-sehen.
504,5 zwischen Nr. 313 und 314 gehört Nr. 187 (441,32).
510,9 ist August zu streichen.
520,22 Oder statt Ich.
538,8 S. 30 statt 31.
538,26 S. 31 statt 30.
560,2 dem statt der.
571,15.16 lies: Herwegh in den . . . Nr. 63. 66 vgl. auch . . .

Einleitung.

1.

Als Lenau im Oktober 1833 wieder in Wien angelangt war, umdrängten den durch seine erste Gedichtsammlung berühmt, durch seine Amerikafahrt interessant Gewordenen alte und neue Freunde. Er erscheint jetzt in der Tafelrunde, welche sich in Neuners „Silbernem Kaffeehaus“ in der Plankengasse, beim



Lenau.
Silhouette im Besitze des Freiherrn Arthur von Löwenthal.

„Stern“ auf der Brandstätte, bei Adelgeist in der Herrengasse zusammenfand, wo neben Bauernfeld, Baumann, Herz, Huber, Kaltenbäck, Karajan, Witthauer gelegentlich auch Grillparzer und Auersperg vorsprachen.[1])

Einer aus diesem Kreise, Christian Wilhelm Huber, in der Folge Generalkonsul in Alexandria, hat, wie Schurz (I 244)

---

[1]) Vgl. Bauernfeld IV 91 f. Gr.=Jb. V 66.

berichtet, Max Löwenthal mit ihm bekannt gemacht und so ein Verhältnis eingeleitet, das für beide schicksalsschwer und verhängnisvoll wurde.

Max, in behaglichen Vermögens- und Familienumständen[1]), von seiner amtlichen Tätigkeit unbefriedigt, durch Anlage und Neigung zur Dichtkunst hingezogen, suchte und schloß begierig Freundschaft mit den Literaten seiner Vaterstadt, von denen er als Genosse aufgenommen und anerkannt werden wollte. Er hielt sich nun selbst zu ihren „liberalistischen" Gesinnungen, die seine „Skizzen aus dem Tagebuche einer Reise durch Frankreich, Großbritannien und Deutschland"[2]) mit größerem Eifer als tieferer Einsicht glossiert hatten, seit er die Regierungsmaschine aus der Nähe an der Arbeit gesehen.

Sein Erstlingswerk, eine Jambentragödie aus Ossian, „Die Caledonier"[3]), fand wohl nicht den Weg auf die Bühne, aber Müllners Anerkennung als einer poetischen Talentprobe. Mit einem Romanzenkranz „Der Cid"[4]), dem eben damals glanzvoll hervorgetretenen Zedlitz gewidmet, lenkte er in das beliebte episch-lyrische Gleis der Romantiker. Eine Sammlung lyrischer Gedichte, zum Teil „für Freunde" schon gedruckt, harrte noch des Verlegers.

Die Annäherung an Lenau mag durch dessen Bekanntschaft mit der Familie von Löwenthals Schwiegereltern erleichtert worden sein. Jener Jugendfreund, dem zuliebe Lenau die Ackerbauschule in Ungarisch-Altenburg für kurze Zeit bezog, Fritz Kleyle, hatte ihm auch von seinem einflußreichen Oheim, dem eigentlichen Schöpfer jener Schule, Hofrat von Kleyle, erzählt[5]), der sich väterlich seiner annahm, hatte ihn sogar 1825 für den Peter- und Paulstag in dessen Landhaus nach Penzing einge-

---

[1]) Vgl. Wurzbach XV 451f.

[2]) 2 Bände, Wien, Wallishauser 1825.

[3]) Wien, Wallishauser 1826.

[4]) 1828; gedruckt Wien, Ghelensche Erben 1831.

[5]) Vgl. I. Buch Nr. 264 (287,23f.). — Über Franz Joachim Ritter von Kleyle vgl. Gräffer III 220f., daraus Wurzbach XII 83f.

laden, ohne daß Lenau, gerade tief in Geld- und Liebesnöten verstrickt, hingekommen wäre. Vielleicht hatte ihn Fritz mit Cousine Lotte, des Hofrats ältester Tochter, bekannt machen wollen, zu der er in einer starken, ihrerseits, wie es schien, erwiderten Liebe entbrannt war. Jedenfalls ward das Geheimnis dem Freund früher oder später in Altenburg anvertraut, desgleichen auch der wahrhaft tragische Ausgang dieser Neigung. Lotte vermählte sich am 8. Januar 1828 mit einem als Menschen wie als Gelehrten gleich ausgezeichneten jungen Mann, Dr. Philipp Mayer, Lehrer der Kinder des Erzherzogs Karl; drei Monate später raffte beide im Zeitraum von fünfzehn Tagen ein Nervenfieber hinweg.[1] Lenau, selbst aufs tiefste erschüttert von Bertas Treubruch, der ihn gerade damals betroffen, hat den Freund durch Wort und Lied zu trösten gesucht.[2]

Wie einstens Lotte stand nun deren Schwester Sophie in holder Jugendblüte; wie einst von dem glücklichen Liebhaber Fritz, so hörte jetzt Lenau von dem beglückten Gatten Max den Preis der „Unwiderstehlichen" und ward gedrängt, den Zauber auf sich selbst wirken zu lassen. Hat ihn gerade die Erinnerung zum Zögern oder seine Scheu vor der leichten Geselligkeit, wie sie in den Wiener Familienzirkeln gepflegt wurde, zum Wegbleiben veranlaßt? Er folgte der Einladung auch diesmal nicht.

Erst im nächsten Herbst, als er von einem neuerlichen Aufenthalt in Schwaben nach Wien zurückgekehrt sich ohne Freunde, ohne Häuslichkeit, ohne Zerstreuung, ohne geistige Anregung sah, als Leere und Unbehagen sich zu einer Schwermut steigerten, alsbald nahe an Hypochondrie, gegen welche auch das gewöhnliche Heilmittel, ernstes Studium (Herbarts), versagte, besuchte er Löwenthal, der mit seiner Familie bei den Schwiegereltern in dem unfernen Penzing auf dem Lande wohnte.[3]

[1]) Mayer † 7., Lotte † 22. April; vgl. Dichtungen von Dr. Philipp Mayer, hgg. von Max Löwenthal, Wien, Ghelensche Erben 1828.

[2]) Vgl. den Brief an Fritz, Wien, 6. Juni 1828, Frankl 237, und das Gedicht „An Kleyle". Über Berta s. Castle, Nikolaus Lenau S. 32f.

[3]) Am 14. ? September 1834. Das Datum des Briefes an Emilie von Reinbeck (Schl. 60) „Wien, 20. September 1834" ist nicht zu vereinen

Der erste Eindruck war wenig günstig: der Ton der ganzen Familie, bei ziemlicher Bildung doch mehr auf jenen leichteren geselligen Genuß gestellt, vollends das „recht heitere" (wir dürfen uns denken: laute) Wesen der Frau Hofrätin, Sophiens Mutter, einer Hausfrau nach derber niederländischer Art, berührte ihn unangenehm, und er gedachte bald wieder wegzubleiben. Als das interessanteste Glied der sehr zahlreichen Hausgenossenschaft erschien ihm noch immer Sophie, die er nur im Dämmerlicht des Abends zu sehen bekommen hatte. Aber

Ein Augenblick, so schnell er flieht,
Ist g'nug, daß sich zwei Herzen nie vergessen;
Ein Blitz genug, die Zukunft zu ermessen,
Von Gram und Leid ein weites Nachtgebiet. (Alb. 583 f.)

Um Sophiens willen mag er gegen seine Art eine Einladung zum Speisen auf nächsten Mittwoch angenommen haben. Nun lautet das Urteil schon ganz anders: recht gute, feine Menschen, die ihm sehr zugetan seien. Sonntag darauf macht er mit ihnen eine Partie nach Nußdorf. Mondhelle Nacht, Fahrt auf der Donau, fröhliches Nachtessen auf dem Balkon, Heimfahrt um zwölf Uhr: das ist nicht übel. Aber die Hypochondrie schlägt immer tiefere Wurzeln, nur der gewisse innere Riß wird immer tiefer und weiter. Es hilft alles nichts. Er weiß, es liegt im Körper, aber — aber —.

In der Tat hatte es ihm Sophie bereits angetan. Gewohnt, eine Schar von Weibern zu verdunkeln, süß geschwätzig, im Widerspruch gewandt und geistvoll, liebenswürdig bis zum

mit Schurz I 274/5, gegen dessen festgeschlossenes Kalendarium für diese Wochen kein Bedenken aufkommen kann. Dagegen bleibe ich trotz der Einwendungen Reynauds 112/3 in Hinblick auf den klaren Wortlaut des Briefes an Emilie und wiederholter übereinstimmender Angaben Lenaus (vgl. die Anm. zu 319,26) gegen Schurz I 243 dabei, daß Lenau Ende 1833 Sophie persönlich noch nicht kennen gelernt hat. Das Gedicht „Stumme Liebe" stellt sich dem Motiv nach zu „Scheideblick" und „Lebewohl an Eugenie"; nichts zwingt „Wandel der Sehnsucht" auf Sophie zu beziehen, die keines von allen diesen Gedichten je für sich in Anspruch genommen hat.

Verwirrenden, so war ihm die Vierundzwanzigjährige[1]) entgegengetreten. Mit ihren Blicken, den „scharfen Herzdurchdringern“[2]), hatte sie ihn bezaubert.

> Wie tief dies Auge mit der Schattenwimper
> In süße Einsamkeit das Herz entreißt
> Und alle Welt umher vergessen heißt. (Faust 1787 f.)

Auch war sie schön.

> Der wahren Frauenschönheit holder Macht
> Kann widerstehen keine Macht auf Erden. —
> Das ist dein Schönstes: daß in deiner Nähe
> Auch wilde Sünderherzen weicher schlagen,
> Daß ein Gefühl sie faßt mit dunklem Wehe
> Aus ihrer Unschuld längst verlornen Tagen.
> (Faust 1846/7, 1866 f.)

Unschuld! Wie furchtbar hat Lenau den Verlust dieser „besten, schönsten Habe des Menschenlebens“[3]) empfunden und beklagt! Wie nagte an ihm fort und fort das unglückliche Geheimnis, die bittere und verdüsternde Erinnerung seiner unbewachten Jugend, der gewisse innere Riß![4])

> Das sehnlichste, das quälendste Verlangen,
> Das schuldbewußte Seelen weichrer Art
> Ergreift auf ihrer dunklen Erdenfahrt,
> Ist der Gedanke: hätt' ich's nie begangen!
> Der Qualgedanke: wär' ich rein geblieben!
> Verfinstert ihnen jeden holden Stern,
> Vergällt der Freude innerlichsten Kern,
> Hat manchen schon in frühen Tod getrieben. (Alb. 1457 f.)

Seither durchirrte er den Wald des Lebens wie ein angeschossenes Wild, je stärker sein Lauf, desto heftiger bluteten seine Wunden. Der Feind fand in seiner erregten Phantasie einen unerschöpften Vorrat von Dolchen und Pfeilen. Einmal bis ins Mark verletzt, blieb seine Seele empfindlich auf immer.[5])

[1]) Sie war am 25. September 1810 geboren.

[2]) „Der Fingerhut.“

[3]) „Einem Knaben.“

[4]) II. Buch Nr. 193 (445,16 f.).

[5]) „Robert und der Invalide.“

„Eine flüchtige Erinnerung, und die Brust ist in Aufruhr. Solche Seelen sind wie die Luft auf sehr hohen Bergen. Man darf da, wie die Bergbewohner sagen, kein Steinchen hinabwerfen, sonst steigen sogleich Nebel auf. So leicht erschüttert ist die Gebirgsluft.“ [1])

Wie gerne hätte er den Jammerbalg Reue erschlagen [2]); doch „nur der Stolz kann gegen Reue waffnen“ [3]), und auch der war schwer verletzt. Er, der immer gleich „auf Leben und auf Sterben, auf Heil und ewiges Verderben“ liebte [4]), konnte es „nicht tragen, von einem Weib zu werden abgeschlagen“. [5]) So warf er denn von nun an seinen Haß auf jene Ungetreue und hielt sich wach und warm mit Rachebildern. [6])

> Auf eine stürze dich vor allen,
> Zerreiße schnell mit deinen scharfen Krallen,
> Verschling auf immer du in deinen Rachen
> Ein Frauenbild, das mich will weinen machen!
>
> (Alb. 29 f.)

War es eine poetische Ahnung, die ihm das „Begräbnis der alten Bettlerin“ vor die Seele führte, lang ehe die Fiedel gebrochen, die einst so hell geklungen?

Überzeugt: „Für mich ist jedes Glück verloren“ [7]), kam er zu dem verzweifelten Entschlusse, niemals mehr ein Weib voll Liebe und Treue als Braut zu umschlingen. [8]) Da die Stuttgarter Freunde ihn zu „Liebe und Vermählung“ locken wollten, bog er nach einigem Schwanken ab, seinen trüben Lebensgang allein weiter zu wandeln.

Und nun erfühlte er aufs neue Frauenschönheit und erbebte im Innersten.

> Mag auch des Sünders Herz zur Lust entflammen,
> Wenn er in deine Zauberfülle blickt,
> Doch sieht er auch dein Ewiges und schrickt
> An dir, du Himmelsabgrund! scheu zusammen.
>
> (Faust 1870 f.)

---

[1]) Frankl 238; vgl. „Leichte Trübung“. — [2]) Faust 3270. — [3]) Faust 2761. [4]) Faust 521/2. — [5]) Faust 1557. — [6]) „Die nächtliche Fahrt.“ — [7]) Faust 736. [8]) Faust 719 f.

Er versinkt in ein immer schwermütigeres Dahinbrüten. Um sich ihm zu entreißen, unternimmt er einen Ausflug nach Steiermark[1]), der ihn auf kurze Zeit seinem fatalen Unmut entzieht; aber kaum zur Rückreise in den Wagen gestiegen, ist er auch schon wieder in den alten Trübsinn zurückgefallen. Heftige Gemütsbewegungen suchen ihn immer häufiger heim. Da bietet wieder Penzing ein anderes Gegenmittel; man macht bei Löwenthals viel und gute Musik; namentlich Mikschik spielt mit ungemeiner Tiefe und Energie Beethoven, der auf Lenau wirkt wie kein Geist auf Erden, selbst der große Brite nicht ausgenommen. Da läßt er sein Herz recht durchstürmen, und solche Abende verfließen vergnügt. Dazu noch das behagliche Gefühl, daß man in einem Hause gern gesehen ist, daß sich die Familienglieder einem immer liebenswürdiger erzeigen. Je mehr gewohnt und gefühlt, als gewollt und bewußt, desto unwiderstehlicher wirkt der Reiz geselliger Häuslichkeit auf den unbehausten Junggesellen, während er noch immer glaubt, mit der Unwiderstehlichkeit sei's nicht so arg. Manchmal, beim Geklirr der Teller und Messer, beim wüsten Durcheinanderplaudern einer unharmonischen Menschenmenge, erfaßt ihn wohl wieder der Gedanke des Fremd-, des Vergesellschaftetseins, und die Sehnsucht nach einem vergnügten, sich selbst genügenden Zusammenleben mit befreundeten Herzen, nach der Harmonie bei Reinbecks überkommt ihn. Der Gedanke, den Winter über in Wien zu bleiben und recht zu arbeiten, ist ihm gleich vertraut wie der, aufs neue nach Schwaben zu fahren. Eigentlich weiß er selbst nicht, was er möchte. Er bildet sich ein, die Herausgabe des „Faust" dränge zur Abreise. In plötzlichem Entschluß verläßt er am 19. November Wien.

Was ihn aber in Wirklichkeit bedrängt hatte, war einige Tage vorher zur Entscheidung geführt worden. Am 8. November hatte er Sophie die ersten an sie gerichteten Gedichte gegeben:

---

[1]) I. Buch Nr. 1.

Ach, nur ein leises Wort, ein Hauch, ein Blick
— Und wär' es nur ein mitleidsvoller Trug —,
Daß du mich liebst, es ist genug, genug,
Auf immer zu verwandeln mein Geschick.
Mir wird aus deinem holden Liebeszeichen
Ein ewig grünes Eiland auferstehn,
Verzweifelnd muß die Hölle rückwärts weichen;
Vergebens werden dann Erinnerungen
Aus meinen wüsten, schuldgetrübten Tagen
Ans heilige Ufer meiner Liebe schlagen,
Ich bin gerettet, hab' ich dich errungen!

(Faust 1951 f.)

Das verlangte Liebeszeichen ward erteilt, seine Verse — es waren drei Gedichte: „Wunsch" („Urwald, in deinem Brausen"), „Meine Furcht" und ein drittes, das Sophie später selbst nicht mehr mit voller Sicherheit zu bezeichnen wußte[1]) — wurden mit Wohlgefallen angenommen: er hatte sie errungen; was ihm ihr Herz gewonnen hatte, wußte er freilich selber nicht zu sagen.

Warum ein Sänger zarte Frauen
Mit schönem Lied so mächtig rührt,
Daß er sie von der Freude grünen Auen
Zur Schwermut, die dem Tode hold, entführt? —
Hört ihre Seele, wenn sie lauschen,
Im schönen Liede schon auf Erden
Die himmlischen Gewande rauschen,
Die sie, verklärt, umkleiden werden?
Spürt in des Liedes trunknen Reden
Ihr Herz die Hauche süß erschrocken,
Die schmeichelnd einst gespielt im Eden
Mit ihrer Ahnfrau goldnen Locken?
So daß ihr Herz hienieden bangt,
Und sich die Seele fortverlangt?
O Frauenherz! o zarte Seele!
Wer mag ergründen, was dich quäle?

(Alb. 547 f.)

---

[1]) II. Buch Nr. 1—3.

2.

Aus Sophiens Mädchentagebuch.

Jedem, mit dem ich nicht in fortdauernden Verhältnissen lebe und vor dem meine Seele nicht in ihrer ganzen Freiheit sich entfaltet, werde ich ein rätselhaftes Wesen sein, man wird immer falsch über mich urteilen.

Schiller an Lotte.

Sonntag, den 1. Jänner 1826.[1])

Der Vater fuhr zum Erzherzog Karl, unserem gnädigsten Herrn, seine untertänigsten Glückwünsche darzubringen. Ich setzte mich zu Jetti[2]) und las den Racine, um allen Glückwünschen zu entgehen. —

Lotte[2]) und ich gingen mit dem Vater in die Messe in die Annakirche, wo ich recht andächtig Gott um ein reines zufriedenes Herz bat, denn alles andere stell' ich seiner Vaterhuld anheim; um die Zukunft bin ich gar nicht bekümmert, „ich hänge mit Bienenlippen an der Gegenwart", wie Matthisson sagt, und werfe alle meine Sorgen und etwanigen Schmerzen auf den Herrn im Himmel, der für alle seine Geschöpfe sorgt und keine Bitte unerhört läßt, wenn sie nicht unserem wahren Wohl, welches wir so selten erkennen, zuwider ist. —

Nach Tische schrieb ich mein Journal vom alten Jahre fertig und nähte dieses; als ich eben fertig war, kam Köchel[3]), lachte mich über seine Ungleichheit aus und beschnitt es, wie wohl zu sehen, sehr zierlich und nett, wobei wir plauderten und lachten. Er ist so gut und liebenswürdig!

Sonntag, den 8. Jänner.

Heute war die erste Unterbrechung unsers Einsiedlerlebens; wir waren den Abend bei Sartorius, spielten Charaden, wobei

[1]) Heft in 4°, 30 Bl.: „Tagebuch begonnen den 1. Jänner 1826." Beisatz von Sophiens Hand: „Nach 58 Jahren 1884 lese ich es wieder mit lebhaftem Interesse. Dies mein Tagebuch von Scharschmids zurückbekommen nach Köchels Tode. Köchels Tagebuch haben sie jetzt von mir."

[2]) Schwester Sophiens.

[3]) Ludwig Köchel war damals Lehrer im Hause des Grafen Philipp Grünne, Generaladjutanten des Erzherzogs Karl.

ich mich gar nicht unterhielt. Ehe wir zu Sartorius gingen, war Köchel da, unser treuer Freund, der uns in Leid und Freud nicht verläßt, wenn längst alle andern sich scheu zurückziehen.

Montag, den 9. Jänner.

Knapp[1]) war da bis 11 Uhr; ich machte die Weltsinnia (?) fertig, sie ist hübsch geworden. Dann zeichnete ich an einem Papaver oder Mohn zur Aufgabe.

Dienstag, den 10. Jänner.

Während wir beisammen saßen, kam ein Herr zur Mutter um die Nachfrage wegen unserer Küchenmagd, ich hörte dies und sagte lachend zu Köchel: „Das muß ein guter Mann sein, der anstatt seiner Frau um eine Nachfrage kommt“. „O weh!“ erwiderte Köchel, „da ist der Mann schon begraben und nur der gute geblieben.“

Donnerstag, den 12. Jänner.

Nach Tische mußte ich mit der Mutter zur Komtesse Zoe[2]) fahren. Gräfin Rosalie bewillkommte uns lachend, in einiger Entfernung grüßte — Köchel. Ich setzte mich auf einen Stuhl, Köchel neben mich. So war das nun gekommen, was ich schon lange gewünscht und gefürchtet hatte, ihn in dem Hause zu sehen; es war mir erfreulich und schrecklich zu gleicher Zeit; ich war so überrascht, daß, hätte mich die Gräfin nicht zum Glück unbeachtet gelassen, ich sicher eine sehr alberne Rolle gespielt haben würde. So hatte ich Zeit, mich zu sammeln und zu erholen, und Köchels angenehme Gesellschaft, sein zwangloses Benehmen gab mir etwas Fassung wieder. Wir schwatzten ziemlich leise und ganz unbemerkt miteinander, und ich sah mit Vergnügen, daß mir Köchel selbst in solcher Gesellschaft nicht fremder begegne als zu Hause.

---

[1]) Sophiens Lehrer im Malen.

[2]) Grünne.

Freitag, den 13. Jänner.

Köchel erhielt die Erlaubnis zu bleiben. Ich setzte mich wieder an meine Arbeit, er neben mich, wir waren beide vergnügt, aber mehr ernst als lustig. Ich besah seine Brandwunde, die noch immer sichtbar ist, und machte ihn lachend auf meine schwielige Hand aufmerksam; „ich liebe die weichen Hände, die müßigen, nicht,“ sagte er, und drückte die meine. Wie viel Gedanken und Gefühle mich durchkreuzten, wie ich ihn ansah und er mit den leuchtenden Augen mich wieder, das mag und kann ich nicht niederschreiben, nicht mit den toten Buchstaben das warme lebendige Gefühl ohne Grauen hermalen. — Daß Köchel mir die Hand gedrückt, er mir, das schwebt mir wie ein unbegreiflicher Traum vor; ich habe nie geglaubt, ihm zu gefallen, nie ihm interessant oder wert zu sein, ich habe es nicht einmal zu hoffen gewagt. Wie ich mich auch gegen ihn betrug, es war reine Natur, was ich mit ihm, was aus meinen Zügen sprach, es kam aus meiner Seele tiefsten Tiefen, ich habe nie nachgedacht, wie ich mit ihm sprechen, mit ihm sein muß, ich habe nur gefühlt, und Gefühl hat zugereicht.

Samstag, den 14. Jänner.

Der Vormittag verging mit Zubereitungen zum Ball. Um 4 Uhr ließ ich mich mit einer sehr kleinen zarten blauen Girlande frisieren, zog weißatlassene Schuhe, ein weißatlassenes Unterkleid, mein gesticktes Organdinkleid, welches ich zu Weihnachten erhielt, drüber eine blaue Binde und weiße Handschuhe an, um den bloßen Hals nahm ich ein goldenes Kreuz mit einem Türkis von der Mutter an einer kleinen goldenen Kette, an den langen Ärmeln Brasseletten.

Ich tanzte einen köstlichen Walzer mit van der Mill, wir tanzten einige Touren, dann sprachen wir von unseren Familien, von Fußreisen, von allem, was uns interessant war; er sprach so vernünftig über alles, mit so viel Liebe und Achtung von seinen Eltern, die er den Frühling in Triest besuchen will, von seinen übrigen Anverwandten in Prag, daß er mir sehr wohl

gefiel und ich mich innig freute, unter der jetzigen verwilderten männlichen Jugend noch Menschen und Männer zu finden.... Ich sagte ihm, daß ich mich gefürchtet habe, keinen Tänzer zu bekommen, was er lächerlich fand; ich sagte, daß es mir doch schon geschehen sei, nämlich vor drei Jahren, wo nur höchst selten ein Tänzer aus Barmherzigkeit mit mir getanzt habe. „Sie rächen sich schön, Sie üben jetzt diese Barmherzigkeit," war seine Antwort. „Ich?" rief ich erstaunt, „Sie irren sich, ich bin nicht schön und nicht ausgezeichnet liebenswürdig, ich würde daher niemand damit einen Gefallen tun." „Das Zweite," sagte er, „kann ich widerlegen, das Erste dieser" — bei den Worten drehte er mich um, und ich stand erstaunt vor einem — Spiegel.

Sonntag, den 15. Jänner.

Dienstag, als wir bei Tische saßen, kam der Vater und brachte den Logenschlüssel. Ich war überzeugt, daß Köchel in die Loge kommen werde; er kam auch, als das erste Stück, ein unbedeutendes Lustspiel, vorüber war. Er war so heiter, so liebenswürdig, daß mir der Abend auf die angenehmste Art verging. Als das Stück beendigt war und wir zu unserem Wagen eilten, ging er neben mir her und war so mutwillig, daß ich sagte, es müsse ihm etwas sehr Angenehmes begegnet sein. „Ich brachte den Abend in Ihrer Gesellschaft zu, kann mir etwas Angenehmeres begegnen?" sagte er. In dem Augenblick rief mir die Mutter, er verneigte sich gegen mich mit einem so freundlich verklärten Antlitz, daß ich es eine Minute lang mit Vergnügen ansah, ehe ich ihm eine gute Nacht wünschte.

Mittwoch beendigte ich das kleine Bukett in Tante Linis Stammbuch und fing eine weiße Kamelie nach der Natur an. Ich mußte es auf Befehl der Mutter dem Fligner zeigen, der, wie ich später von Rosalie[1]) erfuhr, damit zur Mutter ging und sagte: „Gnädige Frau, ich gratuliere Ihnen zu einer solchen Tochter".

[1]) Schwester Sophiens.

Sonntag, den 29. Jänner.

Am Morgen, als ich die Mutter anzog, hatten wir ein sehr ernstes Gespräch über Lotte; ihre gestrige üble Laune hatte der Mutter Anlaß zu vielen sehr richtigen Bemerkungen gegeben. Sie sagte, Lotte sei gekränkt gewesen, daß Köchel mich ihr vorgezogen habe, überhaupt bemerke sie seit einiger Zeit, daß Köchel weit mehr seine Aufmerksamkeit auf mich richte. Sie glaubt daher nicht, daß Köchel in Lotte, wohl aber daß Lotte in ihn verliebt ist. Vorigen Winter habe er sie wohl ausgezeichnet, aber jetzt sei das vorbei. Ich erstaunte, daß die Mutter so scharf und richtig sah, und persiflierte Lotte über ihre Eifersucht, die ich wohl bemerkt hatte. Wüßte ich, daß Köchel mich liebt, wüßte ich, daß ich ihm wert bin — wohl hat er mir einige Mal leise die Hand gedrückt, hat mich wohl mit leuchtenden Augen angesehen, aber gesagt hat er nie etwas — Herr im Himmel! gib mir ein Zeichen, daß er mich liebt, daß ich hoffen darf; wo nicht, so sende mir die Nachricht vom Gegenteil, und ich will mich losringen und den Kampf mit meinem Herzen beginnen, in dem zu siegen ich die Kraft in mir fühle. —

Dienstag nachmittag (den 7. Februar) schickte der Vater ein Briefchen, in welchem er uns sagte, wenn wir die Masken sehen wollten, die heute bei Hof erschienen, so sollten wir in möglichster Eile kommen. Lotte, Karl, Fritz[1]) und ich liefen mit der Baronin Kölbel in größter Eile über die Bastei zum Vater; er ließ uns durch den Saaltürhüter in die hellerleuchtete und schon ziemlich mit Menschen gefüllte Trabantenstube führen. Der dort befindliche Hoffurier wies uns einen sehr guten Platz an. Nach und nach kamen aber so viele Leute, daß wir in eine Ecke gedrängt wurden und nur mit Mühe sahen. Wir blieben eine Weile in dieser unbehaglichen Lage, als plötzlich ein Mann im goldbordierten Tuchkleid mit dem Ausruf: „Da sind ja die Fräuleins“ auf uns zustürzte. Wir traten vor, ein Kammerfurier ersuchte uns mit einem tiefen Bückling, ihm zu folgen, und wir traten mit frohen Gesichtern durch die geöffnete

[1]) Brüder Sophiens.

Tür. Unsre Führer schritten rasch voran, wir folgten; die Wachen und Trabanten wichen ehrerbietig aus und wir kamen so über Haupt- und Hintertreppen durch matterhellte Gänge und Hallen in die Vorzimmer des Kaisers. Die lauthallenden Tritte der Männer verwandelten sich in leises Schleichen, der Goldbordierte öffnete eine Tapetentür, der andere empfahl sich, wir standen in einem Zimmer des Kaisers, das durch eine niedre drapierte Barrière zur Hälfte unterteilt war. Es waren sehr wenig Frauen da. Die Baronin stand mit den Dreien auf einem guten Platz, mich führte der Goldbordierte an die Seite einer Dame, die mir mit ausgezeichneter Artigkeit Platz machte und mir zuliebe den Hut abnahm.

Gründonnerstag, den 23. März.

Die Großmutter[1]) war seit Montag morgen gefährlich krank und im Bette. Mittwoch war das Übel so bedenklich, daß die Ärzte befahlen, einen Geistlichen kommen zu lassen; die Mutter ging zum Superintendenten Wächter, ihn zu bitten, er möge denselben Abend noch die Großmutter besuchen. Die meisten waren wider diesen Besuch, den die Großmutter (glaubten sie) als die Ankündigung des Todes ansehen werde. Der würdige Mann, in jeder Beziehung so achtungswert, zeigte sich kaum mit dem herzlichsten Willkommen der Großmutter, als sie mit einem Freudenschrei aus ihrem beinahe bewußtlosen Zustand erwachte und den Mann, den sie ihr Leben lang nie ohne Ehrerbietung und Innigkeit nannte, aufs freundlichste mit lauter Stimme beim Namen rief. Mit der Sanftmut und Milde des wahren Christen sprach und ermahnte er ziemlich lange Zeit, dann ging er mit dem Versprechen, ihr den andern Tag um $^1/_2$ 12 Uhr das Abendmahl zu reichen. Die beiden Tanten, welche die Nacht dort geblieben waren, ließen uns in aller Frühe holen, da sie den Tod der Großmutter beständig fürchteten. Auch Wächter kam auf ihre Veranlassung schon um 8 Uhr und reichte ihr das

---

[1]) Gemahlin des Reichshofrates von Ockel.

Abendmahl, nach einer äußerst rührenden Rede, bei welcher alle Anwesenden weinten. Was ich dabei fühlte, kann und mag ich nicht nachholen, denn aufgewärmte Gefühle, wie Lotte sagt, sind mir sehr zuwider. Die Großmutter war nach der Zeremonie sichtlich besser und rief uns alle eines nach dem andern zu sich und nahm äußerst rührend Abschied. Kein Auge blieb trocken, und es dauerte eine lange Zeit, ehe wir uns gefaßt und gesammelt hatten. Den ganzen Tag schwebte ein seliges Lächeln um die vom Schmerz verzogenen Züge. Sonntag abends um 9 Uhr ging der Vater mit mir zu Hause, die Mutter blieb die Nacht dort. Als ich des Morgens erwachte, sah ich den Vater durch das Zimmer gehn. Ich rief ihn, er kam herbei: „Sie hat vollendet“, sagte er und ging.

Donnerstag, den 13. April.

Der Vater hat ein sehr hübsches Haus mit einem zehn Joch großen Garten gekauft in Penzing, und wir haben jetzt viel mit der Einrichtung desselben zu schaffen, da wir Ende dieses Monats hinausziehen wollen. Köchel, mein lieber guter Köchel, kommt auch seit ungefähr acht Tagen wieder zu uns; daß mir das nicht unangenehm ist, kann man sich leicht denken. Ich bin nicht abergläubisch, fürchte mich nicht vor Gespenstern und Koboldеn, bemühe mich nicht, meine Träume zu deuten, und doch glaube ich an Ahnungen. Worauf mein Glaube sich gründet, will ich sagen. Ich saß eines Nachmittags ziemlich verstimmt in dem ehemaligen Knabenzimmer, in welchem wir jetzt essen, und las „den Fremden“, eine ziemlich langweilige Komödie von Iffland. Die Mutter leistete Karl Gesellschaft, der seit einigen Tagen unpäßlich ist, und Lotte war in ihrem Zimmer. Ein lautes Gelächter der Mutter, das auf dem Gang erscholl, erregte meine Aufmerksamkeit; ich horchte; es war alles wieder still, und ich wollte weiter lesen, war es aber nicht imstande. Die Buchstaben hüpften auf dem Papier herum, die Hand bebte, das Herz klopfte unbändig und schrie: Köchel ist da! Der Verstand sagte: es ist nicht wahr, es ist unmöglich;

das Herz wiederholte seine Phrase, und die Vernunft hörte ruhig diesem Zwiespalte zu; um aber die Streitfrage zu entscheiden, befahl sie dem Körper, sich zu erheben und sich in Karls Zimmer zu verfügen, wo das Herz behauptete, daß Köchel sei — und siehe, das Herz hatte recht. Da stand Herr Ludwig Köchel, der oftgenannte Held dieses Romans, in aller Anmut und Liebenswürdigkeit und sah mich, die ich erstarrt an der Tür stand, mit freundlichem Antlitz lächelnd an. Er ist noch ganz derselbe gute, liebenswerte Mensch, der er war, als wir für so lange Zeit schieden, und meine schöne Ruhe und Kälte ist total dahin; an ihre Stelle ist aber die schon beschriebene Unruhe getreten, die aber, aufrichtig gesagt, doch angenehmer ist als das Herumgehen ohne Herz. Ich wäre sicher unglücklich, wenn ich nicht hoffen dürfte, daß ich ihm auch nicht gleichgültig bin. Er hat schon vor der Scharlachgeschichte zwei herzige Gedichtlein auf mich gemacht, die desto merkwürdiger sind, da ich wirklich nicht begreife, was man von mir sagen und noch dazu in Versen sagen kann. Während Karls[1]) Krankheit schrieben Zoe, Rosalie und der Graf an ihn und Köchel, und diese Briefe, da Karl die seinigen sich vorlesen ließ und dann ihrer nicht mehr achtete, brachte mir gestern mein edler Held, aber mit der Bitte, sie niemand zu zeigen noch etwas davon zu sagen, was ich sehr billig finde und genau tun werde. Als ich den Abend die Briefe entfaltete, fand ich eine Schilderung meiner selbst in Versen; also hat er doch an mich gedacht, da ich mich schon ganz vergessen glaubte! Guter, lieber Mensch!

Sonntag, den 23. April.

Du lieber Gott, was uns nicht alles quält und kränkt auf dieser Welt! Kleinigkeiten, die uns hinterher lachen machen und uns doch so beschäftigen und beunruhigen, daß wir gar nicht imstande sind, etwas anderes zu denken. Ich bin auch,

[1]) Graf Grünne, Köchels Zögling, nachmals Generaladjutant des Kaisers Franz Joseph.

so heiter ich scheinen mag, recht unruhig und beängstigt, mein Inneres ist in einem beständigen Zwiespalt. Seit zehn Tagen kam Köchel beinah' täglich und die letzteren Tage täglich zweimal. Köchel half uns recht ordentlich packen, war seelenvergnügt und liebenswürdig; gestern kam er den Morgen und brachte mir eine kleine männliche Karikatur, welche ich neulich beim Packen unter meinen Sachen fand und ihm zu zerreißen gab, ausgeschnitten, auf weißes Papier geklebt und rings mit komischen Versen umschrieben. Ich nahm sie, schloß sie in meinem Kasten ein und sprach dann noch eine Weile mit ihm, indem ich den vier Kleinen die Strickereien verbesserte. Er war im Begriff zu gehn und stand mit dem Hut in der Hand an meiner Seite, als der Graf Grünne hereintrat. Köchel ging sogleich in das Schlafzimmer, in welchem die Mutter war; ich begrüßte den Grafen, der ihn noch nicht bemerkt hatte. Dann setzte ich mich an meinen Tisch, flickte Strümpfe und dachte nach, ob ich gehn oder bleiben solle, als Marie[1]) lachend herbeikam und mir erzählte, der Graf habe Köchel gefragt: „Ist da die Universität?“ Köchel antwortete: „Es ist wohl noch besser“ und lachte, obwohl ich nicht glaube, daß ihm sehr lächerlich zumute war. Er hatte zu Hause gesagt, er gehe auf die Universität; da er aber unfähig ist zu lügen, bin ich überzeugt, daß er dort war, ehe er zu uns kam, oder die Absicht hatte, nachher hinzugehen. Das Ganze war mir spaßig, ich nahm mir vor, ihn damit zu necken. Aber wohl Böses ahnend, beschloß ich, von der Sache zu schweigen, und plauderte mit Marie. Nach einer Weile kam die Mutter mit dem Grafen heraus, wir erhoben uns ehrerbietig, er sprach ein paar Worte und ging dann. Köchel wollte ihm folgen, bei seinem Anblick erwachte in mir eine unbändige Lachlust, ich vertrat ihm den Weg, und indem ich ihm mit einem Beethovenschen Lied, das Lotte für ihn gerollt, einen Klaps auf die Hand gab, die er darnach ausstreckte, sagte ich lachend: „Was ist das? nicht zu

[1]) Sophiens Cousine, später mit Hofrat Adamek vermählt.

rechter Zeit auf die Universität gehen?" Er sah mich fürchterlich an, sagte höhnisch-empfindlich: „Warum horchen Sie?" wandte sich, ohne weiter auf mich zu achten, zur Tür und war fort, ehe ich mich besinnen konnte, was ich denn so Übles getan habe. Ich zwang mich, da Marie gegenwärtig war, ruhig zu scheinen und über die ganze Geschichte zu scherzen, mir war aber zumute, als habe ich mit den wenigen Worten Verzicht getan auf seine Liebe, auf die Liebe und Achtung aller Edlen, auf meine zukünftige Seligkeit, als sei ich ausgestoßen aus der menschlichen Gesellschaft und das vernichtende Urteil der strafenden Gerechtigkeit sei über mich ausgesprochen. Ich erstaunte über meine Kühnheit, machte im Geiste Köchel die demütigsten Entschuldigungen und tausend Vorsätze, in Zukunft nie mehr so etwas zu sagen. Ich würde diesem stürmischen Taumel der Gefühle sicher erlegen sein, wäre nicht die ehemalige Gouvernante der Mutter gekommen, eine gute alte Französin, die ich unterhalten mußte.

Nachmittags 6 Uhr.

Die Eltern fuhren Visiten machen, wir drei Mädchen saßen in Lottes Zimmer, Meier[1]) war bis jetzt bei uns. Er ist ein sehr angenehmer, liebenswürdiger Mann. Er las uns Briefe von Köchel, in denen von uns Erwähnung geschieht, wie man allenfalls von ein paar Stiefeln spricht. In einem seiner Briefe spricht er von mir und nennt mich la jolie maligne. Indes ich mit ganzer treuer Seele ihm ergeben nur ihn denke, nur für ihn bete, nur für ihn Interesse habe, nennt er mich la jolie maligne, denkt an mich wie an eine herzige Puppe, an ein Spielzeug, das ihn für einen Augenblick unterhält, und was er dann achtlos zertrümmert. Wär' er gestern nachmittag gekommen, ich hätte ihm die reu- und demütigsten Entschuldigungen für kindische Übereiltheit gemacht; wenn er morgen kommt, kann er mich höchstens schamrot sehen, daß ich mich so ganz dem Scheine hingeben, so fest glauben konnte, er

[1]) Philipp Mayer, vgl. o. S. XV.

sei fähig, mich oder irgend jemand herzlich zu umfassen. Betrogen! Starrte dir nicht die leere Herzhöhle entgegen, wußtest du nicht, daß man mit dem Herzen in der Brust unmöglich so ruhig sein kann? Weh der Armen, die sich an einen solchen Schneemann anschließen kann, die glaubt, ein so steinerner Gast am Schmaus des Lebens könne menschlich fühlen. Also auch ich, vortrefflich, auch ich ließ mich fangen. Doch Dank dem Schöpfer, der selbst dem schwächsten seiner Geschöpfe eine Kraft gegeben hat, sich loszuringen! Weiblicher Stolz heißt der Fittich, auf dem ich mich wieder heben will; ich will und ich kann. Schwächlinge unterliegen, verzweifeln, lieben ewig und unendlich und werden verlacht. Ich will Gegenliebe, will wenigstens Achtung; kann er mich nicht lieben, so soll, so muß er mich achten. — O weh, das sprudelt; Geduld, meine Tochter, eine Nacht darüber geschlafen, ein wenig überlegt, und dann ruhig einen Entschluß gefaßt! Wenn er mich auch verachtet, er ist doch ein guter Mensch, was auch meine gekränkte Eigenliebe mir einreden mag, und ich tue ihm oft aus Liebe unrecht. Man ruft mich, nächstens ein Mehreres.

Sonntag, den 7. Mai.

Mit kotigen Fingern, mit schweißtriefender Stirn setze ich mich an mein Fenster, welches in den Garten geht, an mein niedliches Tischchen, die Begebenheiten der verflossenen Tage zu meiner und vielleicht auch eines andern Freude niederzuschreiben. Jenen Abend, als mich Köchels Brief so tief kränkte, schwankte ich von einem Entschluß zum andern, wie ich mich künftig gegen ihn betragen wolle. Ich konnte nicht einig mit mir werden, ich war zu erhitzt und aufgeregt, und das einzige, was ich über mich vermochte, war, ruhig zu scheinen. Den andern Tag kam er! O, wie schwach ist der Mensch, wie schnell verg ...

Heute morgen unterbrachen mich Köchel, Graf Karl und Meier, die zu uns zum Essen geladen waren, in meiner angenehmen Beschäftigung; sie baten mich, ihnen den Weg zu meinen Eltern zu zeigen; ich tat es und ging dann in die

Speise. Ich richtete alles zum Mittagsessen her und stellte das Dessert auf, da trat Köchel zu mir. Er sprach so freundlich und war so heiter, daß ich den Bedienten, der mit mir in den Keller gehen sollte, warten ließ; endlich holte er mich, und ich fand, als ich an die Kellertür kam, die Mutter und den Vater, der mich auszankte. Ich ging für den Mittag Kaffee machen und dann in den Saal; man setzte sich zu Tische, und durch einen sonderbaren Zufall saßen unsere Gäste, Vater, Großvater und Vetter Fritz[1]) in einer Reihe; neben dem letzteren Lotte, dann ich und Marie. Köchel saß auf der andern Seite neben Fritz und lachte, sprach und disputierte beständig mit Lotte. Ich mußte oft aufstehen, um allerlei zu besorgen, und wenn ich wieder an meinen Platz kam, saß ich schweigend an Mariens Seite. Ich gestehe es aufrichtig, es kränkte mich, daß Köchel gar nicht mit mir sprach, obwohl es sehr schwer gegangen wäre und es im Grunde klüger war, daß er es nicht tat. Nach Tische, als ich die Speisen aufheben ging, nahte sich mir Köchel, vermutlich um etwas zu sprechen; ich tat aber, als bemerkte ich ihn nicht, wandte mich schnell zur Tür und verließ das Zimmer. Als ich nach einer Weile wieder hereintrat, das übrige zu holen, war er nicht mehr da. Ich ging auf Befehl der Mutter die Hunde füttern mit Marie, machte aber einen weiten Umweg, um an der Gesellschaft, die im Garten Kaffee trank, nicht vorbei zu müssen. Als ich zurückkam, fing es an zu regnen; ich trug das Kaffeezeug in das Haus und folgte dann der Mutter, die uns, da der Regen sehr unbedeutend war, zurief, mit ihr im Garten herumzugehen. Wir kamen auf die große Wiese, die zu unserm Spielplatz (bestimmt) war, und es wurde ausgemacht, Parr zu spielen. Meier teilte uns in zwei Parteien, die eine führte er an, die andre Köchel; ich kam ganz ohne mein Zutun auf Köchels Seite. Schweigend lehnte ich an einem Baum, als *er* zu mir trat. Er war so fröhlich, so kindisch, daß sich mein Trübsinn zum Teil verzog; er nahm mich so

[1]) Kleyle, Lenaus Jugendfreund.

liebvoll beim Arm, er sah mich so freundlich mit den herrlichen Augen an, daß sich mein schmerzlich verschloßnes Gemüt dem Strahl dieser wohltuenden Sonne gern wieder öffnete. Das Spiel ging ziemlich konfus, und die meisten waren so erhitzt und ermüdet, daß wir aufhörten, als wir es zweimal durchgespielt hatten. Karl, Fritz, ihr Freund Ochsenheimer, Toni Wittmann[1]), Graf Karl und der Hofmeister meiner Brüder, Oberferger, sonderten sich von uns ab. Ich hatte mein Umhängtuch an einen Baum gehängt und ging, es zu holen; da hörte ich bekannte schnelle Fußtritte, und im Nu flog Köchel an mir vorbei und hatte das Tuch schon vom Baum gezogen, ehe ich hinzu kam. Ich wollte es ihm dankend nehmen, er bat mich aber, es ihn tragen zu lassen. Wir gingen spazieren, Köchel ging neben mir, wir hatten bald einen bedeutenden Vorsprung vor den anderen; ich war so selig an seiner Seite, wie ich noch selten war. Wir sprachen von dem Mildheimer Liederbuch[2]), welches mir der Großvater schenkte, da ich mit Mariens und Köchels Hilfe seine Bücher geordnet hatte, und was ich letzterem lieh. Ich bezeigte ihm mein Erstaunen, daß wir jetzt so friedfertig miteinander leben, da wir sonst in beständigem Streit lebten; er sagte, er habe nie im Ernste mit mir gehadert, es sei immer nur Scherz gewesen. Ich sagte, ich habe ihm auch nie Anlaß zu ernstlichem Streite gegeben, ich habe ihm nie etwas angetan. „Angetan," sagte er und sah mich seltsam lächelnd an. „Wenn ich Ihnen was getan habe, bitte ich Sie demütig um Vergebung," fuhr ich fort. „Was Sie gegen mich verschuldet haben, ist nicht von der Art, daß Sie mich deshalb um Vergebung bitten sollten." Ich sah ihn erstaunt an, er begegnete erst meinem Blick, dann fuhr er beinahe wehmütig fort: „Erinnern Sie sich wohl des Gedichtes von Hebel von der Hexe?" — „Jawohl, Sie lasen es mir ja vor." — „Was Sie mir angetan haben, hat sehr viel Ähnlichkeit mit der Tat der Hexe." — Wir sahen uns lange ernst und schweigend an, dann begann er: „Es übt

[1]) Auch Lenau bekannt; vgl. Frankl 223.

[2]) Rud. Zach. Becker, Mildheimisches Liederbuch. Gotha 1799 u. ö.

manches eine wunderbare Gewalt über uns im Leben, ohne daß wir es uns erklären können; eine solche Gewalt übt die Hexe über den Bauernburschen, und in dieser Beziehung habe ich mir den Vergleich erlaubt." Es war eine lange, lange Pause, ich hatte so viel zu denken, Schmerz und Seligkeit durchwogten so ungestüm mein Inneres, daß ich lange nicht imstande war zu sprechen. Auch er schien bewegt, auch seiner Augen Feuer war von Wehmut gemildert, und Spott= und Lachlust schien ihm ewig fremd. Nach einer Weile knüpfte er ein gleichgültiges Gespräch über Zoe und Rosalie an; er beklagte, daß Zoe ihre liebenswürdige Kindlichkeit im Gewühl der großen Welt einbüßen werde, und sprach ernst und bescheiden seine richtigen Ansichten über Welt und Leben aus. Dann sprachen wir von Luftschlössern, von Träumen, von ihren Freuden und Gefahren. Aus allem, was er sagte, leuchteten sein hoher Geist, sein vortreffliches Herz und seine festen, edlen Grundsätze hervor. Sein Lebensmut, seine Seelenstärke sind wahrhaft bewundrungswürdig; ich ging neben ihm her, doch wußte ich nicht, daß ich mit den Füßen den Boden berührte, er erhob mich über den Staub, über die Verhältnisse im bürgerlichen Leben, ich schwebte mit ihm in lichter Ferne, und indem er mir sanft schonend zeigte, wie in meinem Alter das Hängen an einem Traum schädlich sei, träumte ich so himmlisch schön. Die Blumen winkten mir wie befreundete Sterne, die einzelnen Regentropfen besetzten mein Kleid wie Perlen, die Sonne küßte meine Wangen, die Bäume schlangen liebend ihre Äste um ihn und mich, der Wind bestreute uns mit duftenden Blüten. Die ganze Natur lächelte mich verklärt an, jeder Grashalm, jedes Sandkorn rief mir zu: Gott ist die Liebe, Gott ist die Gnade und die höchste Weisheit, er ist dein Vater.

Pfingstmontag, den 15. Mai.

Gestern war Köchel wieder da, ich hatte ihn seit jenem Sonntag nicht gesehen. Wir trieben uns eine Weile alle im Garten herum; Meier, der schon bei Tische da war, hatte uns

drei Ballen gebracht; wir stellten uns alle neun in einen Kreis und spielten, immer drei und drei zusammen. Köchel teilte uns so ab: Lotte, Klementine und Baron Handel, Natalie[1]), Marie und Vetter Fritz, Meier, er und ich. Das war herrlich. Meier war sehr lustig, wir spielten beinahe eine Stunde, ich unterhielt mich sehr gut, und da ich sah, daß Meier keine rechte Lust mehr hatte, hörten wir auf. Lotte hatte gleich zu Anfang des Spiels Uhlands herrliche Gedichte Meiern fortgenommen und sich damit entfernt; ich nahm mein Tuch von einem Baum und ging durch das Tannenwäldchen, die andern zum Spaziergang aufzufordern; sie waren aber zu eifrig im Spiel; Meier verlor sich, nur Köchel folgte. Wir waren bald von der Gesellschaft entfernt, ganz allein, des ich herzlich froh war, weil ich keine Stunde angenehmer zubringe, als wenn ich mit Köchel allein bin. Als wir in der Birnallee schweigend nebeneinander gingen, zog er eine grüne Kapsel hervor, öffnete sie und zeigte mir einen Ring, es ist ein Pensée von Edelsteinen: „Kennen Sie das?“ sagte er, indem er mich freundlich ansah; „es ist mein beständiger Begleiter und für mich wahrhaft eine Nachtviole, denn nur des Abends kann ich mich an seinem Schein erlaben.“ — „Auch Ihr Ring ist mein beständiger Begleiter,“ antwortete ich, indem ich beglückt seinem leuchtenden Blick begegnete. Wir gingen noch manch liebes Mal in der trauten Allee auf und nieder, waren so recht innig vertraut und sprachen von so ernsten Dingen, daß wir alles um uns her vergaßen, nur nicht den über uns, den treuen Wächter und Warner; nie, nie will ich vergessen, daß er mich auch in diesen Stunden des seligsten Beisammenseins mit ihm, der mir so wert ist, sieht, daß er, wenn keine mütterliche Obhut mich schützend umgibt, mich vor allem Unrecht mit seiner ewigen Gnade bewahren wird. Ich ward doch etwas unruhig, da gar niemand von den andern sich sehen ließ, und ging mit Köchel ins Haus. Da fanden wir alles im Saal, wir aßen Butterbrot, dann lasen uns Meier und Köchel Gedichte

[1]) Sartorius, später mit Fritz Kleyle verheiratet; vgl. Lenaus Gedicht „An Natalie“.

von Uhland vor, wovon einige so überirdisch zart, andre so einfach und kräftig sind, daß man die Begebenheiten sieht, die sie schildern. Um acht Uhr entfernte sich alles, auch unsre lieben Vorleser kehrten in die Stadt zurück. — — Welche Bewandtnis es mit den Ringen hat, muß ich doch sagen: vorigen Herbst gab mir Irene zu meinem Geburtstag einen Ring, ich trug ihn immerwährend und zerbrach ihn diesen Frühling. Der Goldreif war nur an einer Seite des pensée oder Jelängerjelieber losgegangen, und da er noch am Finger hielt, trug ich ihn auch zerbrochen. Einstmals, als Lotte von ungefähr meine Ringe ansah, erwähnte sie des zerbrochenen; Köchel, der gegenwärtig war, trug sich an, ihn machen zu lassen, ich gab ihn ihm nach einigem Bedenken. Nach langer Zeit brachte er mir zwei Ringe in einem Papierchen und sagte mir, er hätte gerne meinen Ring vertauscht, aber da er nicht wisse, ob er nicht für mich einen großen Wert habe, brächte er mir ihn wieder und einen ganz ähnlichen; ich sollte ihm meinen geben und den andern dafür nehmen. Ich zögerte lange und starrte schweigend zu Boden, er bat so lange, so schön, so süß, daß ich ihm endlich meinen Ring gab und seinen an den Finger steckte. Er preßte heftig meine Hand, heftete einen glühenden Blick auf mich und sagte mit halblauter Stimme: „Ich bin Ihnen sehr, sehr dankbar!"

Sonntag, den 28. Mai.

Es ist Mittag, die Sonne scheint nicht durch die trüben Wolken, doch fächelt mir ein West die glühnden Wangen und trocknet mir die Tränen von den Augen und weht mir den lieblichen Duft meiner blühenden Orangenbäumchen zu. Ein Kranz von Jelängerjelieber ruht auf meinem Haupte, ich hatte mich wie ein fröhliches Kind geschmückt, und nun bin ich so traurig. Ich bin ein wandelbares Wesen, bald lachen, bald weinen; und doch, was ist das Menschenleben anders als ein beständiger Wechsel von Lächeln und Tränen? Alles ist wandelbar, alles, sogar die ew'gen Sterne, es wäre unnatürlich, wenn es der Mensch nicht wäre; der Mensch, auf den so vieles

einstürmt, der so wenige ruhige Minuten in seinem ganzen Dasein zählt, der beständig hin und her geworfen der Spielball des Zufalls ist. Des Zufalls? was ist Zufall? ist nicht alles, was uns betrifft, Fügung? Räumt der Herr des Himmels dem Zufall Macht in seiner Welt über uns ein, so ist ja unsre Tugend, unser Laster auch nur ein Zufall, so haben wir ja keinen Willen, müssen wie die Pflanzen wurzeln, wo er uns hinwirft? Unmöglich! was ist Zufall anders als der rohe Blick in des Bildners Hand gegeben, Gott schickt ihn, wir können ihn benützen, ob gut oder schlecht, das ist unser eigner Schaden oder Nutzen. — Oft, wenn ich hinaustrete aus unserm lieben, freundlichen Hause in den Garten, wenn die Sonne in jedem Tautropfen widerglänzt, die Wiesen beperlt strahlen, wenn das finstre Tannenwäldchen rauscht und der zarte Lärchbaum, wenn die weißberindete Birke ihre glänzenden Blätter säuselnd zusammenschlägt, die Blumen mich lieblich ansehen und mir wie liebe befreundete Wesen entgegennicken, wenn die Vögel freudig dem Geber alles Guten ihren Dank zwitschern, möchte ich jubelnd die Welt an meine Brust drücken und ewig auf der Erde wandeln. Wenn mein einsamer Schritt am Ende unsrer kleinen Besitzung auf dem Ossianshügel weilt, wenn die Sonne mir ihre Scheidegrüße zuwirft und die zarten, duftigen Wolken bald als rosige Nachen, bald als dunkle Felsen auf dem unendlichen Luftozean dahinschwimmen, wenn dann die Sterne auftauchen und erhebend in das Menschenherz blicken: dann fühl' ich mich so groß und doch so klein, daß ich all diese Herrlichkeit fühlen, daß ich beglückt und begeistert zum Nachthimmel emporblicken und jenseits dieser Sterne ein höchstes Wesen, ein höheres als dieses Leben ahnen kann, das erhebt mich; wenn ich aber bedenke, was ich im Weltall bin, was diese Minute, Leben genannt, in der ungeheuren Ewigkeit ist, was meine Taten, meine Gesinnungen gegen die meines Heilandes sind, sink' ich schaudernd in meiner Kleinlichkeit, in dem Gefühl meines Nichts vor dem Herrn nieder. Er aber hebt mich ewig gütig auf, er, der die Sperlinge auf dem Dache nährt, die Lilien auf dem

Felde kleidet, er erbarmt sich auch meiner. Er ruft mir durch den Stern, durch die Blume, durch den Sturm, durch den Tautropfen zu: ich bin dein Vater, du bist mein Kind!

*

Ich bin 15 Jahre alt, ich habe gute, edle Eltern, liebe Geschwister, einen teuren Freund, ich lebe ein höchst angenehmes Leben, meine Zeit ist geteilt zwischen Arbeit und Ruhen, zwischen Wirtschaft und Kunst; Gott gab mir einen Geist, fähig zu denken, ein Herz, das Schöne und Gute zu lieben, ich genieße den reinen, herrlichen Anblick der Natur ungetrübt, ich atme die erquickende Landluft, ich wohne mit einer Schwester, die mein zweites besseres Selbst ist, in der niedlichsten Zelle des Weltalls, ich habe keine große Sünde auf meinem Gewissen, und doch bin ich oft sehr unglücklich. Woher das kommt, weiß ich nicht; ich könnte stundenlang vor mich hinstarren, unempfindlich für alles, was um mich vorgeht, und weinen. Dann sehne ich mich ins Grab, denke mir den Schlummer in kühler Erde so wonnig, daß ich gleich hinabsteigen und allen Farbenglanz und alle Herrlichkeit der Erde für das finstre Kämmerchen geben möchte.

Donnerstag, den 1. Juni.

Vergangenen Dienstag war Köchel da, aber nur eine Viertelstunde, ich sprach beinahe gar nichts mit ihm und war sehr traurig, daß er so schnell wieder ging. Ich sehe ihn jetzt so selten und gar nie mehr allein, das macht mir Schmerz; kein Glück ist doch ganz rein und ungetrübt. Ich gab Lotten vor einiger Zeit alle kleinen Gedichte, in denen mir Köchel seine Zuneigung zusicherte, zu lesen und erzählte ihr alles, so schwer es mir war, es in Worte zu kleiden, was zwischen uns vorgefallen war.

Sonntag, den 4. Juni.

Ich bin sehr unruhig und in beständigem Kampfe, was ich tun soll; es ist klar und entschieden, daß mich Köchel liebt; er war Freitag da und verlangte meine Zeichnungen zu sehen, ich

bat ihn, mir in mein Zimmer zu folgen, da ich sie dort habe. Wir gingen hinauf, ich zeigte ihm, was er verlangte, wir sprachen über ziemlich gleichgültige Dinge; als er alles angesehen hatte und ich wieder hinuntergehen wollte in den Gartensaal, legte er ein Päckchen auf den Tisch und bat mich, es zu nehmen, es sei eine Art Tagebuch. Ich nahm es, dankte ihm und kehrte mit ihm zu meiner Arbeit zurück. Er ging bald, und ich konnte kaum die erste freie M ......

Donnerstag, den 8. Juni.

Ich konnte kaum die erste freie Minute erwarten, um das, was mir Köchel gegeben hatte, zu lesen; es waren Gedichte voll Liebe und Zärtlichkeit, an mich gerichtet; einige waren besonders hübsch. Die Sache ist in der Tat sehr ernsthaft, ich quälte und kümmerte mich, ich wollte es der Mutter nicht verhehlen und hatte doch nicht den Mut, es ihr zu sagen. Endlich faßte ich den Entschluß, es ihr den Dienstag zu sagen, es möge gehen, wie es wolle; nachmittags bei der Arbeit, als wir eine Viertelstunde allein beisammen saßen, gab ich ihr Köchels Gedichte, ein einziges ausgenommen. Sie durchlas sie, befragte mich genau, was zwischen uns vorgefallen sei, und war sehr gütig mit mir. Ich war so froh und glücklich, als sie alles wußte, daß ich gleich zu Lotte lief und ihr den ganzen Verlauf der Sache erzählte. Sie sagte mir den andern Tag, daß ihr die Mutter gesagt habe, ich sei ein so reines Geschöpf und so hübsch, daß ich schon etwas Beßres verdiene; Meier und Walcher seien ihr lieber als Köchel. Das schmerzte mich etwas, ich gesteh' es.

Samstag, den 1. Juli.

Köchel ist seit vier Tagen nicht hier gewesen. Dienstag bügelten wir, als er kam; er war eine Weile bei uns, war aber mit mir sehr ungnädig; als ich das merkte, war ich es auch, wir sprachen beinahe gar nichts miteinander; mir scheint, er ist eifersüchtig; auf wen, das möchte ich wissen? Walcher ist verreist, Meier liebt Lotte, Angerer kommt sehr selten, und sonst sehen

wir niemand. Er soll die Grillen lassen, ich mag sie nicht und kann ihn höchstens drüber auslachen.

Donnerstag, den 13. Juli, 10 Uhr abends.

Köchel war heute da, doch er hat mich tief gekränkt! Ich will ja keine Schmeichelei, will keine Bewunderung, kein Lob, will nur geliebt sein — und — ich bin es nicht. Kann man so kalt sein, wenn man liebt, so verachtend, so ganz vergessen, daß man einst geliebt hat? Ach Gott, du mein Vater, mein Retter, du Einziger, der nie wankt, siehst meine Not; ich muß meinem gepreßten Herzen Luft machen, ich glaubte heute abend, es müsse mir brechen. Gib mir wenigstens Tränen, gib den müden, brennenden Augen Tränen, du hast sie ja keinem Menschen versagt. Oft, oft wäre ich gerne, wenn ich mich abends zur Ruh' legte, nie wieder aufgestanden; immer mußte ich wieder erwachen, wieder atmen, denken, fühlen, weinen, mich grämen, am wenigsten ruhig sein. Warum das, mein Vater?

Mittwoch, den 15. November. Feiertag.

Ich habe heute gar kein Geschäft und kann nach so langer Zeit das erstemal wieder meine Lebensgeschichte fortsetzen. Ich verlebte viele sehr unangenehme Tage, auch manche angenehme. Ich war mit Köchel sehr gespannt, er entfernte sich immer mehr, ich glaubte ihn gleichgültig und wich auch zurück, und so kam es bald dahin, daß wir ganze Abende beisammen waren, ohne ein Wort zu sprechen. Ich ward traurig, ich konnte, wenn er da war, gar nicht mehr scherzen, mir war, wie schon einmal, die Kehle zugeschnürt. So dauerte dies unangenehme Verhältnis beinahe den ganzen Sommer und Herbst.

Donnerstag, den 11. Jänner 1827.

Meier ist doch wirklich ein guter Mensch; er kommt sehr oft und bringt dann den Jean Paul oder sonst ein schönes Buch mit und liest uns vor. Ich finde, daß die Sachen von Jean Paul sehr schwer zu verstehen sind, und wenn nicht das

ungeheure Interesse, das sie erregen, meine Aufmerksamkeit selbst aufforderte und alle meine Seelenkräfte krampfhaft nach dem einen Ziel spannte, so wäre es mir gar nicht möglich, auch nur das mindeste davon zu fassen. Wenn ich einige von Richters Aufsätzen schnell nacheinander läse, ich glaube, ich würde wahnsinnig von der Fülle, der Größe, dem unendlichen Reichtum der Gedanken, schwindlicht, betäubt, vernichtet. Die Erhabenheit, die er von den Menschen fordert, besonders von den Weibern fordert (denn er glaubt, ein Teil der Männer habe sie wirklich), bringt ihn zu einer gutmütigen Verachtung unseres Geschlechts. Er liebt nur seine Traumgestalten, die er dann aber mit aller Liebe eines Pygmalion umfaßt, nur mit dem Unterschied, daß er ihnen selbst die Seele, *seine* Seele einhaucht. Drum sehen auch seine Geliebten, männlichen und weiblichen Geschlechts, die ich bis jetzt kennen lernte, sich und folglich ihm selbst gleich.

Montag, den 20. Jänner.

Ich kann wohl sagen, daß ich, seit ich Köchel liebe, höchstens zehn vergnügte Abende gehabt habe. Wenn sie auch noch so schön anfingen, sie endigten immer für mich mit Trauer und Schmerz. Köchel ist so ein vortrefflicher, gebildeter, geistreicher Mensch, aber er ist nicht herzlich. Es fehlt ihm das innige, herzliche Wesen, was Meier und Walcher in so hohem Grade besitzen. Er kann einen ganzen Abend da sein, ohne sich mir zu nähern, ohne mit mir zu sprechen. Ich bin gewiß von allen Anwesenden die Letzte, mit der er freundlich ist. Wenn wir allein sind, ist er ganz Liebe; wie ein drittes da ist, ganz Kälte und Geringschätzung. Es ist, als schäme er sich meiner, als fürchte er, die Leute könnten es bemerken, daß er mich näher angeht. Ist das schön? Kann mir das Freude machen? Walcher nähert sich mir immer freundlich, immer warm, was er spricht, was er tut, es geht vom Herzen und zum Herzen, man muß ihm wohlwollen, er gewinnt nicht auf einmal, aber je länger man ihn kennt, desto mehr.

*

(Ende April oder 1. Mai.[1])

O Gott! das Leben ist ja nicht das einzige, was wir haben, wir haben ja noch eine Zukunft nach dem Tode, noch eine, und wenn es dein weiser Ratschluß ist, du Vater aller Wesen, uns hier auf ewig zu trennen, so können wir uns doch wohl wiedersehen. Dort, wo jedes unedle Gefühl schweigt, dort, wo reine Liebe für alle Erschaffnen unser Herz durchdringt, dort werden wir uns gewiß begegnen, frei von der irdischen Hülle, frei von den irdischen Gebrechen, und gereinigt, beglückt, beseligt an deinem Throne knieen, du Alliebender, vereinigt auf ewig!

Das Scheiden ist doch traurig, ich suche in allen Winkeln meines Herzens meinen leichten Sinn, meine Philosophie; umsonst! ich prozessiere mit meiner Vernunft, die mich so schmählich im Stiche läßt, es hilft alles nichts.

Ich habe in meinem ganzen Leben eine unnennbare Scheu, eine Todesfurcht vor dem Scheiden gehabt, und nun kömmt es mir so nahe. Nun muß ein so lieber Mensch gehen, dem ich gewiß so wert bin, als er mir; es ist hart, sehr hart!

Er (Walcher) hat die Geschichte mit Köchel erraten und es mir gesagt; ich habe ihm das ganze, für mich seit geraumer Zeit höchst drückende und peinliche Verhältnis erklärt. Er hat mich bedauert und Köchel getadelt, der nicht Mannes genug war, sein Herz zu bezwingen, und leichtsinnig den Frieden und die Heiterkeit eines Wesens, das ihm doch so teuer war, vielleicht auf immer zerstörte. Ich möchte Köchel gern sagen, er soll eine Liebe aufgeben, die uns beiden nur Schmerzen und Dornen brachte, aber ich habe nicht den Mut dazu.

Ich habe einen Brief an Köchel angefangen; wenn er geschrieben ist, will ich ihn Lotte lesen lassen, nach ihrem Urteil ändern und ihn ihm durch Meier schicken. Gott sei mir gnädig!

---

[1]) In der Handschrift fehlen mehrere vorhergehende Blätter.

Mittwoch, den 2. Mai.

Ich habe den Brief geendigt, Lotte findet ihn schrecklich, er kann freilich nicht anders sein. Seit er fertig ist, quält und ängstigt er mich, als ob ich ihn schon abgeschickt hätte. Ich bin in einer höchst unangenehmen gereizten Stimmung; gar nichts freut mich, nicht einmal der Garten; mein physisches Leiden, ein beständiges Herzzittern, auch manchmal ein bedeutender Schmerz an dem Herzen macht mich vollends zu jedem Genusse untauglich. Wenn nur erst ein paar Monate vorüber wären, es wäre alles besser; ich bin jetzt wirklich gequetscht von allen Seiten; Lotte ist entweder besorgt über ihre Zukunft und singt mir lauter Klagen vor, oder sie spricht nur von Meier, wünscht ihn herbei oder erzählt mir, was er sagte. Marie ist etwas in Walcher verliebt und daher auf ihre Art melancholisch; meine Leiden kann ich niemand klagen, es rät mir niemand, es faßt niemand meine Qual und Pein; Walcher war der einzige, dem ich davon sprechen konnte, der Anteil daran nahm, mich tröstete, mir riet, und der geht nächsten Samstag fort. Dann bin ich ganz allein. Morgen ißt er bei uns zum letzten Male, wenn ich nur wenigstens da recht lang und allein mit ihm reden könnte. Aber Marie will ihn auch genießen und verfolgt uns daher beständig, wenn er da ist. Sie wird es wieder machen wie vergangenen Sonntag, und dann kann ich wieder nicht vertraulich mit ihm reden. Ach Gott! — Wir gehen heut zu Knapp, vielleicht zerstreut mich das Malen; wenn meine jetzige Stimmung fort bleibt, wird sie meine ohnehin schon schwankende Gesundheit gänzlich untergraben. Ich bin wirklich seit ein paar Wochen ganz entstellt; meine Züge sind beinahe verzerrt, die Augen liegen tief in ihren Höhlen und sind trübe und erloschen, meine Gesichtsfarbe ist grau.

Donnerstag, den 3. Mai.

Gestern war Meier da; ich gab ihm den Brief, er las ihn und erschrak; er bat mich, es doch noch zu überlegen, Köchel sei gewiß ein edler Mensch. Doch gestand er, daß Köchel von dem Augenblick, als er ihm von seiner Liebe gesagt, sich ganz

verändert habe. Er sei viel verschlossener, er weiche jeder Erklärung gegen ihn aus und spreche mit ihm gar nie mehr darüber. Meinen Brief fand er viel zu hart und sagte, er würde Köchel vollends zur Verzweiflung bringen; er nahm ihn mit, um ihn mit mehr Muße zu lesen, und versprach, ihn heut oder morgen wieder zu bringen.

Sonntag, den 5. Mai.

Walcher ist fort; ich ging mit bis an die Haustüre, ich glaubte, ich könne mich nicht losreißen. Wir standen uns schweigend und weinend gegenüber; endlich rief er: „Leben Sie wohl, Sophie," preßte mich in seine Arme, drückte zwei glühende Küsse auf meine Wange und war verschwunden. Ich ging weinend zurück; ich konnte mich nicht fassen, konnte es nicht glauben, daß er fort sei, der mir so oft nah gewesen. Er sagte, ehe er ging: „Ich freue mich recht, Sie als Gattin und Hausfrau wiederzusehen; ich wünsche nur von ganzem Herzen, daß Sie einen Gatten finden, der Sie beglückt, denn daß Sie jeden beglücken werden, brauche ich Ihnen nicht erst zu sagen; ich beneide jeden, dem Sie einmal zuteil werden."

Ich hatte kaum Zeit, die Tränen, die für Walcher flossen, abzutrocknen, als Köchel hereintrat. Nun hatte ich vielleicht die merkwürdigste Unterredung meines Lebens, ich bin aber nicht imstande, sie aufzuschreiben.

Den 25. Mai.

Ich selber bin mir Gegenstand geworden,
Ein' andre denkt in mir, ein' andre handelt,
Oft sinn' ich meinen eignen Worten nach
Wie eines Dritten, was damit gemeint,
Und kommt's zur Tat, denk' ich wohl bei mir selber:
Mich soll's doch wundern, was sie tun wird und was nicht.

Den 1. Juni. Penzing.

Folgenden Brief hat die Mutter als unbrauchbar verworfen, er wird daher nicht abgeschickt.

Penzing, den 30. Mai 1827.

Lieber Walcher! Ihr freundlicher, herzlicher Brief hat mir die erste freudige Stunde gemacht, die ich seit langer Zeit hatte. Das ganze Leben und Treiben auf der Erde kömmt mir so nichtig und kahl vor, daß ich schon oft ernstlich darüber nachdachte und es unbegreiflich fand, wie sich die Menschen so darin verbeißen können, daß sie gar nicht imstande sind, etwas anderes zu denken. Ich habe eigentlich keine lebhafte Empfindung mehr, keinen festen Willen, keine Freude, keine Hoffnung, aber auch keinen Wunsch und kein Leid. Ich gehe still, stumm, unbeachtet, ungestört durch und, will's Gott, aus dem Leben. Meine Pflichten suche ich so genau als möglich zu erfüllen, um alles, was um mich vorgeht, bekümmre ich mich nicht. Ich suche kein Glück, ich suche nur Ruhe, und die hoffe ich zu finden. Meine Angelegenheiten sind, wie sie früher waren. Ich liebe Köchel nicht mehr, ich kann es ihm nicht sagen, nicht schreiben, nicht sagen lassen; er ist finsterer als je, ich zum Teil auch, Mikschik nennt mich herzlos, Meier weiß mir auch nicht zu raten, Lotte will von der ganzen Sache nichts wissen, Sie sind fort. So stehe ich ratlos, einsam, ich kann und mag mich sonst niemand mitteilen, in mir ist alles Nacht und Verwirrung; keine lichte Stelle, keine Rettung, kein Ausweg. Wenn mir mein Vertrauen, mein Glaube an Gott, der Anblick seiner schönen Natur nicht bliebe, ich müßte verzweifeln. O, es ist weit mit mir gekommen, glauben Sie mir, und ich gäbe die Hälfte meiner noch übrigen Lebensjahre drum, wenn ich manche Dinge ungeschehen, zwei Jahre meines Lebens ungelebt machen könnte. Ich habe mir jetzt vorgenommen, alles gehn zu lassen, wie es geht, gar nicht mehr zu handeln, zu schweigen, zu ertragen und die Sorge um die Zukunft andern zu überlassen; ich weiß nicht, ob es gut und klug ist, bequem ist es mindestens, und das ist mir genug. — Ob ich glücklich bin, können Sie nun ermessen, und da ich die alberne Gewohnheit habe, jeder heftigen unangenehmen Empfindung noch eine bittre hinzuzufügen, um endlich meine Schwachheit und mich selbst zu verlachen, habe ich auch keine

Hoffnung, es so bald zu werden. Desto mehr aber wünsche ich, daß Sie es werden, und wenn es nicht der Fall ist, soll es meine Schuld nicht sein. Ich will Ihnen in jedem Brief eine Seite voll Ermahnungen schreiben; ich will Sie warnen und behüten aus der Ferne mit meinen Gedanken und eine Philosophie lehren, die ich selbst erst lernen sollte. Sein Sie hübsch gelehrig und folgsam, Sie sollen sich nicht über verlorene Zeit zu beklagen haben; ich will Ihnen alle meine traurigen Erfahrungen, meine jugendlichen Torheiten, meine tollen Übereilungen, meine vergifteten Tage, meine zerrütteten Sinne, mein gepreßtes Herz, mein zerrissenes umnachtetes Innre, meine verschwundene Jugend, meine grenzenlose Bitterkeit, meinen Scheintod vor die Augen führen und am Schluß jeder Phrase sagen: „Behüte dein Herz mit allem Fleiße, denn daraus geht das Leben.“ Wenn Sie nach meinen Belehrungen nicht weise und dadurch glücklich werden, kann ich nichts dafür, und es ist Ihnen auch nicht mehr zu helfen. Wenn Sie mein Beispiel, das heißt das Beispiel, das die sogenannte Liebe an mir statuierte, nicht vorsichtig macht, dann werden Sie es nicht mehr. Die Liebe hat aus einem aufrichtigen, fröhlichen Mädchen eine große Heuchlerin gemacht, ist das nicht genug? Das — — — war ich, und nun bin ich die Heuchlerin. Denn außen bin ich hell und heiter und innen voll Nacht. Leben Sie wohl, mein Freund, im nächsten Brief eine Menge Trostgründe, eine Aussicht auf das Paradies, einige Hoffnungen überdies, kleine häusliche Freuden, Alltagsneuigkeiten und mitunter Langeweile. Leben Sie wohl zu tausendmal, das nächste Mal will ich sehr vernünftig sein, sehr gesetzt. Schreiben Sie mir nur bald wieder, so bekommen Sie den schönen Brief, den ich Ihnen vorläufig skizzierte, um Ihnen Lust dazu zu machen und so bald wieder einen von Ihnen zu bekommen. Heißen Dank für Ihr erstes Schreiben, lassen Sie es ja nicht Ihr letztes sein. Leben Sie wohl, und sein Sie auch für mich ein wenig fröhlich. Sophie.

Ihre Grüße à tout le monde habe ich zum Teil bestellt, die vergessenen will ich nachholen. Adieu.

10 Uhr abends.

Ich war, als ich mein Geschreibe von heute mittag überlas, lang unschlüssig, ob ich es zerreißen oder Ihnen schicken sollte. Da ich Ihnen aber vollkommnes Vertrauen, Aufrichtigkeit ohne Rückhalt versprochen habe, will ich Ihnen gleich einen Beweis geben, daß ich Wort halte; und machen Sie sich gefaßt auf mehr dergleichen Briefe, denn ich schreibe sie wie mein Tagebuch, ohne viel zu bedenken, daß sie jemand und wer sie zu lesen bekömmt. Sie sind mein Freund und werden milde und nachsichtig die Ergüsse meines aufgeregten Gemütes beurteilen. Vergeben Sie mir im voraus alle Faseleien, die gewiß nachfolgen werden, und bedenken Sie, daß das Mitgefühl einer teuren Seele, der Gedanke, sich ganz mitteilen zu dürfen, ohne die Furcht, mißverstanden zu werden, der Trost für jedes geistige Leiden, der milde Balsam für manche tiefe Wunde ist. Leben Sie glücklich, und vergessen Sie Penzing nicht.

Schreiben Sie in Ihrem Brief an die Mutter nichts von dem Inhalt dieses im exaltierten Zustand geschriebenen.

Sophie.

Aus dem zweiten Brief nach Venedig.

Penzing, den 1. Juni 1827.

Ich versichere Sie, daß man auch in Wien, in den gewohnten lieben Umgebungen, daß man sogar in Penzing, und selbst wenn man einen vollen Hühnerhof und Kuhstall hat, zuweilen recht desperat sein kann. Überhaupt ist es jetzt bei uns laut, aber keineswegs fröhlich, und ich habe schon oft vergebens den Wunsch nach einem freudigen Gesicht gehegt. Es soll nun einmal nicht sein! Von unserer allseitigen Schweigsamkeit lassen Sie sich Pflügel oder Angerer etwas erzählen, weil Sie mein Geständnis vielleicht für übertrieben halten könnten. Außer diesen kleinen Übelständen ist alles bei uns im Alten; wir leben, wie wir früher lebten, nur daß wir jetzt unsre Freunde aus besondrer Hochachtung langweilen und vielleicht einige zum Davonlaufen bringen. Der Vater ist verreist, die Brüder sind

den ganzen Tag in der Stadt, wir übrigen, die ganz Kleinen ausgenommen, sind entweder verstimmt oder krank, die einzige Mutter ist noch lachlustig. Hier, mein Freund, haben Sie eine wahre Geschichte, ein historisches Familiengemälde und zugleich das Ende dieses Briefs, denn er ist, weiß Gott! zur Fortsetzung zu schal. Machen Sie sich aber auf lauter solche gefaßt, denn ich habe mir vorgenommen, immer mehrere auf einmal an Sie zu schreiben, den nichtssagendsten herauszusuchen und Ihnen zu schicken, damit es auf der Post keine Gefahr hat. Die andern will ich alle in ein eigenes Buch schreiben und Ihnen als Ihr Eigentum übergeben, wenn Sie einmal wieder hierherkommen sollten.

Aus dem dritten Brief nach Venedig.

Penzing, den 1. Juni 1827.

Unser Leben ist diesen Sommer ziemlich geräuschvoll, aber doch nicht sehr froh; es ist keine Innigkeit, kein rechtes Vertrauen mehr unter uns Mädchen; ich weiß nicht, woher es kommt. An Besuchen fehlt es uns nicht, wir haben täglich mehrere; Angerer und Jenger kommen öfter als sonst, auch Schubert hat uns schon einmal beglückt, er war sehr liebenswürdig und gesprächig, entwischte uns aber plötzlich, ohne daß jemand etwas davon ahnte.

[o. D.]

Lieber Walcher! Ich bin nun ganz zufrieden, Ludwig und ich haben uns versöhnt, ich habe seine wahre, treue Liebe und er seinen Irrtum erkannt, ich bin recht vergnügt. Lotte ist Meiers Braut, das trägt nicht wenig zu meiner Zufriedenheit bei. Hätten wir Sie nur hier, es wäre recht lustig.

15. Juli 1827.

Lieber Walcher! Unser Familienkreis fängt schon jetzt an, sich zu trennen; im September kommt Fritz in die Ingenieurakademie, da er entschiedenen Hang zum Soldatenstande hat und der Vater die Maxime seines einstigen Oheims und Vormunds hat, jedes seiner Kinder lernen und werden zu lassen,

was es will, wenn es nur was Rechtes ist. Ich muß gestehen, daß mir diese bevorstehende Trennung einen sehr traurigen Eindruck macht und ich darin den Anfang zur gänzlichen Zerstörung unserer patriarchalischen Lebensweise sehe: die Idee ist etwas übertrieben, aber nicht ganz unwahrscheinlich. Es ist sehr möglich, daß in zehn Jahren dies feste und, wie mir einst dünkte, unzertrennbare Ganze in seine Bestandteile aufgelöst und in alle Gegenden der Windrose verstreut ist. Zum Glück wird das nur langsam gehen, eines nach dem andern wird scheiden, und die zuletzt Bleibenden werden von dem großen Bunde nichts mehr zu sagen wissen; so wird auch dieses Glück, jetzt unsere größte Wonne, wie so manches andere spurlos verschwinden; nach langen Jahren werden vielleicht Fremde in unserem Paradies wandeln, die Früchte der Bäume genießen, die mein Vater pflanzte, und mutwillige Kinder die Wiesen zertreten, die er so pflegt und schont; und kaum einer, wenn er eine Spur der Vergangenheit findet, wird sich ernster fragen: „Wie mag es einst hier gewesen sein, wo sind sie hingekommen, die hier die Freude in durstigen Zügen genossen und das Leid mit Ergebung trugen?“ Aber niemand wird mehr antworten, und die einst da waren, werden vergangen sein, und dem sinnenden Frager wird eine Träne im Auge glänzen, und er wird auch vergehen wie alles.

16. Juli.

Wenn ich an Sie schreibe, kommen mir immer so ernste Gedanken in den Sinn und als Worte in die Feder, daß meine Briefe gar nicht gemacht sind zu trösten und zu erfreuen. Ich bin bei weitem nicht so traurig als das, was ich schreibe, ich bin sogar recht heiter und vergnügt.

18. Juli.

Ich bedaure Sie von Herzen, daß Sie noch kein interessantes bedeutenderes Wesen gefunden; das Leben ist schal mit schalen Menschen. Ich weiß nicht, ob es Ihnen geht wie mir; alles Neue, Fremde zieht mich an, fremde Menschen, fremde Orte sind mir immer interessant, ich suche meistens sehr viel dahinter

und finde — nichts. Ist das Ihr Los, so trösten Sie sich mit mir, und lassen Sie sich die Mühe nicht gereuen, das Fremde näher zu beschauen, einmal muß sich's doch lohnen!

---

[1]) Lieber Freund! Es sollte mir sehr leid tun, wenn Zahnweh und heftiges Herzklopfen mich des Vergnügens beraubte, Ihnen zu sagen: Lotte ist Braut. Mit wem, brauche ich nicht erst zu sagen, Sie sahen es hier im gelobten Lande schon. Freut es Sie? Gewiß, Sie nehmen so innigen Anteil an unserem Wohl und Weh! Was ich Ihnen Trauriges und Schwarzes geschrieben habe, lassen Sie vergessen sein. Ich habe sehr trübe Augenblicke, jetzt mag ich aber nicht daran erinnert sein, und daß ich Ihnen über die schmerzliche Angelegenheit vermieden habe zu schreiben, ist natürlich, weil es eine wunde Stelle in meinem Herzen ist und bleiben wird, die bei der leisesten Berührung wieder tobt und blutet.

Danken Sie dem Vater dort oben, der Ihnen die schwere Wahl gnädig erspart, ein edles Herz zu brechen oder wider den Wunsch und Willen beinahe aller, die Sie lieben, handeln zu müssen.

Klar sieht der Mann das Rechte und kann die Hand darnach ausstrecken, unbekümmert, was darüber bricht. Schwerer, weit schwerer hat es das Weib; aus weicherem Stoff geformt, will es niemand verwunden, niemand wehtun und sieht doch sein wahres Ziel und möchte es nicht verfehlen.

Wie manche büßte diesen Kampf mit ihrer Seligkeit!

Den 19. Dezember.

Auf Nachricht von Ihnen zu warten, lieber Walcher, das ist eine gute Geduldprobe. Es sind einige Monate vergangen, seit irgend jemand unserer Bekannten etwas von Ihnen vernommen hat. Wollen Sie nichts mehr von uns wissen, wie Sie nichts mehr von sich hören lassen, dann freilich ist unser Harren und Schreiben vergeblich und lästig.

[1]) Das Folgende nach einem andern (um vieles später geschriebenen) Heftchen.

Ich aber wüßte Ihnen so viel zu sagen, Sie um manches zu fragen, wie ich es sonst durfte, ohne Sie damit zu genieren, aber die Zeit ist, wie ich wohl fühle und fürchte, vorbei, und ich gelte Ihnen jetzt nicht mehr das, was wir alle Ihnen sonst galten. — Geht es allen mit allen so, dann ist es wirklich eine traurige, bedauernswerte Narrheit der Menschen, sich so fest und glaubensvoll aneinander zu schließen; wozu Bande knüpfen, die beim nächsten Sommerwechsel brechen?

Ich stehe mit blöden Augen vor der Zukunft, weiß nicht, was sie mir bringen wird, und danke Gott dafür. Nur keine Freunde mehr, nur das bitte ich das höchste Wesen. Wenn man schmerzlich genug von den einstigen Lieben gerissen wurde, soll man allein stehen bleiben, die bittersüße Lebensneige allein ausschlürfen und sich dann ruhig und unbeweint in den schmalen Raum niederlegen, wo doch am Ende jeder allein liegt.

Freund Walcher, ich glaube, wir haben einst einen großen Stein in Ihrem Brett gehabt, und ein Atom ist alles, was davon blieb. Ist es nicht so? Es tut mir sehr leid, doch kann ich es nicht ändern, und ob ich es beklage, gutmachen kann ich's nicht. Nur das eine sage ich Ihnen, wenn Sie auch längst auf uns vergessen, wenn wir nur wie Wesen aus einer verschollenen Welt in Ihrem Gedächtnis mehr aufsteigen, in einer ernsten Stunde, wenn kein Gefühl von Liebe in Ihnen mehr für uns lebt, wir werden Sie nicht vergessen, und wenn wir von denen reden, an die denken, die wir lieben, so wird Ihr Name von unseren Lippen und in unseren Herzen tönen.

Leben Sie wohl! Sophie.

Mein Scheidebrief an Köchel.

Weil Sie es von mir fordern, und weil ich es selbst für notwendig halte, will ich Ihnen wörtlich, so gut es geht, die Rede meines Vaters wiederholen. Wenn etwas darin Sie schmerzt, wie ich gar nicht zweifle, wenn es Ihnen fremd und hart, vielleicht sonderbar klingt, denken Sie, daß es nur gerecht ist, daß das, was ich schreibe, der mildeste, weiseste, billigste

Vater zu seiner geliebten Tochter in einer Stunde des innigsten Vertrauens sagte. Er sagte: Ich will über die Dinge, die vergangen und nicht mehr zu ändern sind, kein Wort verlieren, ich will weder dich noch Köchel anklagen, aber sehr unbesonnen habt Ihr Euch beide in dieses Verhältnis eingelassen, und Köchels Zartgefühl, das mir so oft gerühmt wurde, hätte ich mehr Schonung für mein Haus zugetraut. Allein das ist geschehen; hat er aber in diesen ganzen zwei Jahren auch nur einen Schritt getan, um seinem Ziele, nämlich dich zu besitzen, näher zu kommen? Ich weiß von nichts. Daß er sich in der Welt herumtreibt, die Beschäftigung ergreift, die ihm eben der Zufall zuwirft, table ich nicht, ich habe es selbst einmal so gemacht; daß er aber das Schicksal eines andern Wesens an das seinige knüpft und doch so planlos in den Tag hinein lebt, das table ich sehr. Er ist geschickt und brauchbar genug, um immer sein Brot zu finden, für sich braucht er sich also nicht zu kümmern; wenn er aber keine andre Absicht hat, als sich von dem Ungefähr regieren zu lassen und zu erwarten, was es ihm eben gibt, wenn er keinen Wunsch hat, dich zu besitzen, dann war es sehr gefehlt, den Frieden einer achtbaren Familie zu stören um einer gewöhnlichen Liebelei willen.

3.

Zwei Jahre nach der Lösung des Verhältnisses zu Köchel, im Mai 1829 reichte Sophie, noch nicht ganz neunzehn Jahre alt, bedenklich und zaudernd ihre Hand Max Löwenthal, der von Philipp Mayer in die Familie eingeführt worden war. Sie hatte seinen Antrag ursprünglich sogar abgewiesen und erst beim zweitenmal erhört: vielleicht hat seine Beharrlichkeit, hat die Fürsprache der Eltern ihn empfohlen, die der Tochter außer einer reichen Ausstattung kein Vermögen in die Ehe mitgeben konnten und daher den wohlhabenden Bewerber, jung, stattlich, gebildet, mit guten Verbindungen und in zukunftreicher Stellung, als passende Partie erachteten.

Max seinerseits fühlte sich glücklich, war beglückt, wenn

auch andern Anmut und Geist seiner Frau unwiderstehlich erschienen, pries in hohen Tönen „die Gattin nach der Mutter Bild, die hält, was sie versprach“[1]), und erfreute sich an dem Geschenk blühender Kinder.[2])

Tief herabgestimmt klingt dagegen Sophiens Zusammenfassung ihrer Eheerfahrungen in einen Satz der Karoline v. Woltmann[3]): „Bei der Ehe, wie sie unter uns ist, finde ich vieles herb und roh. Fürs Leben! — So etwas auf immer Festgestelltes für ein menschliches Verhältnis bei dem wandelbaren Wesen der menschlichen Natur und der Dinge! Dann das gemeinschaftliche Existieren in denselben Räumen — die Verpflichtung, Kinder zu erzeugen. — Ich begreife nicht, wie die Mädchen nicht viel mehr Widerwillen gegen die Ehe haben als die Männer. Man hat ihnen die roten Beeren der bürgerlichen Bedeutsamkeit, des häuslichen Regimentes, der einzigen Möglichkeit, mit Ehren Mutter zu werden, nicht umsonst an die Schlinge gebunden.“

Denn „die Natur“, meint sie jetzt noch mit F. Jakobi, „hat das Weib nur zu einer Leidenschaft, der für die Kinder, angewiesen; Mutterherz ist sein wahres eigentliches Wesen.“ So gibt sie sich mit aller Kraft der Liebe ihren Kindern hin; aber immer schlägt das Empfinden durch: „O, das ist es eben, das ist eben der Jammer des Lebens, daß so manche edle Menschen ihr Herz verschenken müssen an Mittelmäßige, weil gerade kein anderer da ist.“

Damals trat Lenau in den lebensfrohen Kreis. Als einer, „fremd jedwedem Erdentande, ein Herz, erfüllt von dunkler Mächte Grauen“[4]), erregte er ihre Aufmerksamkeit. Er hatte mehr als die andern erlebt — davon sprach er, er hatte mehr

[1]) Meinen verehrten Schwiegerältern, Herrn Joachim R. v. Kleyle und Frau Caroline v. Kleyle, geb. v. Ockel, zur Feier ihrer silbernen Hochzeit am 28. April 1833. Wien, Ghelensche Erben, o. J. (1833.)

[2]) Ernst, geb. 1830. Zoe, geb. am 8. September 1832.

[3]) „Lesefrüchte“ (1833/66), 3 Heftchen von Sophiens Hand, teilweise autobiographisch zu verwerten.

[4]) Vgl. S. 611: Palazzo Taglioni.

als die andern erlitten — das ließ er ahnen, er war aber auch begnadet mit „Melodie und Rede, die tiefste Fülle seiner Not zu klagen“, — davon zeugten seine Gedichte, echte, wahre, gottgegebene Verse, nicht Reimereien von dem gemeinen Schlage der Wiener Poetaster.

Nach seiner Art las er aus seinen neuesten Gedichten vor: die „Atlantica“ ergriffen sie mächtig, und sie erbat sich die drei Stücke[1]) zum Abschreiben. Am 19. Oktober 1834 sah sie fünfzehn Schriftsteller und Künstler bei sich zu Gaste, denen Lenau seinen „Faust“ vorlas. „Es hat stark gepackt“, gewiß auch sie.

Und bald darauf legte dieser gefeierte, verehrte Genius die leidenschaftlichsten poetischen Huldigungen in ihre zitternden Hände. Demütig und stolz mag sie ihm gelauscht und — geschwiegen haben. „Ich will nichts als Stille, um dich allein zu hören, Stille und einen Platz an deinem Herzen!“

Lenau benutzte seinen Stuttgarter Aufenthalt, um auch Löwenthals Gedichte unter die Presse zu bringen[2]), so wie er später sich um dessen Dramen eifrig und tätig angenommen hat. Seine Briefe an die Freunde[3]) bezeugen, wie vertraut man in den wenigen Monaten geworden war, welche Schätzung man einander entgegenbrachte. Einige ausgesuchte Artigkeiten für Sophie, die mit den sonstigen wechselseitigen Liebenswürdigkeiten unterliefen, wurden kaum für mehr denn feine Schmeicheleien gezählt; will es doch überhaupt scheinen, als ob sich Lenau und Sophie noch nicht so völlig ernst genommen hätten.

Als er in Wien eintraf (am 2. April 1835), war Sophie guter Hoffnung. Zernichtet ist mit einem Male die Illusion, auf welcher der gesellschaftliche Verkehr der Geschlechter beruht, die Illusion, daß die Freundin gleichsam ein höheres, geschlechtsloses Wesen sei. Sie ist ein Weib — so oft er sie anblickt, erneuert sich ihm die Gewißheit. Los bricht sich die gebändigte Begierde und

[1]) Die Seejungfrauen. Meeresstille. An mein Vaterland.

[2]) Dramatisches und Lyrisches von Leo von Walthen. Stuttgart, Brodhag, 1835.

[3]) I. Buch Nr. 2—7.

zählt ihm beständig alle die Freuden auf, die er mit ihr gewinnen könnte. Doch — sie ist das Weib eines andern: all die Freuden, auf immer sind sie für ihn verloren. Recht und Pflicht, erlaubt und unerlaubt, die Gedankenreihen verwirren sich ... Es ist auch hier so laut, und er fühlt ein dringendes Bedürfnis, allein zu sein ... Friede! Trost! Wieder spannt er seinen Geist unter das Joch Herbarts. Umsonst! Er kann nicht denken, dichten. Auf dem Lande wird's wohl wieder gehen. Was die Gesellschaft an Material in seinem Innern angehäuft hat, muß die Einsamkeit sichten und ordnen, damit auch Zusammenhang und Überblick in sein Leben komme.

Zunächst soll ihm das „bergverschlossene" Hadersdorf die ersehnte ländliche Ruhe bieten, doch ein katarrhalisches Fieber, die Folge einer Erkältung in dem stürmischen Vorfrühling, fesselt ihn an Wien. Gleichwohl sucht er nur die süßen Kräfte des Vergessens, sei es, daß ihn ein paar Töne seines Beethoven oft mitten im Tumult einer zahlreichen Menschenversammlung gesellschaftlich emanzipieren, sei es, daß ihn die Freunde mit Tabak bekränzen, dessen Rauch er so gerne schlürft, weil er Nebel ist, der vom Lethe kommt.[1])

Aber er kann ebensowenig vergessen oder mit Europa seine Rechnung abschließen, als aus seinen Herzensschulden herauskommen. Die Besuche in Penzing werden noch häufiger, regelmäßig speist er an Sonntagen draußen; selbst als er (seit Anfang Mai) in Hütteldorf wohnt, geht er einmal in der Woche hinüber. Und in seinem Innern wogt und treibt und braust es durch- und übereinander: in die Leere, wenn ihn nichts lebhaft beschäftigt, flutet alle zweiten, dritten Tag das himmlische Leben oder der irdische Tod oder der Schmerz jedesmal höher herein. Er bricht diese dunkle Schilderung seiner unklaren Seelenzustände ab; gegenüber der drückenden Last, welche ihm auf dem Herzen

---

[1]) Vgl. „Mein Türkenkopf", etwa im Mai 1835 in Hütteldorf geschrieben (Schl. 75, 243 f.), von Grillparzer glossiert in dem Epigramm „Des Dichters Vorliebe", von Saphir mißbraucht zu einer witzig sein sollenden Anrempelung (Der Humorist 1842 Nr. 219).

liegt und von der die Befreiung durch die Poesie noch immer nicht kommen will, scheint ihm alles, was seiner Feder sich bietet, unzulänglich, unbedeutend, gar nicht wert, daß er es hinschreibt. Seine eigenen Worte sind ihm oft so zuwider, daß er lieber schweigt.

Und er wallfahrtet noch weiter zur Madonna Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen, die Trauer der Natur suchend und ihre würdigste Gestalt in ihren Schrecken. Alle Geistestätigkeit auf dieser Reise (ins Hochschwabgebiet, 28. Juni bis 15. Juli) ist eine mehr empfangende, als gestaltende. Mit dem Dichten geht es gar nicht: eine Menge Entwürfe, und doch kommt es zu keiner Ausführung; die Gedanken rollen ihm gleich wieder ab, wie das Steingeröll zu seinen Füßen. So groß auch seine Genüsse sind, manches vermißt er: „Der Himmel will noch immer kein rechtes Gewitter aufspielen, um mir Beethoven zu ersetzen, und Penzing kann mir selbst der Himmel nicht ersetzen.“ [1]) Mag dieses Wort für Max als „Notpfennig von Courtoisie“ gegolten haben, uns ist es das Geständnis seiner Leidenschaft.

In diese „Gärungsperiode“ fällt (nach dem 15. August) die Vollendung des „Faust“. Da er im Winter 1833 an das Werk gegangen war, hatte er sich selbst als den Unseligen gefühlt, „seinen ganzen Höllenstoff auf einen Kerl abladen“ wollen; indessen war durch die Liebe zu Sophie Wendung und innere Wandlung eingetreten:

> Blick' ich Euch ins Angesicht,
> So hat die Hölle, der ich zugeschworen,
> Mit einmal ihre Macht an mir verloren,
> Mir strahlt ein wunderbares Hoffnungslicht.
> O nein! ich kann, ich will Euch nicht entsagen,
> Ich will's noch einmal mit dem Himmel wagen!
>
> (Faust 1939 f.)

An der Geliebten erkannte und erfühlte er den vollen Zauber, das Schöne, Unersetzliche, Alleinbeseligende der Persön-

---

[1]) I. Buch Nr. 8 (17,7 f.).

lichkeit; die starren und herzlosen Naturkräfte und Naturgesetze konnten unmöglich ein Wesen zustande bringen wie sie: ein Lieblingsgeschöpf eines persönlichen liebenden Gottes, dem er sich Liebe erwidernd in die Arme warf.

Je näher Sophiens schwere Stunde kam, desto größer wurde wieder seine Abspannung. Seit dem Faustschluß dichtete er nicht mehr. Die wiederholt für September versprochene Reise nach Schwaben ward bis Neujahr oder nächsten Frühling aufgeschoben unter dem Vorwand materieller Beschränkungen, bei der erprobten Hilfsbereitschaft seiner Stuttgarter Freunde kaum ein triftiger Grund. Eher, daß er Sophie nicht verlassen wollte, jetzt noch künftig. Darauf weist auch das deutliche Streben, sich in ihrer Nähe eine gesicherte Existenz zu gründen: ernstliche Vorbereitungen auf eine Professur der Ästhetik.

Sophie genas am 13. September eines Knäbleins, in der Taufe Arthur genannt. Die bald nachher erfolgte Übernahme des „Faust" in den Cottaschen Verlag nötigte Lenau, doch noch in diesem Jahr nach Stuttgart zu fahren (Ende November).

Es war ihm ein Bedürfnis, der Freundin auch aus der Fremde wissen zu lassen, daß er nie ohne inniges Behagen an ihren stillen, festen Wandel denke, daß das Glück ihres Umgangs ihm eine Quelle der Freude und eines der erheiterndsten Momente seines Lebens sei, sowie sie ihn entnehmen ließ, daß eine weitere Ausdehnung seiner Abwesenheit ihr unerwünscht käme.[1]) Trotzdem verweilte er bis 29. Januar 1836 in Stuttgart. Was ihn aufhielt, können wir nur vermuten; wie er die Zeit verlebte, was in ihm vorging, ist uns völlig unbekannt.

Gleich nach seiner Ankunft (am 4. Februar 1836) erfuhr Lenau durch ein Kind seiner Schwester in der Kinder unverständig-rücksichtsloser Art von einem überraschenden und nahegehenden Todesfall: Fritz Kleyle, dem er noch im vergangenen Sommer die wärmsten Empfehlungen nach Schwaben mitgegeben[2]), den er immer sehr lieb gehabt hatte, erst als gleichstrebenden Schul-

[1]) I. Buch Nr. 10 (18f.).
[2]) Schurz I 312. Schl. 82.

kameraden, dann als besten Freund, der schonende Richter über die Erstlinge seiner Muse, Mitwisser jungen Glückes und früher Enttäuschung, „eins von den Dingen, nach denen ich mich umsehen werde, wenn ich einst von dieser Erde abreisen werde, und ein wichtiger Bestandteil des Schatzes, den ich zurücklasse“, war in der Blüte seiner Jahre gestorben. Noch ein anderes Unglück hatte seine Familie betroffen: die Schwester Magdalena war als Verbrecherin (wir wissen nicht, warum) mit Kerker gestraft worden.[1]) Aber auch dieses Leid ward hundertfach übertönt: „Hätte ich nicht einen eisernen Panzer um mein Herz geschlagen,“ schreibt er andern Tags an Emilie von Reinbeck[2]), „es wäre längst gebrochen. Sie wissen noch nicht alles, was mich im Leben getroffen hat. Aber ich bin hart und stolz genug, das Unglück zu verachten. Wäre ich es nicht, ich müßte Tag und Nacht heulen wie ein mißhandelter Hund. Wenn es durch den Egoismus, den mir das Schicksal abgedrungen hat, soweit gekommen ist, daß die Liebe mein Herz nicht weich und dankbar genug findet, so möge sie mich entschuldigen. Ich habe dem Leben gegenüber nun einmal meine Stellung genommen, es soll mich nicht hinunterkriegen. Daß mein Widerstand nicht der eines ruhigen Weisen ist, sondern viel Trotziges an sich hat, das liegt in meinem Temperament. Seien Sie über dieses nicht traurig, liebe Emilie! Nur der Tod meines guten Kleyle soll Sie betrüben, nicht mein Leben. Dieses werde ich zu beherrschen wissen.“

Vermutlich hat ihm Sophie, zermartert von Zweifeln, erbittert durch sein langes Stillschweigen, jene Vorwürfe gemacht, denen er bei seiner in überaus zarter Gefühlsweise gegründeten, ungewöhnlichen Reizbarkeit, die damals auch Grün erst im ganzen Umfang erkennbar wurde[3]), eine allzugroße Bedeutung beilegte. Denn ohne Frage, so blutig ernst, wie er es nahm, hatte sie es nicht gemeint. Das ist aber ein Charakteristikum seiner eigenartigen, ungemessenen Liebe, daß sie im Glück wie

[1]) Roustan 177.

[2]) Schl. 86 f.

[3]) Schurz I 323. Vgl. die Anm. zu 420,26.

im Unmut ihn gleich an die äußersten Grenzen hinauszieht. Alles, was von ihr kam, nahm er so hoch und ernsthaft und buchstäblich, daß ihm ihre harmlosesten Neckereien wichtig und unheilverkündend erschienen. Wohl wußte er's selbst: er verstand zu wenig Spaß in der Liebe. Namentlich aber riß es ihn zu kränkender Heftigkeit hin, wenn sie gegen ihn erkaltet schien, da er es gegen sie keinen Augenblick ist. Und diesmal kam noch eines dazu: es erweckte ihm immer eine peinliche Empfindung, und sein Stolz bäumte sich dagegen auf, wenn er auch nur im Scherz seinen Charakter gegen sie verteidigen sollte. „Das ist eine Verletzung," schrieb er ihr einmal[1]), „die immer Blut gibt, wenn sie noch so leise ritzt; welche aber selbst von dir nicht geheilt werden könnte, wenn sie einmal tiefer schnitte." In ihm schlummerte eine Kraft, die er nur heraufzulassen brauchte, um mit einem Satze auf dem alten Boden der Freiheit zu stehen, aber ihm graute davor. Fast fanatisch deuchte ihn diese Bravour. Nur im Falle einer wahrhaften, erwiesenen und ungeheuren Kränkung schien es ihm möglich zu sein, alles wegzuwerfen und zu vergessen, was ihm das Liebste ist. Der Fall war jetzt eingetreten. Wie sehr auch sein Herz bluten mochte, er riß sich los, fest entschlossen, sich zu behaupten, wenn auch in einer finsteren Einsamkeit: denn immer war es sein Himmel, dem er jetzt den Rücken wies, immer stand er in der Fremde, da er der Heimat sich entriß. Nur die Freunde konnte der Gedanke beruhigen: „Noch fließt der ewige Quell der Kunst; noch gibt es Menschen, die mich lieben. Ich werde auch wieder froh werden." Er selbst dachte ganz im Gegenteil einzig an Liebe und Sterben.

> Und dennoch an den herben Tod des Schönen,
> Im treuen Wahn, als ob es ihm noch bliebe,
> Kann sich das Herz auch sterbend nicht gewöhnen.
>
> (Jugend und Liebe.)

Man hatte ihn rauh aus seinem Traum gerissen: jene Liebe, in welcher ein Mensch die ganze Welt an sein Herz drücken möchte, ist selten auf der Erde.

---

[1]) II. Buch Nr. 161 (422,14 f.).

Daß ihr Bild die Welt nicht ganz verläßt,
Hielt am Kreuz das Schicksal eilig fest,
Jesus, deine liebende Gebärde. (Kruzifix.)

Der Liebe Brand ist also verlodert; verglimmen nun auch der Dichtkunst helle Flammen, dann dünge nicht erst der Tod das Feld des Lebens mit der Asche der Gefühle, sondern lasse schnell den Sänger entschweben. (An den Tod.) Und um den Tod fleht er auch in einem ergreifenden Sonett die einzige, der er sein Leid vertrauen und alles sagen möchte, seine Mutter; ihr gesteht er:

Ich trag' im Herzen eine tiefe Wunde
Und muß sie stumm bis an mein Ende tragen.
Ich fühl' ihr rastlos immer tiefres Nagen,
Und wie das Leben bricht von Stund zu Stunde . . .
(Der Seelenkranke.)

Mit welch ungeheurer Heftigkeit Lenau seine Entschließung gefaßt haben muß, das läßt sich aus diesen sentimentalen Gefühlsausbrüchen — ihrer naturgemäßen Reaktion — ebenso deutlich ermessen, wie aus der Energie der Versuche, ihrer Herr zu werden. Halb noch in ihrem Banne, halb um sich ihnen zu entziehen, dachte er fast unmittelbar nach der Katastrophe an einen kleinen Ausflug nach Preßburg, um seinen Freund Keiller zu besuchen. Es zog ihn an, die langentbehrten heimatlichen Jugendeindrücke wieder aufzufrischen, auch lockte ihn die Hoffnung, dort die besten Zigeuner spielen zu hören. Der Ausflug unterblieb. In der Stadt selbst gab es so viel Musik, daß er nicht fortzugehen brauchte: es verging fast kein Tag, der ihm nicht irgend einen herrlichen musikalischen Genuß brachte. Am weitaus stärksten wirkt wieder Beethoven: seine Quartette haben Stellen, bei denen ihm fast das Herz zersprungen wäre. „Kennen Sie nicht jene süße Verzweiflung, in die uns Beethoven reißt? Mit jedem solchen Tonstück geht mir ein Stück Leben davon. Ich fühl' es ganz deutlich. O, es ist ein köstliches Gefühl, wie einem so das Leben verklingt!“ [1]) Solche Äußerungen lassen nicht glauben, die Erschütterungen seiner Stimmung

[1]) Schl. 90; vgl. auch 593,22.

hätten sich wirklich im Dichten beruhigt, wenn es ihm jetzt auch besonders von statten ging, „als hätte sein Erhaltungstrieb ängstlich und eilig nach dem Heilmittel der Kunst gegriffen.“ Wohl war in wenigen Tagen soviel entstanden, daß es in Ermangelung von Beiträgen der Freunde die Lücken seines Almanachs hätte füllen können, und gab Kraft und Zuversicht zu einem neuen Unternehmen, zwei größeren epischen Gedichten, Huß und Hutten, die bis zum Herbst fertig sein sollten, wenn seine Gesundheit ausreichte. Aber die späteren Zettel an Sophie, welche diese Zeit berühren, sprechen von einer verlorenen Welt, erstorbenen Hoffnungen und Freuden, trostlos nächtlichen Grübeleien. Wie in den Zeiten ärgster Verstimmung ist die Korrespondenz mit Stuttgart auf viele Wochen hinaus völlig unterbrochen.

Da erklingt endlich — im April — das erlösende Wort.[1])

[illegible]

(Lenaus erster Zettel an Sophie.)

Sophie hatte ein Gedicht an Lenau gerichtet, in dem sie „tiefen Kummer über den Grund seiner unseligen Verstimmung und den Wunsch, ihn zu heilen“, aussprach.[2]) In liebevoller Nachgiebigkeit gestand sie ihre Schuld zu und reichte die Hand zur Versöhnung. Ja, so unwiderstehlich

---

[1]) II. Buch Nr. 5.

[2]) II. Buch Nr. 44 (368,10f.); 612,26f.

ward sie ihm dadurch aufs neue, daß er schließlich alle Schuld auf sich nahm.[1])

„Freudig kämpfen und entsagen," das galt in gleicher Weise für sie wie für ihn, es ist die Grundlage ihres „Bundes auf ewig" und zugleich dessen „eiserne Schranke", an der sie sich blutig stießen, die sie aber nie durchbrachen. Denn Sophie war weit davon entfernt, den Gemahl in seinen Rechten kränken zu wollen; aufgeschlossen lag vor ihr der Sinn von Goethes „Wahlverwandtschaften", nur verstand sie, gleich Bettina, nicht dies grausame Rätsel, konnte nicht begreifen, „warum sie sich alle unglücklich machen, warum sie alle einem tückischen Dämon mit stachelichtem Zepter dienen; und Charlotte, die ihm täglich, ja stündlich Weihrauch streut, die mit mathematischer Konsequenz das Unglück für alle vorbereitet! Ist die Liebe nicht frei? — Sind jene beiden nicht verwandt? — Warum will sie es ihnen wehren, dies unschuldige Leben mit- und nebeneinander? Zwillinge sind sie; ineinander verschränkt reifen sie der Geburt ins Licht entgegen; und sie will diese Keime trennen, weil sie nicht glauben kann an eine Unschuld; das ungeheure Vorurteil der Sünde impft sie der Unschuld ein, o welche unselige Vorsicht! Weißt du was? Keiner ist vertraut mit der idealischen Liebe, jeder glaubt an die gemeine, und so pflegt, so gönnt man kein Glück, das aus jener höheren entspringt."

Max, der hier die Rolle der Charlotte hätte übernehmen können, tat es nicht. Er vertraute der keuschen Tugend der Gattin, dem ehrenhaften Sinn des Freundes:

„Laß mich dich fassen an der biedern Rechten,
Sie drücken an die froh bewegte Brust.
Du bist, ich fühl' es, von den Reinen, Echten,
Hast auf dem Fels der Ewigkeit gefußt,
Geliebt, umleuchtet von des Himmels Mächten.
O, daß ein guter Geist in holder Lust
Mit Flammenschrift dir's in die Seele schriebe,
Wie fromm ich dich verehre, warm dich liebe."

(An Nikolaus Lenau.)

---

[1]) II. Buch Nr. 13, 22, 44.

Er sah „die heil'ge Liebe brennen in seinem klaren Auge nur“ [1]) und war selbst Dichter genug, um aufs Wort das Wort zu glauben [2]): „Gedichte sind keine Urkunden“. Wie die geistige Höhe des Freundes ihn emporwachsen machte, zu regster dichterischer Tätigkeit anspornte, so gönnte er auch seiner Frau gerne ihren Teil an diesem Aufflug.

Sophie und Lenau haben harte Urteile über sich ergehen lassen müssen, daß sie der Annäherung und erwachenden Neigung nicht mit klarem Einblick und festem Entschluß Einhalt getan hätten, daß ihre Kraft in dem von einem stärkeren sittlichen Gefühl gebotenen Kampf unterlegen sei. Solchen Anklagen wußte Sophie nur eine Verteidigung entgegenzusetzen, Schillers Äußerung gegen Lottchen: „Ein Mensch, der liebt, tritt sozusagen aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus und steht bloß unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhteres Sein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind.“

4.

Alle, die mit Sophie verkehrten, haben denselben Eindruck von ihr empfangen: „eine sehr liebenswürdige Frau“. „Der klarste Verstand und ein tiefes Gefühl für wahre Poesie,“ erzählt der Däne Martensen [3]), „leuchteten aus ihrer Unterhaltung hervor, und zugleich mußte ich es durchaus glaublich finden, daß sie an Besonnenheit und namentlich in allen Dingen, die ins Praktische gehörten, ihm weit überlegen war.“

Anmut, Bildung, Kunstsinn, dichterische Anlage und überaus klaren Verstand hebt auch Grün [4]) hervor, dem es nur schien, als ob sich der sonst so stolze Geist seines Freundes fast

---

[1]) Vgl. S. 610: „An einen kosmopolitischen Nachtwächter“.

[2]) Gedichte S. 105: „Mündlich“.

[3]) Martensen, Aus meinem Leben. Deutsch von A. Michelsen. Heidelberg 1883. 2 Bde. I 234 f.

[4]) Nikolaus Lenau. Lebensgeschichtliche Umrisse. (In den Cottaschen Gesamtausgaben Lenaus.)

willenlos den Anordnungen und Entscheidungen ihrer siegenden Verstandesklarheit gefügt hätte.

Anderseits bezeugt Bauernfeld[1]), wie grenzenlos Sophiens Verehrung für Lenau war. „Die ganze Familie (Löwenthal-Kleyle) war zugleich gewohnt, den Dichter als den eigentlichen Mittelpunkt ihres geselligen und gemütlichen Seins zu betrachten und danach zu behandeln, ihm auch alle äußere Behaglichkeit und Bequemlichkeit zu verschaffen, jede seiner Launen nicht nur zu befriedigen, sondern sie zu erraten und ihnen zuvorzukommen."

Wenn den Fremden Sophiens klarer Verstand, ihr praktischer Sinn auffiel, haben uns doch die Bekenntnisse ihres Mädchentagebuches auch den starken Hang ihrer Natur zu Empfindsamkeit, Überspanntheit, Schwärmerei enthüllt, die ein phantasievolles Dichtergemüt wohl zum Mitschwingen bringen konnten. Früh altklug, ward sie erst spät lebensklug. Sie, der die Ehe fürs Leben herb erschienen war, wollte in der Liebe hinter sich wie vor sich eine Ewigkeit sehen. „Wenn die Leidenschaft wie der Glaube zur fixen Idee werden, steigern sie sich bis zu übermenschlichen Verhältnissen, welche der Menge unbegreiflich sind. Eine der furchtbarsten Bedingungen des verliebten oder religiösen Fanatismus ist, daß er seine Belohnung hier auf Erden nicht erwarten darf. Ein Opfer fordert das andere, die Vergangenheit bedingt die Zukunft; je mehr man sich hingibt, um so mehr will man sich hingeben: mit wachsendem Eifer fesselt man sich an sein verhängnisvolles Werk. Man vergißt den Weg, welchen man zurückgelegt hat, weil sein Ende nahe scheint; je mehr man gelitten hat, desto mehr erwartet man das Ende der Leiden."

Sie träumte süß, ich ließ es gar geschehen,
Wenn sie mir sprach von Jenseitswiedersehen,
Denn was den Reiz der Schönen noch erhebt,
Was sie zu tieferen Genüssen weiht,
Ist solcher Wahn, ein Duft von Ewigkeit,
Der über einem Frauenherzen schwebt. (Don Juan 501 f.)

[1]) IV 103.

Ursprünglich nahm aber Lenau solche Träumereien gar nicht ironisch, sondern träumte kindlich-selig mit.

> Blick' einem Weibe, das dich liebt,
> Ins Auge,
> Du blickst in heitre Gottestiefen.
>
> (Faust 701 f.)

Die Sehnsucht seines Herzens ward ihm der Kern der ganzen Schöpfung, aus Sinnenrausch erhob er sich zur Betrachtung des Ewigen: liebt er ja ihren süßen Leib so sehr, nur weil er herumliegt um die schönste, beste, allersüßeste Seele auf Erden. Durch die Liebe lernt er die Welt begreifen, sie schien ihm die stärkste Macht im Himmel und auf Erden, welche die Welt erschaffen hat und sie erhält und sie ewig bewegt. Wenn sie ihm Entsagung auferlegt, da er doch keinen Genuß als den einzigen kennt, den er stets wünscht, und vor dem er immer zittert, tröstet er sich damit, daß die Liebe nicht nur zur Fortpflanzung der Gattung, sondern auch und gewiß hauptsächlich für das ewige Leben der Individuen da sei.[1])

> Was sich geliebt auf Erden,
> Muß dort sich wiederfinden.
>
> (Der Steyrertanz.)

Er muß Vergeltung hoffen — wenn er nicht verzweifeln und alles zerbrechen und hinwerfen soll — in einem Jenseits, wo seine Liebe sich frei und ganz wird ausbreiten können. Gewiß:

> Es finden sich jenseits der Tränen,
> Die hier umsonst ans volle Herz sich sehnen.
>
> (Albig. 805|6.)

Freilich gibt es auch schon hier Augenblicke der Freude, wo das Herz im Himmel ist und jeden Wunsch vergißt. Doch sie sind unsicher und flüchtig: Glückseligkeit läßt sich nur träumen, vielleicht in einem anderen Leben erleben. Und er malt sich genau aus, wie es dort wäre: seine Luft ihr Atem, sein Licht ihr Auge, sein Trank ihr Wort, seine Speise ihr Kuß, sein Lager ihr Herz, sein Wandel das Reich Gottes mit ihr, mit ihr! In seiner

[1]) Vgl. Entwürfe III, S. 521 f.

Liebe geht er unter wie in Gott zur Zeit des Gebetes; er steht in Gott, wenn er sie liebt: ihm ist, als sei er von Gott abgefallen, wenn er sie beleidigt, denn Gott ist in ihr, und ohne sie stürbe er weniger warm für die Sache Gottes. Überall, wo er Gottes starke Hand fühlt, spürt er auch ihre liebe Hand, und er vermag oft beide nicht voneinander zu unterscheiden: die Sache Gottes und die Sache ihrer Liebe ist einerlei, vielmehr ihre Liebe ist nur ein Teil von Gottes eigener Liebe, und er kann nicht an Gott denken, ohne an sie zu denken; in ihrem schönen Auge erblickt er die ganze Fülle des Göttlichen; ihre Blicke sind ihm gewisse Bürgschaft für sein unsterblich Leben (Der Steyrertanz); ihr Angesicht ist ein stilles Lied Gottes; ihre Geburt wird hinauswirken über sein Erdenleben, auf seine Ewigkeit. Weil er auch für dort gelten soll, ist ihr Wert für ihn unnennbar und unfaßbar: sie ist sein Trost, sein Glauben, seine ewige Liebe, sein Glück oder seine Verzweiflung, seine Lebenswärme, seine Offenbarung, der er seine Versöhnung hier und seinen Frieden dort zu danken hat. Mit ihr zu Füßen Gottes sitzen und sie festhalten wird das beste sein.

Wenn wir Sophie glauben dürfen, war „das vielleicht die glücklichste Zeit seines Lebens: es war seine Weihnachtszeit“, da er im „Savonarola“ aus vollster Überzeugung für einen persönlichen lebendigen Gott die Lanze brach. „Selten wurde seine heitere Ruhe durch Mahnungen der Vergangenheit gestört. Aber die ferne Vergeltung konnte die Bitterkeit des Augenblicks nicht mildern.“

Gleich seinem Troubadour Fulco steht er oft bei Nacht gebannt

Und blickt zum Schlosse unverwandt,
Wo Adelheidens Lichter brennen,
Und Qualen fühlt er, nicht zu nennen.

Da reißt ihn fort die Eifersucht
Von Bild zu Bild in heißer Flucht;
Sie lüftet ihm des Schlosses Mauern,
Ins Innre ist sein Blick gedrungen,
Er sieht, wie Barral sie umschlungen;

Da faßt sein Herz ein wildes Trauern,
Abscheu und grimmiges Beneiden.
Und mit den Augen möcht' er schütteln
Das Schloß und es zusammenrütteln,
Begraben in den Schutt die beiden.

(Alb. 655 f.)

Auch er erhebt die Stimme der Versuchung:

„Zerbrich das Joch
Der strengen Pflicht! mich dünkt ja doch,
Daß du nach mir geheim dich kränkest
Und mein in süßer Huld gedenkest.
O könnt' ich mich durch Zauberein
Verwandeln in mein glücklich Bild,
Das oft vielleicht bei dir darf sein
Und still bei Nacht dir Küsse stiehlt!"

(Alb. 613 f.)

Und Sophie läßt er als neue „Heloise" zu Gott klagen:

„Ich sterbe hin in meiner Leidenschaft,
Es muß mein Herz mit seiner letzten Kraft,
Dir abgewandt, in dieser Glut verbrennen.
Und wenn ich das Verlorne und Versäumte,
Als hätt' ich es, in süßen Nächten träumte,
Vergieb, mein Gott! daß ich in meinen Schrecken,
Wenn kalt die Schwestern mich zur Hora wecken,
Nach Truggestalten strecke meine Hände,
Vergötternd mich zu meinen Träumen wende.
Verzeih, wenn ich oft, knieend am Altare,
Zu knieen mein' an meiner Freudenbahre,
Und daß in mir verlornes Mutterglück
Aufschreit: gib mir den Bräutigam zurück!"

Das Gefühl des Fremden und Verletzenden, dessen er sich trotz aller wahren Zuneigung bei dem Gedanken nicht erwehren konnte, daß ihre Kinder nicht auch seine Kinder seien[1]), hat er in dem Romanzenzyklus „Anna" zu ergreifendem Ausdruck gebracht.

Sophie blieb auf die Dauer nicht ganz so standhaft, wie

[1]) II. Buch Nr. 193 (445,31).

sie es wohl sich vorgenommen hatte. Kuß und Umarmung erfüllten sein sehnsüchtiges Ahnen:

> 's muß unermeßlich süße Lust sein,
> An diese Lippen sich zu schließen,
> Die schmachtend schwellen, dem Bewußtsein
> Zwei wollustweiche Sterbekissen. (Faust 835 f.)

Dadurch steigerte sie aber nur sein nie gestilltes Verlangen zu wildestem Aufschrei:

> Wenn ich den holden Leib umranke,
> Des Himmels Inbegriff und Schranke,
> Möcht' ich vergötternd ihn verderben,
> Mit ihr in eins zusammensterben. (Don Juan 549 f.)

So gerieten sie, sich immer toller jagend, in die Zauberwildnis tiefer Leidenschaft, sich immer mehr erhitzend, ins Tropenland der heißen Liebeskraft (Don Juan 493/4). Täglich aufs neue einander mit ausgesuchten Reizmitteln anstachelnd und aufregend, mußten sie sich wechselseitig verzehren: bei ihm fanden die starken Gemütsbewegungen wenigstens noch einen poetischen Ausklang, bei ihr aber fraß sich alles ins Innerste hinein. Er wußte es und tat es ohne Gewissensbisse.

> Denn reich vergalt ich ihr in einer Stunde,
> Was ich zerschlug, wie Hagel das Getreide,
> An blödem Glück, an matter Herzensfreude;
> Sie ging nicht stumpf und unerquickt zugrunde.
> Ich hatte sie entrückt dem schnöden Gleise,
> Worin sonst Fraun verkommen sacht und leise;
> Sie träumen Liebe, lachen, weinen, beten
> Und haben, welkend mit den Werkeljahren,
> Die hohe See der Wonne nie befahren,
> Das Eiland ihrer Sehnsucht nie betreten. (Don Juan 483 f.)

War dies den Preis wohl wert, den sie dafür zahlte?

Nur was er gelitten, wissen wir; wieviel es ihr gekostet, den doppelten Feind: den Ansturm des geliebten Mannes und die Wallung des eigenen Blutes zu überwinden, das läßt sich bloß aus zufälligen Bemerkungen — daß auch der Nerv ihres

Daseins zerschnitten sei, daß auch sie in untröstbarem Kummer sich verzehre — ahnen. Es war ein stacheliges Dickicht ohne Ausgang, in das sich ihre Seelen gestürzt hatten.

Wort und Blick mußten in peinliche Hut genommen werden,

> Daß, im Schutz geschloßnen Mundes,
> Doch mein Herz erschrickt,
> Das Geheimnis heil'gen Bundes
> Fester an sich drückt. (Meeresstille.)

Dazu noch das peinliche Verhältnis Sophiens zu dem Gatten, der verzichten mußte, da er verlangen konnte, Lenaus zu dem Freunde, den er liebte, und dessen Anwesenheit er doch immer als ärgerlichen und drückenden Zwang empfand. Wie menschlich, wenn es Max wurmte, daß sein Weib dem Freunde, der Freund seinem Weibe mehr war als er, wenn sich dieses berechtigte Gefühl der Zurücksetzung gelegentlich in bitteren Bemerkungen Luft machte, wenn er ab und zu unverhohlen seine üble Laune zeigte oder durch eine gewisse tolerante Schonung den ohnehin leicht Reizbaren zum höchsten aufbrachte. Ob Sophie entschlossen gewesen wäre, diese unglückseligen Bande zu lösen, wenn das Gesetz es zugelassen hätte?[1]) Aber es durfte ihnen ja nur ihr gemeinsames Leiden heilig sein.

Für alle Freuden des Lebens macht sie von nun an die Liebe absterben,

> Hält sie vom lauten Freudenmarkt zurück,
> Heißt sie den Pfad einsamer Dornen wallen.
> Es wächst ihr Ernst, wenn sie vorüberstreifen
> An einem unverdienten Erdenglück. (Die Asketen.)

Allmählich wandelte sich Sophiens ganzes Leben in feierlichen Ernst, den sie von ihm angezogen hatte, dessen Herz oft die Freude nicht mehr verstand, ja nicht einmal mehr recht an die Freude glaubte, wenn er dachte, wie er so zerfiel, ohne daß sie sich ganz umarmen durften.[2])

[1]) „Jemand, der genau unterrichtet sein kann, versicherte es" (Niendorf 279): doch wohl Schurz.

[2]) II. Buch Nr. 117 (407,8f.).

In der gänzlichen Aussichts- und Trostlosigkeit lag das tragische Verhängnis für diesen Liebesbund. „Hoffnungsloser Kummer ist ein Phantast.“[1]) Immermehr zog sich Lenau auf sich selbst zurück.

> Trotz allem Freundeswort und Mitgefühlsgebärden
> Bleibt jeder tiefe Schmerz ein Eremit auf Erden.
>
> (Täuschung.)

Er vereinsamte und verdüsterte:

> Das Lebensglück ist nicht geglückt,
> Die Menschen mir's zertraten,
> Nun will ich, in mich selbst gedrückt,
> Auch einen Hund entraten.
>
> (Der Hagestolz.)

Der „gute Geselle“ wurde undankbar fortgewiesen,

> Wenn er mich heilsam bestehlen wollte,
> Wenn er mich freundlich wollte beschenken.
> Dann ward er schüchtern und scheu zuletzt,
> Und immer seltner kam er und seltner.
> Verscheuchter Gefährte meiner Jugend,
> O komm zurück und verzeih' den Undank,
> Du lieber, milder, guter Gesell! —

Es war zu spät! Nur eine wahnwitzige Wahl blieb:

> „Die Hoffnung kannst und sollst du in das Grab hier stoßen;
> Doch willst in diesem See die Liebe du ertränken,
> So mußt du selber dich in seine Fluten senken!“
>
> (Der schwarze See.)

5.

Was nun kam, sah Sophie seit langem kommen.

Schon Ende 1837 hatte sie ihn gebeten, ihr nicht aus Mitleid treu zu bleiben, wenn „die Andere“ (ihre Cousine Marie Adamek) auf ihn einen Eindruck gemacht hätte. Er wies damals die Möglichkeit eines Abfalls als undenkbar zurück, und ihre Antwort: „Du bist mir verfallen“ — ein Wort, das er selbst ihr

---

[1]) „Das Blockhaus“.

eingegeben hatte[1]) — ergriff ihn so freudig, als hätte der Himmel gesagt, er sei ihm verfallen. Aber es kamen auch wieder Augenblicke, wo er sie fragte: „Hat sich deine Sehnsucht überwacht? ist sie des Weges müde geworden, wo kein Ziel erreicht werden kann? Hab' ich in deinen Augen verloren, und findest du mich geringer, als du mich einst glaubtest? Hat deine Liebe wirklich eine Meinung und einen Verlauf?"[2]) Während ihn der Gedanke schaudern machte, daß ihre Gesundheit eine schlimmere Wendung nehmen und er sie verlieren könnte, setzte sie ihr Leben in tollkühner und leichtsinniger Weise aufs Spiel; zum erstenmal, seit sie sich kannten, kam es ihm, wenn auch nur vorübergehend, vor, er müsse die Sache Gottes und die Sache ihrer Liebe als zweierlei betrachten. Da hat er sich ganz der Natur in die Arme geworfen: „Ich will zu den alten Zauberern gehn, daß sie mich erleichtern; ich meine die Naturgeister. Ich sinke wieder ins Dämonische. Das dampfende Waldtal war mir heute so wohltätig betäubend wie ein Zauberkessel, worin die Kräuter sieden, die unsichtbar machen."[3]) In das magische Netz seiner Liebesmystik eingesponnen, war ihm „Natur, die Freundin, fremd geworden" (Faust 2089):

> Wer nicht sie zum Höchsten sich erkoren,
> Wer jenseits Götter sucht, hat sie verloren.
>
> (Faust 2432/3.)

Jetzt begriff er fast nicht mehr, wie er einen „Savonarola" hatte schreiben können.[4])

In der Zeit dieser Umwandlung, am 24. Juni 1839, lernte er in einer Gesellschaft bei dem Grafen Christalnigg die gefeierte Sopranistin Karoline Unger kennen, musicis modis summa, gestu maior, wie die Aufschrift der von Reggio 1837 auf sie geprägten goldenen Medaille besagt. Den Vermittler spielte Theodor Graf von Heusenstamm, den Lenau als echten

[1]) II. Buch Nr. 65 (385,3).
[2]) II. Buch Nr. 218 (466,17 f.).
[3]) II. Buch Nr. 222 (470,24 f.).
[4]) I. Buch Nr. 79 (104 f.).

Dichter schätzte, und der ihrem Salon zu Paris (wie später zu Florenz, Dresden und Berlin) seine Reise verdankte. „Die bezauberndste Wirtin an ihrem häuslichen Herd, versammelte sie um ihren Teetisch alles, was durch Genie, Geist und irgendwelche Begabung und Tätigkeit Bedeutung hatte und, wie verschieden auch an Farbe und Richtung, einer heiteren, edleren Geselligkeit sich zu erfreuen gedachte."[1]) „Eine mächtige Natur von weitverbreitetem Leben" nennt sie noch zwanzig Jahre später Gregorovius[2]), der in ihrer florentinischen Villa bei einfachem und gediegenem Wohlstand schöne und stille Tage verlebte. Schönheit im eigentlichen Sinn des Wortes spricht ihr Wurzbach[3]), der sie in Lenaus Gesellschaft sah, ab, während Heusenstamm auch von ihrer äußeren Erscheinung ein entzücktes Bild entwirft: „Nie ruhte die Krone auf einer Stirn, würdiger, damit geschmückt zu sein. Die Augen, von feinen, wunderbar gezogenen Brauen überwölbt, hatten, ohne weder sehr groß, noch ausgezeichnet schön zu sein, etwas Dunkles, Glühendes, Forschendes und dabei Zerstreutes. Eine Nase, ein klein wenig à la Roxelane, doch voll Grazie, ein Lippenpaar, das einem den Reiz der Smorfia begreifen lehrte, und auf Kinn und Wange der Fingerdruck der Charitinnen: ein Weib, stolz und reich, voll Kraft und Schwermut". Sie ließ in ihrem Gesang (Schuberts „Wanderer" und „Gretchen") ein singendes Gewitter von Leidenschaft auf Lenaus Herz los. Fünf Tage später in Donizettis „Belisario" kam ihm von dort ein voller Sturm herüber. Ihr Spiel und ihr Singen machte auf ihn die höchste tragische Wirkung. „Sie ist eine Künstlerin erster Größe. Auch im Umgang ist sie sehr liebenswürdig und gegen mich besonders freundlich. Ich war gestern nach dem Theater bei ihr, heute (30. Juni) esse ich bei ihr zu Mittag."[4])

Als Sophie diese Zeilen in Ischl las, ahnte sie sofort, daß

---

[1]) Heusenstamm I, S. XI f., 113, VI 169, 172, 247; 396.

[2]) Römische Tagebücher. Stuttgart 1892. S. 43, 59, 222.

[3]) Biogr. Lex. XLVIII 66 f.

[4]) II. Buch Nr. 224 (471,26 f.).

es mehr als Freundschaft war, was ihn zu ihr, sie zu ihm, wie eine Wetterwolke zur andern, hinzog. Schon am 11. Juli erhielt sie die Bestätigung: „Karoline liebt mich und will mein werden. Sie sieht es als ihre Sendung an, mein Leben zu versöhnen und zu beglücken ... Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrißnen Herzen.“ [1])

Wir erinnern uns der Stelle ihres Mädchentagebuches: „Ich habe in meinem ganzen Leben eine unnennbare Scheu, eine Todesfurcht vor dem Scheiden gehabt, und nun kommt es mir so nahe. Ich suche in allen Winkeln meines Herzens meinen Leichtsinn, meine Philosophie, umsonst! Ich prozessiere mit meiner Vernunft, die mich so schmählich im Stiche läßt, es hilft alles nichts.“ „Ach, ich bin so!“ schreibt sie jetzt. „Etwas vergehen zu sehen, wäre es noch so gering, zu fühlen, es ist damit zu Ende — es ist aus: bis zur Ohnmacht kann es mich erschüttern.“ Ja, sogar das Goethesche Wort ist ihr nicht zu stark: „In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn, man muß sich hüten, ihn nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.“

In diesem Sinne mag sie zur Bestürzung ihrer Eltern nach Haus geschrieben haben, was dann den Bruch zwischen Lenau und dem Hofrat Kleyle zur Folge hatte, von dem Max erzählt. [2]) Den ungetreuen Freund lud sie aber zu sich nach Ischl, wo er am 24. Juli eintraf.

Maxens Notizen geben in erwünschter Unmittelbarkeit Aufschluß über den Verlauf der Episode. Karoline hatte nicht sobald die weit über das Gewohnte hinausgehende Wirkung ihrer Kunst auf Lenau mit Staunen wahrgenommen, als sich auch schon ihre Eitelkeit regte, den berühmten Dichter ganz an ihren Siegeswagen zu fesseln. Dabei hat sie vom ersten theatralischen Händedruck bis zum letzten Spaziergang mit dem sentimentalen Einschneiden ihres Namens und des Datums des Abschieds- als ihres Todestages in die Rinde eines Baumes ein ebenso durchsichtiges als plumpes Spiel getrieben, wofür einzig der

[1]) I. Buch Nr. 64 (90,6f.).

[2]) I. Buch Nr. 72 (99,13f.).

tieferregte Lenau blind war, das aber dem Scharfblick der Nebenbuhlerin unmöglich entgehen konnte. Abermals wußte Sophie durch liebevolle Nachgiebigkeit zu siegen. Ohne der Verbindung ihres Freundes einen heftigen Widerstand entgegenzusetzen, machte sie ihm nur eine Verzögerung plausibel, bis Karoline nicht mehr der Öffentlichkeit angehörte und seine eigenen Vermögensangelegenheiten völlig geordnet wären. Damit war Zeit gewonnen für seine Ernüchterung, die nun unter der Einwirkung mannigfacher Nachreden über die Diva[1]) allmählich fortschreitet: Ende September kämpft er bereits mit Zweifeln, ob er „das Schauerliche — die Ehe — beginnen solle"; im November hat sich die Spannung seiner Gefühlszustände soweit gelöst, daß einige lyrische Gedichte entstehen. Freilich kehren nun hypochondrische Anfälle häufig wieder und bringen ihn oft bis zur Verzweiflung; Ende Dezember ist der Friede mit Sophie schon ganz wiederhergestellt:

Denn das Herz in meiner Brust
Ist dem Kranich gleich geartet,
Und ihm ist das Land bewußt,
Wo mein Frühling mich erwartet;

(Der Kranich.)

und in der „Neujahrsnacht 1839 auf 1840" wünscht er nur, die Erinnerung an das scheidende Jahr auslöschen zu können. Als er im Februar 1840 nach Schwaben gereist ist, da widersteht er den verlockenden Bitten Emiliens, in Stuttgart zu bleiben, den überspannten Huldigungen der Frau von Suckow (Emma Niendorf), weil er an Sophie denkt und an die Freude, sie wiederzusehen. Der Wiederaufbau ihres Vertrauens ist seine wichtigste Angelegenheit. „O Herz!" — schreibt er ihr, „ich bin dein bis ins Äußerste meiner Lebensdauer hinaus und bis ins Innerste meines Wesens; recht eigentlich in dir getränkt. Hätt' ich dir nur nie einen Augenblick weh getan."[2]) Es war

---

[1]) I. Buch Nr. 93 (114).

[2]) II. Buch Nr. 229 (474,29 f.).

bloß ein willkommener Anlaß, mit Karoline, zu der die Neigung bereits um vieles ruhiger geworden war, endgültig zu brechen (14. Juli 1840), da sie indiskreterweise einen seiner Briefe im Tieckschen Kreis in Dresden vorlas. Die Primadonna beschied sich.

Don Juan, fahr wohl! doch werd' ich nimmer weinen,
Wenn du dahin, den ich geliebt wie keinen.
Ich kannte dich, als mir zum erstenmal
Ins Herz gedrungen deiner Augen Strahl!
Nicht in der Liebe höchsten Augenblicken
Gab ich dem süßen Wahne mich gefangen,
Daß meine Arme dauernd dich umstricken,
Durch jede Wonne schlich ein leises Bangen.
Ich hab's gewagt, mein Herz dir aufzuschließen
Und in den schalen, herben Erdentagen
Rasch eine Stunde Himmel zu genießen;
Die Stunde floh, und still will ich's ertragen.
Ein Himmel war's, worin ich flüchtig schwebte,
Wenn auch durch meine höchsten Wonnen immer
Die bange Ahnung des Verlustes bebte;
Don Juan, fahr wohl! doch weinen werd' ich nimmer.

(Don Juan 453/464.)

Sie bat ihn um die Fortdauer seiner Freundschaft, die er ihr aufrichtig zusicherte.[1]) Noch im selben Herbst hat sie den um zwanzig Jahre jüngeren Franzosen Sabatier, den geistvollen Übersetzer des Goetheschen „Faust", geheiratet und ihren Todestag um volle 37 Jahre überlebt. Lenau aber jubelte, da er seine Briefe glücklich wiedererlangt hatte.[2]) Er ließ sie Sophie lesen, die darin des allerschönsten fand, „was nur jemals geschrieben worden sein mochte; zumal waren zahlreiche dichterische Bilder darin, wie sie selbst einem Lenau nur in höchster Entzückung vor die Seele treten konnten."[3]) Nach einiger Zeit hat er seine „dokumentierten Narrheiten" — verbrannt.

In dem Verhältnis zu Sophie wollten sich jedoch trotz aller

---

[1]) I. Buch Nr. 116 (142 f.).
[2]) I. Buch Nr. 244 (261).
[3]) Schurz II 35.

Bemühungen die alten Fäden nicht wieder finden lassen. Wie oft er auch beteuerte, daß er sie liebe mit unwandelbarer Seele, daß er in dem Gedanken verrückt war, ein Glück zu finden außer mit ihr, behauptete sie doch immer, daß sie an ihn nicht mehr glauben könne, daß ihr ein völliges Erkalten, Abscheiden seines Herzens gar wohl denkbar sei. In ihrem Benehmen fand er oftmals die gestörte Überzeugung von seinem Charakter hervortreten, Worte und Mienen nicht mehr unter der Hut einer zarten Achtung stehen.

> Niemand kann verlornen Harrens Schmerzen
> Einem sehnsuchtsvollen Frauenherzen
> Je vergelten, niemand ihr vergüten,
> Was in solchen unermeßnen Stunden
> Still der Wurm genagt von ihren Blüten,
> Der auch nicht, um den sie es empfunden.
> Wenn er dann auch stürzt zu ihren Füßen,
> Wenn er unter Tränen, tausend Küssen
> Leiden und versäumtes Glück beklagt;
> Schmerz hat weh getan, der Wurm genagt.
>
> (Mischka an der Maros.)

Er verschloß sich vor den Menschen, gab sich — was für ihn immer das Schlechteste war — der Einsamkeit hin, betäubte sich mit orgiastischer Musik. „Sehr ernst und schweigsam“ fand ihn Josef Rank. Vertraulicher war er gegen Moritz Hartmann, aus dessen Gesicht er Liebe und Ruhe las, deren er so sehr bedurfte. Er wohnte (1837/41[1]) bei Löwenthal, in einem vier Ellen breiten, vier Ellen langen, kahlen, düsteren Zimmer, wo Bett, Tisch, Kasten, Bücherschrank, alles aufeinander gestapelt war. In angeregten Stunden verfügte er noch unumschränkt und bezaubernd über seine wunderbare Phantasie, den scharfen Geist, einen unübertrefflichen, edlen Humor; doch treten schon immer deutlicher jene Erscheinungen zutage, welche die neuere Medizin als Symptome der Neurasthenie zu deuten gelernt hat. Der Winter 1840/41 warf ihn geradezu auf das Krankenlager; Sophie nahm sich seiner als Pflegerin an. Im April 1841

[1]) Schurz I 349, 372; II 18; vgl. die Anm. zu 15,12; 37,29; I. Buch Nr. 174.

(in Stuttgart) folgte ein Scharlach, an den sich eine Entzündung des rechten Hüftgelenkes schloß. Ganz isoliert, wie es die Krankheit forderte, spann er sich in seine Liebesträume ein: er schwelgt in Erinnerungen und Hoffnungen und verzehrt sich in der Pein der Entbehrung. „Während ihn Emilie mit mütterlicher Treue hegte, behauptete er immer, nur von den kleinen Briefchen genesen zu sein, die man ihm aus Wien schrieb.“ [1]) Je länger die Genesung zögert, je mehr sich die Abreise zur Geliebten nach Ischl hinausschiebt, in einen desto furchtbareren Aufruhr gerät er: „Es ist wahnsinnige Liebe, die mich treibt. Weh mir! wär' ich lieber tot, als daß du nicht mein bist.“ [2]) Aber diese wundersame Ungeduld, die sich seiner bemächtigt hat, ist nur eine krankhafte höhere Steigerung seines heftigen Gemütes. Schon nach wenigen Wochen in Ischl klagt er wieder über Störungen in seinem körperlichen Befinden — „auf die unbedeutendsten Anstrengungen ist er kaput, sein Schlaf ist ein scheues Reh, sein Appetit launisch wie seine Seele“ [3]) — und über schlechte Stimmung, die nun kaum mehr weicht: mit dem besänftigenden, tröstenden, heilenden Einfluß Sophiens ist es vorbei; ihre Gesellschaft regt ihn vielmehr beständig auf; immer klarer erkennt er seine ganze Lebensdichtung als Lebenslüge. „Ich finde in meinem Leben zu viel Verlorenes, Versäumtes und Verfehltes, als daß ich bei einem angeborenen Hang zum Mißmut nicht immer tiefer hineingeraten sollte.“ In seinem Herzen ist nur noch trauriges Absterben zu spüren, er hat schon den Erdgeruch in der Nase, sie werden ihn wohl bald hinunterschaufeln.

Herbst- und Altersgefühle, Gram und Mißmut über sein unbefriedigtes, fragmentarisches Dasein nagen an seinem Leben. Wir besitzen aus dieser Zeit eine bemerkenswerte Schilderung seines Äußeren als „eines kleinen, aber breitgesetzten Mannes mit schon grau werdendem schwarzem Haar und Schnurrbart; seine Züge sind tief gefurcht: eingefallen, braun, werden sie von

[1]) Niendorf 219.

[2]) II. Buch Nr. 307 (501,31 f.).

[3]) Schurz II 86 f.

einer starken Nase beschattet, und eine hochgewölbte Stirne hebt sich mächtig über das sonderbare, oft unheimliche Blitzen seiner großen schwarzen Augen; sein Benehmen ist unruhig, oft scharf fixierend; den weiten Hausrock dann und wann um die Glieder schlagend, rennt er hastig aus einer Zimmerecke in die andere."[1]) Das fahrige Wesen des Neurasthenikers trat schon ganz offen zutage.

In seinen Adern wallte vom Vater und von der Mutter her ein allzu begehrliches Blut, als daß er die Entsagung, welche ihm Sophie auferlegte, dauernd hätte ertragen können. Immer glühender wurde das Verlangen:

Möcht' —
Einmal nur, bevor mir's nachtet,
An den Quell der Liebe sinken,
Einmal nur die Wonne trinken,
Der die Seele zugeschmachtet.

(Waldlieder VIII.)

Aber im Bund mit ihr bleibt ihm, was er so sehnlich gewünscht:

Ein holdes Weib als Braut umschlungen,
Ein Söhnlein froh im Arm geschwungen[2])

auf ewig versagt.

Zwar richtete er in seiner Liebe nicht wider ihr starres Festhalten an der Pflicht Vorwürfe, aber bergehoch häufte sich der Mißmut über Zwang und Bestand fesselnder Konventionen. „Seinem Haß gegen die Tyrannei in jeglicher Form Luft zu machen, in Bildern und Worten, deren wilde Kühnheit in dem Stoffe selbst ihre Rechtfertigung fände", wählte er zum Gegenstand seiner Lieder erst die blutigen Hussiten, dann, als sich diese poetisch doch zu wenig ergiebig erwiesen, die mörderischen Albigenserschlachten, bis er endlich auf den rechten Helden stieß,

---

[1]) Schurz II 120. Vgl. die Wiedergabe des Daguerreotyps von 1844 aus Sophiens Besitz, auf welches sowohl die Lithographie von Kriehuber wie die Lenaustatuette und das Grabrelief von Hirschhäuter zurückgehen (Bw. Grün-Frankl 32/33).

[2]) „Der Pechvogel." Vgl. I. Buch Nr. 278 (313,11 f.).

den er alles sagen lassen konnte, was ihm auf dem Herzen brannte, Don Juan.

Schon in den Albigensern hätten starke Worte fallen sollen gegen „das Ungeheuer“ Zölibat[1]), diese widernatürliche Zusammenschnürung des Individuums auf sich selbst im Kampf gegen das rapide, wilde Zehrfieber der Libertinage.

Nur, „wer das Glück der Liebe nie gekannt und kein Kind hat,“ heißt es in einem Entwurf (V) zu diesem Gedichte, „kann an eine ewige Verdammnis glauben.“

Das nicht zu Unterdrückende der sinnlichen Forderung drängte ihm mehr und mehr die Anschauung auf, daß in der körperlichen wie in der geistigen Welt vielfach die Individuen als bloße Kanäle der Gattung zu betrachten seien. Auch sein neuerliches Vertiefen in das Leben der Natur führte ihm hier ein ewiges Zeugen und Vergehen vor Augen: es sehnt sich die Natur, in der bräutlichen Umarmung dahinzusinken (Waldlieder IV), denn „alles Sterben und Vergehen ist nur heimlichstill vergnügtes Tauschen“ (Waldlieder IX), oder wie Don Juan sagt (127 f.):

> Das Herz, in dem die Wesen alle gründen,
> Der Born, worein sie sterbend alle münden,
> Der Gott der Zeugung ist's, der Herr der Welt,
> Die er, nie satt, in seinen Armen hält.

Gleich Merlin hört er „Stimmen, die den andern schweigen“[2]), und sie alle rufen ihm zu:

> O finstrer Wahnsinn! blutendes Entsagen,
> Wo rings des Gottes warme Pulse schlagen!
>
> (Don Juan 145/6.)

---

[1]) Don Juan 193; vgl. Br. an Emilie, Wien, 21. August 1843 (Schl. 175): „An einen wahrhaften Beruf zum katholischen Priesterstande glaube ich überhaupt nicht; Beruf ist natürliche Anlage; zur Unnatur aber, wie jener Stand eine der schreiendsten ist, kann es keine natürliche Disposition geben.“

[2]) II. Buch Nr. 319 (507).

Sophiens Vorhalt:

> Ein ewiges Gesetz, den Frevel richtend,
> Gebeut: willst du dein Erdenlos bestehen,
> Mußt du geschloßnen Auges und verzichtend
> An manchem Paradies vorübergehen —
>
> (Don Juan 57 f.)

dieser Vorhalt wird leidenschaftlich zurückgewiesen:

> Ein Wahn, der Herzen plündert, und ein Trug,
> Der frech dem Elend sagt: hast Freude g'nug!
> Hier ist dein Los zu dulden und zu darben,
> In andern Welten reifen deine Garben;
> Der Sensenmann wird kommen, sie zu schneiden,
> Dir tausendfach vergeltend alle Leiden,
> Und Ernte wirst du feiern mit den Engeln;
> Sei froh, wenn du ihn hörst sein Eisen dengeln!? — —
>
> (Albig. 1823 f.)

Ja, seine Ansichten haben sich so sehr verkehrt, daß er ihr rund heraussagt:

> Verrücktres hat die Erde nie getreten,
> Als Stoiker und darbende Asketen.
>
> (Don Juan 861 f.)

Nun mußten ihm naturgemäß alle Gesetze und Konventionen, welche den Gattungstrieb beschränken und verpönen, als naturwidrig erscheinen, die Ehe selbst als ein widernatürliches, mithin unmoralisches Institut. Es ist ein eigentümlicher, aber (nachdem alle diese Fragen in Frankreich und Deutschland schon lange zur Debatte gestanden) wohl erklärlicher Zufall, daß Lenaus Schlüsse genau zu demselben Ziele führen, das gleichzeitig Schopenhauer auf einem ganz anderen Weg erreicht hat.[1]) Wie Schopenhauer vertritt auch Lenau das Recht des Mannes auf Unbeständigkeit; wie jener, so sieht auch er einen Wahn dem Instinkt zugrunde liegen: jedes Weib

---

[1]) Die Welt als Wille und Vorstellung II, Kap. 44: „Metaphysik der Geschlechtsliebe" (1844).

liebt ein Bild der Traumeswelt,
Und wen sie auch im Arme hält,
Ein andrer ist's, als den sie meint.
Dies ist der Sinnenlüge Fluch:
Verwechseln, täuschen und berücken,
Und selbst gesetzliches Entzücken
Der Eh' ist doch ein Ehebruch. (Don Juan 666 f.)

Dieser Wahn verschwindet und mag immer von neuem auftreten, sobald der Trieb Befriedigung gefunden hat. Und so läßt sich auch alles, was Schopenhauer von Petrarca im Verhältnis zu Laura sagt, auf Lenau im Verhältnis zu Sophie anwenden, einschließlich der Behauptung: „Wäre Petrarcas Leidenschaft befriedigt worden, so wäre von dem an sein Gesang verstummt, wie der des Vogels, sobald die Eier gelegt sind.“

Innerlich war Lenau mit dieser Liebe fertig:

Es war ein schöner Sturm, der mich getrieben,
Er hat vertobt, und Stille ist geblieben.
Scheintot ist alles Wünschen, alles Hoffen;
Vielleicht ein Blitz aus Höh'n, die ich verachtet,
Hat tödlich meine Liebeskraft getroffen,
Und plötzlich ward die Welt mir wüst, umnachtet;
Vielleicht auch nicht; — der Brennstoff ist verzehrt,
Und kalt und dunkel ward es auf dem Herd.
(Don Juan 939 f.)

Es kam ihm nur mehr darauf an, in Freundschaft von ihr zu scheiden:

Du warst mir immer hold, darum beschleicht
Mich Wehmut, daß ich dich verlassen muß.
Doch hin ist hin, der Zauber ist verkommen,
Ich hatte mir die Liebe nicht gegeben,
Und weiß auch nicht, wer sie mir hat genommen,
Sie war ein neues, schönes, kurzes Leben!
Drum besser fort, als hier den Schmerz verschleiern
Und täglich lächelnd Totenfeste feiern.
So schön und reich, so herrlich war dies Lieben,
Daß ich entschwundnes Glück verriet' und kränkte,
Wenn seinen Namen ich der Neigung schenkte,
Die noch für dich im Herzen mir geblieben.
(Don Juan 559 f.)

Er weiß, sie wird ihn mit Vorwürfen überhäufen, aber er kann nicht anders:

> Die Leidenschaft ist wild und überschwenglich;
> Weil sie der Durst verzehrt nach Ewigkeit,
> Drum seht ihr sie so flüchtig und vergänglich.
>
> (Don Juan 34 f.)

Sie wird ihn hassen:

> Den Haß des Weibes trag' ich ohne Not,
> Den schlimmsten auch, wenn er auf Rache lauert;
> Schon übler ist's, wenn die Verlaßne trauert;
> Man grämt vielleicht, man haßt sich nicht zu Tod.
>
> (Don Juan 599 f.)

Sich grämen, vielleicht zu Tode grämen — ja, das wird sie:

> Stirbt vor mir an dir mein Wohlgefallen,
> Nach andern werden meine Pulse wallen,
> Die Lichter werden nicht mehr um dich scheinen,
> Du wirst im Dunkeln einsam stehn und weinen.
>
> (Don Juan 444 f.)

Alle die Jahre hat er um ihre Gesundheit gezittert, und jetzt sollte er ihr selbst den Todesstoß geben? Das ist für ihn zuviel, darüber kommt er nicht hinweg. Seine Manneskraft reicht zu dem letzten entscheidenden Schritt nicht aus:

> Bänger als des Sterbens Schauer,
> Wär' es, könnt' ein Aug' es fassen,
> Wie zwei Herzen sich verlassen.
>
> (Tod und Trennung.)

Es gäbe eine Lösung, die nur sein Herz, nicht auch das ihre bräche: Selbstmord; doch auch dazu fehlt es an männlicher Entschlossenheit:

> Der Todesstoß muß mich von außen treffen,
> Krankheit, Gewalt — nur sei's ein Gegenüber;
> Ich gebe selbst mir keinen Nasenstüber,
> Geschweige, daß ich wollt' mein Schicksal äffen.
>
> (Don Juan 905 f.)

Und im Hintergrund lauert bereits der Wahnsinn:

> Wahnsinnig sein und träumend immer meinen,
> Daß meine Lippen brennen auf den deinen,
> Wie möcht' ich das! wie gerne möcht' ich sein
> Die Luft, die deine Brust still atmet ein!
> Ach! glichen meine Pulse doch den Wellen,
> Die badend um den Götterleib dir quellen,
> Die kosend um die schönen Glieder kreisen
> Und süßbetäubt durch sie hinunter reisen!
> Wär' ich der Lichtstrahl, der, aus Abendglut,
> Bis er hinstirbt, auf deinem Antlitz ruht,
> Das Mondlicht, das die Frühlingsnacht belehrt,
> Wie schön du bist, und sich an dir verklärt!
> Wie Abendglut und Mondeshuldigungen
> Hielt ich dich gern bis in den Tod umschlungen.
>
> (Don Juan 431 f.)

Das ist der geistige Prozeß, dem Lenau schließlich zum Opfer fiel.

Ende März 1844 war er wieder nach Stuttgart gereist, um eine neue Auflage seiner Gedichte und seines Savonarola zu veranstalten, dann sollte eine größere Reise unternommen, jedenfalls ein Seebad besucht werden.

Seit Mitte April klagen seine Briefe fortlaufend über körperliche Beschwerden, welche sich nun rasch zu einem Komplex bedenklicher Symptome zusammenschließen: zu einer hochgradigen Reizbarkeit der Nerven, Appetitlosigkeit, beständigem Kopfschmerz gesellt sich eine Depression des körperlichen und geistigen Befindens, die sich geradezu zum Unwohlsein steigert. Er hat das Gefühl: „Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend talab.“ In Baden-Baden, wo er sich seit Ende Juni aufhält, tritt mehr und mehr eine Veränderung in seinem Charakter hervor: er verletzt seine alten Freunde und schließt Bruderschaft mit Leuten, die ihm sonst gewiß wenig sympathisch gewesen wären. Mit seltsamer Schnelligkeit und erstaunlicher Entschlossenheit, doch wohl infolge abnehmender Urteilskraft, hält er, ohne den nächsten Freunden darüber ein Wort zu sagen, um die Hand einer 32jährigen Frankfurterin, Marie Behrends, an,

kaum nachdem er sie gesehen hat (am 18. Juli in Frankfurt, wo er vom 16. bis 21. blieb).

In wundersamer Weise wiederholen sich die Seelenzustände, die einst das Verhältnis zu Sophie begleiteten.[1]) Ein unerklärliches, unwillkürliches, unfreiwilliges Gefühl läßt Marie nachsinnen, wie sie des fremden Mannes Kummer heilen, seine düstere Stimmung erheitern könnte, und er schöpft aus ihrem stillen, ruhigen Wesen die Hoffnung auf eine Versöhnung, an der es bis jetzt in seinem Leben gefehlt hat. „Deine Begegnung war der letzte Versuch, die letzte Anfrage des Schicksals oder vielmehr Gottes an mich, ob ich noch vor meinem Tode zur Versöhnung und zum Heile gelangen wolle? Aus deinen lieben Augen leuchtete mir die entscheidende Frage in die innerste Seele, und ich sprach ein herzhaftes Ja!" Der große und geheiligte Besitz ihres Herzens wandelt ihm das Erdenleben, dem er schon in einem hohen und bedenklichen Grad entfremdet war, wieder zum heimatlichen Boden um, wo er fortan rüstig und freudig schaffen und wirken will. Seine Gedichte erhalten für ihn eine neue Sanktion und Weihe, wenn sie einer so reinen und hohen Seele gefallen wie der ihrigen, und er erwartet in glücklicherer Zukunft unter dem milden und schönen Himmel ihrer Liebe noch Gedeihlicheres hervorzubringen. Wie sehnt er sich schon nach den Tagen, die er an ihrer Seite in herzinnigem Zusammenschluß der Seelen leben wird!

Man eröffnet ihm sogleich, daß die Braut, ganz im Widerspruch zu seinen Erkundigungen, ein größeres Vermögen nicht besitze; trotzdem gibt er sich ausschweifend-sanguinischen Hoffnungen für die Zukunft hin: er werde eine Dozentur für Philosophie übernehmen oder eine Tragödie mit reichlichem Erträgnis schreiben oder Mendelssohn ein Oratorium dichten, das etwas ganz Besonderes werden soll, oder ehrende Anerkennung, ja selbst reale Vorteile von seiten seines Vater-

[1]) Über Lenau und Marie Behrends vgl. D. R.

landes finden! Schon vierzehn Tage später, während eines zweiten Aufenthaltes in Frankfurt (vom 2. bis 6. August) wird die Verlobung öffentlich ausgesprochen. Gleich darauf reist er nach Wien, um seinen Geburtstag mit Sophie zu begehen!

Er glaubte, man würde sich in eine vollendete, erheischte Tatsache leichter ergeben, nichts könne mehr hindern, alles versöhnt werden, alles sich von selbst klären — aber die alten Bande ließen ihn nicht los.[1])

Des Dauerns Wahn, wer läßt ihn gerne schwinden?
Mag auch ein Herz, das uns geliebt, erkalten,
Wir suchen immer noch den Traum zu halten,
Nur stiller sei geworden sein Empfinden.

(Jugend und Liebe.)

Als er am 14. August bei Sophie eintrat, war ihre erste Frage: „Niembsch, ist es wahr, was die Zeitungen von Ihnen melden?" — „Ja," antwortete er, „doch wenn Sie's wünschen, verheirate ich mich nicht; ich erschieße mich dann aber auch." [2])

Eine ähnliche Drohung scheint Sophie späterhin zu der verhängnisvollen Äußerung veranlaßt zu haben, wenn er sterbe, würde sie sogleich Gift nehmen, welches sie schon bereit hätte.[3])

Auch das furchtbare Wort: „Eines von uns muß wahnsinnig werden" soll einmal gefallen sein.[4])

Trotzdem ist Sophie Glauben zu schenken, daß sie in vielen Beziehungen, und nachdem sie den Gedanken, die Beglückung des teuersten Menschen einer andern überlassen zu müssen, einmal ertragen gelernt hatte, mit seinem Entschluß vollkommen einverstanden war. Nur widerriet sie ihm, die Verbindung ohne gesichertes Auskommen einzugehen[5]), was ihr niemand ernstlich zum Vorwurf machen kann.

Nicht also Sophie band ihn, sondern viel mehr fühlte er

[1]) Niendorf 270.

[2]) Schurz II 189.

[3]) Schl. 212; vgl. I. Buch Nr. 283 (321,16 f.).

[4]) Niendorf 256.

[5]) I. Buch Nr. 289 (327 f.).

sich gefesselt durch seine oft und oft wiederholten Schwüre ewiger Treue, so daß er davon träumte, die Beziehungen zu Sophie könnten und müßten aufrecht erhalten bleiben, Marie werde gern und willig als Dritte in den Feundschaftsbund treten. Übrigens offenbarte sich den Freunden die krankhafte Überspannung in einem besorgniserregenden Wechsel von Anfällen abnormer Rührseligkeit und Stunden ungewohnter Heiterkeit.

Ohne alles kaufmännische Geschick hatte Lenau, um sich ein Kapital zu verschaffen, bereits einen Verkaufsvertrag bezüglich seiner sämtlichen schon erschienenen und künftigen Schriften mit Cotta abgeschlossen, den seine geschäftskundigeren Freunde einstimmig als für ihn höchst unvorteilhaft bezeichnen mußten.[1]) Entmutigt und verstimmt reiste er zur endgültigen Regelung dieser Angelegenheit Mitte September noch einmal nach Stuttgart. Sophiens Abschiedsworte: „Mir ist, als sollt' ich Sie nie wieder sehen," klangen ihm schmerzlich und drohend nach. Lebensgefahr, Aufenthalt und Anstrengung auf der Donau, dann schlechte Gesellschaft im Eilwagen waren von übler Vorbedeutung. Nach neun Tagen der Aufregung und Unruhe, am 29. September, trat plötzlich eine rechtsseitige Facialislähmung auf.

Nicht der gewaltige Sturm, den ein Brief Sophiens erregt haben soll, sondern „höchster Zorn und Kummer" über die allerdings mehr befürchtete als tatsächliche Ausbreitung eines Klatsches, durch den seine und Sophiens Ehre bedroht wurde, haben den Ausbruch der Katastrophe herbeigeführt.[2])

Wohl gab sich binnen zwei Wochen die Lähmung wieder, aber totaler Mangel an Appetit, schlaflose Nächte, Aufwachen und stundenlanges Weinen, Zittern der Glieder, ein schweres, dumpfes Hinterhaupt und eine maßlose Traurigkeit und Ver-

[1]) Die Darlegungen von J. Prölß „Lenau und Cotta. Zur Richtigstellung und Abwehr" (Beil. zur Allg. Ztg. 1902, Nr. 182) beweisen doch nur, daß Cotta kein ganz glänzendes Geschäft gemacht hat, weil Lenau wider Erwarten vorzeitig arbeitsunfähig wurde.

[2]) I. Buch Nr. 270, S. 297f.; Nr. 271, S. 299f.; Schl. 207.

zagtheit, Paraphasien und Sprachstörungen stellten sich indessen ein. In der Nacht vom 12./13. Oktober hatte er einen Anfall von Verzweiflung, ging mit Selbstmordgedanken um und beruhigte sich erst mit der Verwüstung seines Wohnzimmers und Vernichtung zahlreicher Papiere. In der Nacht des 15. trat die Wahnidee auf, er sei als Sophiens Mörder verklagt worden, werde festgenommen und gerichtet werden; in den nächsten Tagen folgten Selbstmordversuche. Dabei war er fortwährend sehr aufgeregt; ein hochgradiger Bewegungstrieb ließ ihn nicht zur Ruhe kommen; sein Urteilsvermögen war gänzlich zerstört; nicht nur vor den Briefen Sophiens, sondern vor allem in furchtbarer Angst, weinte er wie ein Kind. Religiöse und sittliche Skrupel mischten sich ein. Dazwischen traten immer von neuem maniakalische Anfälle auf, so daß von einer Überführung in die Heilanstalt Winnenthal nicht länger Umgang genommen werden konnte (22. Oktober).

Er ward wahnsinnig, als hätte man
seinen Geist mit der geliebten
begraben, u. als wäre nur
dessen Gespenst zurückgeblieben
im gewohnten Leibe.

Aus Lenaus letzten schriftlichen Aufzeichnungen.

Von nun an wechseln ruhige Zustände eine Zeitlang fast regelmäßig mit aufgeregten. Zu wiederholten Malen mußte ihm die Zwangsjacke angelegt werden. Ebenso häufig wie Ideen des Größenwahns befielen ihn plötzlich Anfälle von Angst und Melancholie. Vor Fremden zeigte er Furcht, und auch Bekannte schreckten ihn, wahrscheinlich, weil er sie nicht mehr erkannte. Fortdauernd verfolgte ihn der Wahn, Sophie sei gestorben und auch eines ihrer Kinder und auch

Max: darüber beruhigte ihn erst Schurz. Durch den einen Besucher aus Wien (Frankl) ließ er nun Sophie sagen, daß er sie heiraten werde, dem andern (Bauernfeld) versicherte er: „Ich weiß, du hast was gegen sie — aber ein reines Verhältnis, Bruder, ein reines Verhältnis.“ So verwirrten sich ihm Traum und Wirklichkeit. Schriftliche Aufzeichnungen aus jenen Tagen sind, wie Grün bemerkt, „mitunter verworren und kindisch, mitunter aber auch von jener schwindelnden Gedankenerhabenheit, deren scharfe Spitze es unentscheidbar läßt, ob in ihr die höchste Höhe des Geistes oder die gesteigerte Verirrung des Wahnes gipfelt“.[1])

Was Sophie seit den letzten Oktobertagen 1844 gelitten hat, da sie zu ihrem Entsetzen von dem Ausbruch des Wahnsinns bei Lenau erfuhr — wer vermöchte das zu schildern, wer nur sich's auszudenken? Und wie mochte in der ohnehin tiefen Wunde erst der Stachel der schweren Anklagen bohren, die ihr Freund, freilich schon im unzurechnungsfähigen Zustand, wider sie erhoben hatte: sie sei durch das viele Lesen französischer Romane, die ihre Phantasie verdorben hätten, auf Abwege geraten, habe ihn ganz allein besitzen, niemand einen Anteil an seinem Herzen gönnen wollen. Wie unaussprechlich weh mochte es ihr tun, daß er ihre Briefe vernichtet, ihre Bilder in schmählicher Weise hatte wegwerfen lassen. Liebe und Haß nahmen ebensovieler gegenteiliger Äußerungen nicht acht, in denen er sie sein Lebensglück, die geistig höchststehende Frau in Deutschland, eine zweite, größere George Sand genannt hatte. Nur unbarmherzige Richter fanden die Selbstanklagen ihres bangen Herzens, und die leidenschaftlichen Akzente ihrer höchsten Angst und Not wurden zu Beweisen ihrer Schuld. Leidenschaft, Eitelkeit, Egoismus, getrübter Sinn für Wahrheit und für die strengeren Anforderungen des Sittengesetzes, so lauteten die Vorwürfe, die man seither immer und immer wieder

---

[1]) Entwürfe VI (543/4). Lehrreich ist auch der Vergleich von Lenaus Schrift in gesunden und kranken Tagen.

nachgesprochen hat. Sie selbst hatte ihnen nichts entgegenzusetzen: „Aux cœurs blessés l'ombre et le silence.“

Am liebsten wäre sie gleich gestorben. Doch auch an ihr erfüllte sich's: „Ne meurt pas qui veut!“ „Nach ausgeweinten, ausgeleerten, ausgenüchterten Stunden ergriff sie eine wilde Gleichgültigkeit.“ Die Berichte über des Freundes Zustand aus Schwaben lauteten anfangs im Gegensatz zur Voraussage der Wiener Ärzte günstig — „dann entschließ' ich mich wieder zu hoffen. Ach nein! nicht zu hoffen — aber zu warten. Wer hat nicht gewartet? Wem hat diese Folter nicht das Blut mit Fieberangst, bis zum Wahnsinn, bis zur Ohnmacht, durch die Adern gejagt?“ Noch immer suchte sie ihn geistig anzuregen, oder sie sorgte wenigstens für sein ökonomisches und leibliches Wohl, schickte Speise und Trank, Hut und Kleider. Auch Max bewahrte dem Unglücklichen seine Freundschaft, mühte sich um die Rettung des kleinen, halb verlorenen Kapitals, das in Lenaus amerikanischen Ländereien steckte, und beteiligte sich an der Sammlung, welche Freunde zu des Dichters Gunsten veranstaltet hatten.

Seit Anfang des Jahres 1846 war das allmähliche Fortschreiten der Verblödung nicht mehr zu verschleiern. Man entschloß sich, den bereits Stumpfsinnigen nach Oberdöbling bei Wien zu bringen (Mai 1847). Da erscheint Sophie alle vierzehn Tage an seiner Zelle und sieht durch die Spalte der nicht ganz geschlossenen Türe nach dem Freunde, der sie nicht mehr erkennt und schließlich ihr Eintreten apathisch hinnimmt. Nachdem sich Lähmungen verschiedener Organe eingestellt hatten, ist er am 22. August 1850 in Erstickungskrämpfen verschieden: die progressive Paralyse hatte ihr Zerstörungswerk vollendet. Zwei Tage später — Sophie befand sich in Aussee — ward seine sterbliche Hülle, einem gelegentlich geäußerten Wunsch entsprechend, auf dem Friedhof des Dorfes Weidling bei Wien bestattet.

Lenaus Name ward zwar fürder, um alte Wunden geschlossen zu halten, in der Familie nicht mehr genannt, doch sein Andenken blieb Sophien geheiligt. Mit rührender Sorg-

fast wurde jede kostbare Reliquie von ihm aufbewahrt: da finden sich grell bemalte, mit ungelenker Kinderhand geschriebene Glückwünsche, steifehrwürdige Schulzeugnisse, eine Locke seiner Mutter, in einem gestrickten Beutelchen ein Zigarrenstummel, Bilder von ihm, ein unter seiner Anleitung verfertigtes und von ihm durchkorrigiertes lateinisches Exerzitium Sophiens, Gedichte, die er für sie abgeschrieben, für sie gedichtet hat, und endlich ihr größter Schatz, seine Briefe. Sie ermöglichte Anastasius Grün die Herausgabe von Lenaus dichterischem Nachlaß, spendete Schurz für die Biographie Lenaus Reisebriefe, gewährte Cotta vielfältige Unterstützung für seine Ausgaben, gab Frankl und Franzos ungedruckte Gedichte aus ihrem Handschriftenbesitz, überließ Frankl noch bei Lebzeiten ein Bruchstück des für sie geschriebenen Reisejournals. Seine Liebesbriefe wurden ihr Brevier. Zweimal hat sie die Zettel zusammen- und abgeschrieben, wer weiß wie oft die ganze Symphonie von Lust und Leid durchgespielt, endlich einen für den Druck bestimmten Text hergestellt und die Veröffentlichung nach ihrem Tode angeordnet. Lange Jahre sammelte sie, was die Zeitschriften über ihn brachten. Auch auf seine Angehörigen erstreckte sich Zuneigung und Sorge: als Schurz starb, verschaffte sie seiner Witwe, Lenaus geliebter Schwester Therese, eine kleine Pension aus der deutschen Schillerstiftung. Noch in ihren letzten Tagen stellte sie Lenaus Bild auf den Sessel, darauf er so oft gesessen hatte, und hielt mit dem Freunde vertraute Zwiesprache.

Über alle herben Leiden half Goethes Lebenskunst hinweg: sie suchte ein neues Lebensinteresse und fand es in treuer Hingabe an die unverfälschte Natur, die auch dem Freunde so heilig gewesen war, und deren zartesten Schößlingen sie mütterliche Sorge weihte: Blumen und Kindern. Die Entwicklung der Jugend zu fördern, ohne Künstelei und Empfindelei, keine Schwäche und Mittelmäßigkeit, sondern starke und klare Charaktere großzuziehen, war ihr Streben, das sie erst an den eigenen Kindern, später an ihren Enkeln betätigte. Es

fiel ihr nicht ein, durch übermäßige Zärtlichkeit die Kinder zu gewinnen, sondern sie gab sich ihnen gegenüber, wie sie war, und gewann dadurch: sie waren ihr anhänglich, weil sie mit ihnen spielte, und indem sie spielte, verstand sie es, sie zu leiten. Alle liebten die „Großmama". Noch lange nach ihrem Tode haben die Pfleglinge der Traunkirchener Kinderbewahranstalt, die Schützlinge ihrer letzten Zeit, ihr Gedächtnis gesegnet.[1])

Neue Schläge trafen sie in den späteren Jahren. Ein schlechtgeheilter Beinbruch fesselte sie seit 1858 an den Gebrauch eines Stockes. Eltern und Geschwister, die meisten ihrer Neffen und Nichten sah sie vor sich hinscheiden; 1862 ward dreißigjährig ihre Tochter Zoe dahingerafft; vier Jahre später fiel ihr ältester Sohn Ernst auf dem Schlachtfeld von Chlum. 1872 starb Max, dem zwar Dichternachruhm versagt geblieben ist, aber für seine Verdienste um den Staat die Anerkennung seines Kaisers, Erhebung in den Freiherrnstand, zuteil geworden war. Sein Stein lehnt sich an die alte Jesuitenkirche von Traunkirchen und sagt dem Fremden: „Ach, sie haben einen guten Mann begraben." So lebte sie wie in einem Friedhof, auf welchem die Schatten so vieler, die ihr teuer waren, aus dem Grabe stiegen und sie verwirrten. Den letzten Stoß gab ihr der Tod von Zoes Tochter Dora (1885), ihrem Liebling, dem sie als ihren eigensten Besitz Lenaus Briefe zugedacht hatte. Wie Marie Antoinette konnte sie sagen: „Depuis mes malheurs je ne sens plus mon corps, je ne sens que ma destinée."

Bis dahin hatte sich ihr Geist in bewunderungswürdiger Regsamkeit erhalten; sie trieb Lektüre aller Art und betätigte sich selbst mit Pinsel und Feder. Jetzt bereitete ein neuer Unfall dem allen ein Ende: während einer Eisenbahnfahrt stürzte ein größeres Gepäckstück aus dem Netz ihr auf den Kopf, wodurch sie das Gedächtnis verlor. Nichts blieb ihr, als was die Verse besagen, die sie kurz vorher aufgeschrieben hatte:

---

[1]) Beech, Reminiscences of Sophie Kleyle-Löwenthal. Anglo-Austria (Meran) July 1891, p. 523sq.

Im Frühling schlägt die Nachtigall,
Im Winter pfeifen die Spatzen;
Das Wort der Jugend hat Liederschall,
Das Wort der Alten heißt „Schwatzen".
Drum soll ihr Mund verschlossen sein,
Ob Leid, ob Freud sie erfahren,
Ihr Herz, als eine Urne, allein
Die Asche Geliebter bewahren.

Am 9. Mai 1889 kam auch ihr der Erlöser Tod. Ihr letzter Wunsch, neben ihrem Sohn Ernst bestattet zu werden, war nicht mehr zu erfüllen; so bettete man sie neben der Enkelin auf dem Meidlinger Friedhof. Von ihrem zweiten, erst jüngst verstorbenen Sohn Arthur stammt die Grabinschrift:

Du warst an Liebe reich und Geistesgaben,
Viel Herzeleid ist hier mit dir begraben.

Erstes Buch.

Reisebriefe und Gespräche.

1. (Wien, 27. September 1834.)

Lieber Freund!

Bemühen Sie sich heute nicht zu Neuner. Ich fahre um 1 Uhr nach Steyermark zur Jagd. Mein Husten und Heiserkeit sind noch nicht ganz vorüber. Auf jeden Fall wird es die Gebirgsluft gut machen. Herzliche Empfehlung an Ihre Frau. Leben Sie wohl.

Ihr Niembsch.

---

2. Stuttgart, 29. November 1834.

Teurer Freund!

Meine Reise war kurz und gut. In München blieb ich bloß über Nacht, um mich ein wenig zu erholen. Ich reiste sogleich hierher, weil Graf Alexander immer noch in der Schweiz verweilt.

Eine meiner ersten und dringendsten Angelegenheiten war hier, mich für unsern gemeinschaftlichen Freund Leo von Walthen zu interessieren. Die Buchhändler sind schwer zu bändigende Naturen, wollen von Versen überhaupt sehr wenig, am wenigsten aber von solchen wissen, deren Verfasser noch wenig bekannt ist. Aber es muß gehn; denn: flectere si nequeo Superos, acheronta movebo. Unter acheron bitt' ich aber nicht sogleich Herrn Drexler in Heilbronn zu verstehen. Ich hoffe die Sache noch zu Leonis Zufriedenheit zu machen.

Was meinen Faust betrifft, so sagte Cotta, daß derselbe, wenn ich es wünsche, zwar sogleich gedruckt, nicht aber vor der

Ostermesse versendet werden könne. Bei solcher Bewandtnis hat es keine Eile damit. Bis zur Messe kann das Gedicht noch anwachsen, und ich will den Druck bis dahin verschieben.

Sollte die Zensur mir jene fragliche Szene streichen, so bin ich gesonnen, das Manuskript liegen zu lassen, bis es sich auf den Belauf von 20 Druckbogen vermehrt haben wird, denn alsdann wird es ohne Zensur gedruckt. Außerhalb Schwaben möcht' ich es außer andern Gründen auch aus dem nicht drucken lassen, weil Faust ein geborner Schwabe ist. Auch ist sein Charakter ein wahrhaft schwäbischer. Dieser Hang zu spekulativer Schwärmerei, dieser redliche Ernst in Verfolgung einer überhirnigen abenteuerlichen Idee, dieses leichtgläubige Sichprellenlassen vom Teufel scheinen mir echte Züge des schwäbischen Nationalwesens, und ich möchte Fausts Verschreibung einen erhabenen Schwabenstreich nennen.

In einigen Tagen besuche ich Uhland in Tübingen, vielleicht auch Kerner in Weinsperg.

Reinbeck weiß gar nichts von Deinem Schillersbeitrag. Schreibe mir mit umgehender Post, durch wen und an wen Du solchen geschickt habest, damit Nachfrage geschehen kann.

Die schönen Abende in Deinem freundlichen Hause sind oft der Gegenstand meiner dankbaren Erinnerung und meiner Gespräche mit hiesigen Freunden. Daß dies mein Ernst sei, hoff' ich Dir zu beweisen durch meine nachdrückliche Verwendung für Freund Leo, indem ich mir schmeichle, Dir werde dadurch etwas Angenehmes erzeigt; Du liebst ja den guten Menschen sehr aufrichtig. Eine große Genugtuung wär' es mir, wenn es meinen Bemühungen gelänge, diesen Löwen in die Cottasche Menagerie zu bringen. Diese ist doch die beliebteste und besuchteste, und zwar mit Recht, denn sie enthält in der Tat eine seltne und kostbare Auswahl allerlei zahmen und wilden Musengetiers; ich will nicht sagen Musenviehs; das wäre gegen die Pflicht der Selbstachtung.

Man wundert sich hier über mein aufgeheitertes Wesen, und, wie man sagt, gutes Aussehen. Das erstere, und darum

vielleicht mittelbar auch das letztere dank' ich Euch, Ihr lieben Freunde! Ihr habt mir wie einem eingeschlagenen Bilde, das lange an einer melancholischen verlaßnen Klosterwand gehangen, einen frischen heitern Firnis gegeben, so, daß jetzt wieder alte Farben an mir hervortreten, die ich längst für immer erloschen wähnte. Auch das von mir hochgeehrte Haus Kleyle hat viel hiezu beigetragen; mache demselben meine achtungsvolle Empfehlung.

Neues weiß ich Dir von hier sehr wenig zu schreiben. Cotta gibt eine Prachtausgabe Schillers in Oktav mit Stahlstichen; Schwab stellt für die Reimersche Buchhandlung eine deutsche Anthologie in drei Bänden zusammen. Von G. Pfizer ist ein zweiter Band Gedichte hier bei Neff erschienen. Kerner treibt intellektuelle Unzucht mit den Hexen. Reinbecks und Hartmanns sind wohl und erfreut über meine Gegenwart. Ich sitze tief in der Liebe dieser edlen Menschen.

Chamisso ist sehr krank, und die Redaktion des Musenalmanachs wird fürs nächste Jahr Schwab allein obliegen. Menzel hab' ich noch nicht gesehen.

In Paris druckt man jetzt die deutschen Klassiker nach (die Dichter). Das ist schändlich, daß Deutschlands Poeten zuerst durch eine Dieberei in Frankreich müssen eingeführt werden. Die große Nation hat noch nicht die feinsten Rechtsbegriffe, sie zeigt, wie der zierlichste Außenschliff mit grober innerer Barbarei sich vertrage. Das ist und bleibt ein Volk des Ärgers.

Wie geht es Deiner Frau, meiner lieben Freundin Sofie? ist ihre Heiserkeit verschwunden? malt sie mir meine Blumen bald? ich möchte diese doch gerne fertig finden bei meiner Ankunft. Was machen Deine lieben Kinder? Wie freu' ich mich schon darauf, Euch wiederzusehen und Euch das traute Stübchen wieder recht einzuräuchern! Sind nur erst meine Geschäfte hier beendigt, so kehr' ich heim. Den Leo muß ich früher versorgt und meinen Faust wenigstens so weit in Richtigkeit gebracht haben, daß ein verläßlicher Korrektor den Druck davon zu leiten über-

nimmt. — Meinst Du nicht auch, daß es besser wäre, wenn wir das Lyrische dem Dramatischen vorausschickten?

Grüße mir meinen lieben Mikschik, Freund Walcher, Schwarz, Schmerling u. a.

Adieu, lieber Freund, liebe Freundin!

Schreibe doch sogleich

Deinem Niembsch.

3. Stuttgart, den 14. Dezember 1834.

Liebe Freundin!

Ich danke Ihnen für Ihr Briefchen. Dem Herrn Professor aber weiß ich wenig Dank dafür, daß er gesucht hat, Ihnen die Blumenmalerei zu verleiden. Von Ihnen wundert es mich, daß Sie eine Kunst so leicht aufgeben wollen, mit welcher Sie jahrelangen und so beglückten Umgang gepflogen. Teure Freundin, glauben Sie nur nicht, unsere Kunsttheorie stehe auf so hohem Grad der Ausbildung, daß ein Professor derselben mit untrüglicher Zuversicht behaupten könnte: „Bis hierher und nicht weiter!“ Das sind Arroganzen, und nun freut es mich erst, daß ich in einer neuen Szene meines Faust den arroganten Professoren eins versetzt habe. Graf Isenburg, Fausts Jugendfreund und Schulkamerad, sagt von Faust:

Wie er den alten Professoren,
Den eingeschrumpften Weisheitstoren,
Des Volksverstandes Burgverlies
Leicht hauchend in die Lüfte blies!

Mögen die alten Griechen nur den menschlichen Körper für schön und einen würdigen Vorwurf der bildenden Künste gehalten haben, mögen sie die Malerkunst auf die oft nur zu langweiligen Idealköpfe beschränkt und einen Porträtmaler, der es mit unregelmäßigen, oft nur allzu liebenswürdigen Gesichtern zu tun hat, mit dem Ehrentitel eines Rhyperographen (Kotmalers) belegt haben — was geht das uns an? Wir wissen recht gut, daß auch ein Tier, eine Landschaft, ein einzelner Baum, eine Blume schön sein kann. Und wenn es in unseren Tagen Professoren gibt, die dem antiken Unsinn huldigen, was kümmert das uns?

Lassen Sie sich Ihren „Kunstzweig nicht entgöttern", wie Sie mir schreiben. Freilich ist die Idee des Schönen in einem Historienbilde leichter zu erfassen als in einer Landschaft; in dieser leichter als in einem Blumenbild; solche Auffassung muß um so schwieriger werden, je weiter sich der künstlerische Eindruck vom Gebiete der klaren Vorstellungen entfernt; je tiefer er sich in die Region der Ahnungen verliert. Hört aber die Idee des Schönen auf, eine solche zu sein, wenn sie bloß geahnt wird? Und ist ein Gebilde kein Kunstwerk, weil es uns diese Idee nur ahnen läßt? Soll nicht vielmehr die Kunst die Idee des Schönen auf die ganze Skala unserer Vorstellungen, von der dunkelsten hinauf bis zur klarsten, wirken lassen und so den ganzen Menschen durchdringen? Pfui der stumpfen Naturen, die von einer Blume nicht ergriffen werden können! Der Ochs denkt sich beim Anblick einer Blume allerdings nichts, als daß er sie fressen könne; aber die Blume blüht nicht nur für das Geschlecht der Rinder.

Die Blumenmalerei ist nach meiner Ansicht ein Zweig der Porträtmalerei. Jedes menschliche Antlitz hat wohl sein eigenes Ideal; es erscheint im gewöhnlichen Zustande unter diesem Ideal; Krankheiten der Seele und des Leibes haben es unter sein Ideal herabgedrückt; aber glückliche Momente edler Empfindungen oder der Begeisterung können das Menschenantlitz in sein eigenes Ideal gleichsam hineinheben. Was den Porträtmaler zum Künstler macht, ist, daß er das Ideal eines Gesichtes erkenne und im Bilde festhalte. Mir scheint, mit der Blumenmalerei verhält es sich auf ähnliche Weise. Die von der Natur gegebene Blume steht meistens unter ihrem Ideal, sie kann aber dazu erhoben werden durch eine gewisse Veränderung ihrer Stellung, der Lage ihrer Blätter usw. Das aber macht diese Malerei zur Kunst. Wie schön haben Sie in Ihren Arbeiten Blumen idealisiert! O, werden Sie den Blumen nicht untreu! Das Schicksal dieser schnell vergänglichen Schöne bezeichnet ein altes Sprichwort ebenso treffend als rührend: „Heute vorm Busen, morgen vorm Besen." Fahren Sie fort, manche schöne Blumen-

gestalt aus den Händen des flüchtigen Todes zu retten! Eine schöne Blume ist ein schönes Individuum, das uns begrüßt, blüht, schwindet und nie wiederkommt. Es ist wert, daß auf seiner sinnigen Gestalt ein sinniges Auge verweile, eine geweihte Hand sie nachbilde und erhalte. Wollten Sie aber auch die einzelnen Blumen nicht als Individuen beachten und lieben, wohlan! betrachten Sie dieselben als freundliche Grüße des Frühlings, als Grüße, die ihm recht von Herzen gehn. Bewahren wir nicht die Herzensgrüße, die uns ein lieber Freund geschrieben, für künftige Tage, wenn dieser Freund nicht mehr sein wird?

Verzeihen Sie, daß ich Sie mit einer so langen Korrektionsepistel heimgesucht; ich bin zu sehr Freund von Ihnen und Ihren Bildern, als daß ich das hätte unterlassen können. Zudem handelt es sich hier auch um meinen eigenen Vorteil. Sie haben mir ein Bild versprochen, und darauf besteh' ich mit aller Hartnäckigkeit; von Zurückgabe Ihres Wortes kann gar nicht die Rede sein. Nur auf die Gefahr, in meinen Augen wortbrüchig zu erscheinen, mögen Sie mir das Geschenk zurückhalten.

Ich lasse mich durch kein Professorengefasel aus meinem Rechte verdrängen.

Ich bedaure die Störungen Ihrer Gesundheit von Herzen. Das ist jetzt wohl schon vorüber. Daß Ihre lieben Kinder meiner gedenken, freut mich sehr; grüßen Sie mir die liebe kleine Unruhe.

Ich wünsche Ihnen recht fröhliche Feiertage; ich werde diese in Stuttgart zubringen bei meinen lieben treuen Freunden Reinbecks und Hartmanns! Adieu! Auf baldiges Wiedersehen!

Ihr Freund Niembsch.

Am 6. Dezember abends hab' ich angestoßen auf das Wohl meiner Freunde in Wien!

4. Stuttgart, 13. Februar 1835.

Liebe Freundin!

Ein Redakteur ist ein geplagter Mensch, zumal wenn er in drei Monaten einen Almanach herstellen soll. Viele und sehr verdrießliche Arbeiten haben mich dermaßen verstimmt, daß

ich von Zeit zu Zeit eine halbe Stunde abwarten wollte, die mir heiter und freundlich genug wäre, um einer Freundin wie Sie einen angenehmen Brief zu schreiben, einen Brief wenigstens, worin sich nichts von Redaktionsärger einmische; allein umsonst. Ich bin nun einmal verdrießlich und könnte lange warten, bis jene freundliche Stunde käme, und mein langes Schweigen könnte Sie am Ende mehr verdrießen als mein ungeschlachter Brief. Liebe Freundin, warum erwähnten Sie in Ihrem Briefe gar nicht des meinigen? haben Sie ihn nicht erhalten? haben Sie meine guten oder wenigstens gutgemeinten Lehren über Blumenmalerei verschmäht? war es von mir zudringlich? Auch Max sagt kein Wort, als habe er meinen Brief erhalten. Das begreif' ich gar nicht. — Sehen Sie, teure Sofie, da haben Sie es schon mit dem ärgerlichen Taschenbüchler zu tun. O wenn nur der leidige Almanach schon fertig wäre, der übrigens leidlich wird. Wie freu' ich mich darauf, dieses Produkt meines ärgerlichen Fleißes und fleißigen Ärgers in Ihre Hände zu legen! Ihr Urteil zu vernehmen, und wie ich hoffe, Ihre Zufriedenheit! Sie haben nämlich so viel gesunden und feinen Geschmack in ästhetischen Dingen, daß man damit alle unsere kritischen Journale vollauf versorgen könnte, denen es auf jämmerliche Art daran gebricht. Das ist ein heilloses Volk. Das deutsche Volk aber ist zu bedauern, das sich in zwanzig Blättern jahraus, jahrein muß kritischen Unverstand und gemeine Gehässigkeitsklatscherei vorkauen lassen. Warum hat nicht jeder Redakteur eines literarischen Blatts eine Frau wie Sie? Das wäre aber nicht genug, er müßte zugleich unter dem Pantoffel stehn oder vielmehr liegen. Das soll aber nicht geschmeichelt sein; ich bin selten, am allerwenigsten jetzt zum Schmeicheln aufgelegt. Vom Fasching hab' ich noch gar nichts genossen. Wenn ich nur einmal einen Ball bei Ihrer Mutter sehen könnte und mich durch lustige junge Leute in frohe Laune hineintanzen lassen! Ich bin weniger schwermütig als ärgerlich und bärbeißig. — Liebe Freundin, ich danke Ihnen herzlich für die gestickten Blumen und hoffe noch immer auf die gemalten.

Meine hiesigen Geschäfte dauern noch vier Wochen. Ich muß die Korrektur selbst besorgen, weil die Manuskripte zum Teil undeutlich geschrieben sind, der Druck bereits im Gange ist und ich mich nicht leicht auf einen andern verlassen kann. Ich hoffe also noch immer Ihr trauliches Zimmer in der Stadt gehörig einräuchern zu können. Dann wollen wir recht vergnügt zusammensitzen und plaudern; dann will ich wieder nicht eher nach Haus gehn, als bis Max sein Schnitzel gegessen, Sie Ihre zwölf bis vierzehn Pflaumen verzehrt und ich zwölf bis vierzehn Zigarren verdampft habe. Meine Gesundheit ist doch noch nicht ganz hergestellt, sie wackelt noch ein wenig; in Wien wird sich das alles wieder machen. Hier leb' ich sehr einsam. Ich bin fast den ganzen Tag allein auf meinem Zimmer, lese, redigiere, korrigiere, rauche, ärgere mich und dichte gar nichts. Die paar Faustszenen und eine ungarische Romanze sind mein Umundauf. Seit sechs Wochen hab' ich keine Zeile gedichtet. Nach Eßlingen komm' ich sehr selten. Alexander wäre mir schon recht, aber —

Soll ich noch einmal von meinem Taschenbuch anfangen? Es wird Sie doch interessiren, was Ihren Freund beschäftigt. Also dieses Taschenbuch wird aus folgenden Stücken bestehen. Eine Liedergruppe von Karl Mayer, das Schönste, was er bis jetzt gedichtet. Eine dramatische Posse von Justinus Kerner: „Der Bärenhäuter im Salzbade", eine Satire auf Kerners Geisterglauben, ganz originell und lustig. Eine Reihe ausgezeichnet schöner Gedichte von Rückert. Endlich mein Faust. Es kommt auch ein Titelkupfer dazu, vorstellend die Waldszene, wo Faust auf Andringen des Teufels die Bibel ins Feuer wirft. Eine sehr hübsche Zeichnung von Fellner, einem geistvollen Künstler. Und diesen Almanach soll ich durch fünf Jahre fortführen, laut Vertrag, wenn ich lebe und nicht früher meine Seele in den großen Frühlingsalmanach einrücken muß, den unser lieber Herrgott redigiert. Wenn wir Freunde dann nur hübsch in ein Kapitel zusammenkommen; aber wer weiß, wie die Blätter dieses gewaltigen Herrgottsfrühlingstaschenbuchs im Uni=

versum herumflattern werden. Doch wir sehen uns auf alle Fälle noch früher, das Nähere hierüber zu verabreden.

Grüßen Sie Ihr Elternhaus von mir aufs schönste wie Ihre lieben Kinder, und seien Sie selbst aufs allerschönste gegrüßt von

Ihrem Niembsch.

5. (Stuttgart, 13. Februar 1835?)

Lieber Freund!

Ich habe nichts mehr von dem schönen Papier, worauf ich Sofien geschrieben, und muß dieses schlechtere nehmen. Du bist ein Mann von vieler Feinheit der Form und könntest darüber stutzen. Also wie gesagt, ich bin sehr verdrießlich. Es ist abscheuliches Wetter, Schnee, Kot und was weiß ich. Morgen soll ich nach Weinsberg rollen, um Kerner zu einigen notwendigen Veränderungen in seinem Bärenhäuter zu bereden. Um Dir einen kleinen Vorgeschmack dieses Gedichts zu geben, folgende Szene, worin sich Bärenhäuter dem Teufel verschreibt.

Der Teufel.

Landsknecht! nun, wie hoch kannst fluchen?

Der Schneider.

Fluch dem Himmel! Fluch der Erde!
Fluch dem, was zum Staube kehrte!
Fluch dem, was noch nicht geboren!
Fluch dem, was in Lüften schwebt!
Was in Meerestiefen lebt!
Fluch! Der Welten ganze Völle
Soll, ein ew'ger Raub der Hölle,
Fahren ein zu deinen Toren!

Der Teufel.

Gut geflucht; ich bin zufrieden.
Welcher Nam' ward dir beschieden?

Der Schneider.

Herr, ich heiß' Johannes Peter.

Der Teufel.

Schlechter Name, den hat jeder.
Sollst fortan Bärnhäuter heißen,
Und den Namen auszuweisen,
Sollst du nur von Bärenleder
Einen Zottelmantel tragen;
(er umhängt ihn mit einem Bärenfell)
Weiter sollst du, mein Geselle,
Keines Heil'gen Namen sagen,
Schlafen nur auf deinem Felle,
Niemals dich zu waschen wagen,
Bart und Nägel nie beschneiden,
Strupp und Filz dein Haupthaar leiden,
Mit dem Ungeziefer geizen,
Niemals deine Nase schneuzen,
Wünschen nie ein Hemd, ein reines.

Der Schneider.

Herr, von dem tat ich nie eines,
Brauch' mich des nicht zu entschlagen usw.

Diese Teufelsposse wird einen lustigen Gegensatz meines Faust bilden und dem Almanach Mannigfaltigkeit geben.

Ich würde dem Wunsche, Dir meine Ungarromanze zu schicken, gerne nachkommen, wäre sie nicht zu lange. Ich habe wahrhaftig keine Zeit, sie abzuschreiben. Übrigens möchte ich auch gerne was Neues mitbringen, wenn ich heimkomme, zum Vorlesen.

Die Geschäfte des Schillerdenkmals gehn ziemlich, es sind seit drei Monaten 5000 fl. eingelaufen. Besonders die deutschen Frauen sind sehr eifrig, ihren Lieblingsdichter zu ehren; das ist hübsch.

Hast Du Goethes Briefwechsel mit Zelter nicht? Da kommt ein Brief, worin sich Goethe auf eine ganz bissige und des großen Mannes unwürdige Art über Uhland und Pfizer ausspricht. Es ist zu beklagen, daß wahre Liebe für das Schöne so selten, und kaum bei den größten Künstlern selbst anzutreffen ist. Es ist fast nicht der Mühe wert, was drucken zu lassen,

wenn man von den Einsichtsvollsten verkannt und beleidigt wird, und auch hier selten eine Entschädigung findet für den Ärger, wenn man sehen muß, wie die Publizität als Viehmagd die Himmelsfrüchte der Poesie in den Sautrog der Rezensenten schüttet.

Mein lieber, wackrer Freund! ich danke Dir herzlichst für Deine gütigen Anstalten zu meinem Empfange, so herzlich, als wenn ich des köstlichen Ohren- und Gaumenschmauses bei Dir wirklich teilhaft gewesen wäre. Ich will Dir seinerzeit die Hand dafür drücken, daß Du schreien sollst.

Grüße mir unsere Freunde bestens.

Ich freue mich schon sehr auf unser Wiedersehen. Der gute Mikschik. Ich weiß nicht, warum ich immer auf einen Reim auf diesen Namen denke; das beste dürfte doch Frühstück sein.

Leo von Walthen ist unter Presse, nur wird der Druck manchmal durch dringende Anderweitigkeiten unterbrochen.

Lebe wohl, herzlich

Dein Niembsch.

6. Stuttgart, 9. März 1835.

Liebe Freundin!

Ihre etwas unwirschen Zeilen zeugen von einer Verstimmung, die mir leid tut, jetzt aber wahrscheinlich vorüber ist. Gleich Ihre ersten Worte sind ziemlich spitz, wo Sie mir meinen Kunstbrief, meine kunstkennerische Weisheit aufmutzen, indem Sie versichern, daß der Brief, wenngleich von Ihnen nicht beantwortet und berücksichtigt, doch von Ihren Schwestern und Bischof gehörig bewundert worden sei.

Liebe Freundin, ich habe mir auf diese Zeilen nichts eingebildet und bin dabei nicht auf kunstkennerische Windbeutelei oder Bewunderung ausgegangen; die freundliche Mahnung sollte Ihnen bloß ein Zeichen sein meiner warmen Teilnahme und Hochschätzung Ihres schönen Talentes und womöglich eine Ermutigung für meine eingeschüchterte Freundin. Ich bedaure

meine unzeitige Intervention und werde mich künftig hüten vor ähnlichen Zurückweisungen. Dieser kleine Zwist zwischen uns bestätigt meine Maxime vollkommen: wenn man verstimmt ist, soll man an keinen Freund schreiben, denn da tut man ihm gewiß weh. Ich hätte selbst nicht davon abweichen sollen. Mündliche Äußerungen einer üblen Laune gehn vorüber, und man kann sich an Ort und Stelle überzeugen, daß es nur üble Laune sei; aber so ein Brief bleibt einem vor den Augen liegen und zankt fort und fort, während die liebe Schreiberin vielleicht längst wieder freundlich und versöhnt ist. — Heute haben wir seit langer Zeit wieder einen schönen Tag. Das böse Wetter hat mich ein wenig angegriffen. Meine Gesundheit ist gar nicht verläßlich, sie wackelt bei jeder stärkern Aufregung von außen oder innen. Wenn nur der Frühling schon da wäre! So schlimm ist es mit mir noch nicht, daß ich mich zu keinem Wunsche mehr erheben könnte. Meine Heimreise werd' ich auf jeden Fall noch diesen Monat antreten.

Ihre Shakespeareschen Lesungen gefallen mir sehr.

Herrn Kalchberg gratuliere ich zu seiner Beförderung. Auch ich finde diesen Mann interessant.

Nach Eßlingen komme ich äußerst selten; und von der Gräfin Marie hab' ich nichts geschrieben, weil ich sie noch nicht gesprochen habe.

Mich freut es, daß Ihre Kinder sich meiner erinnern. Sein Sie heiter, liebe Freundin, und reißen Sie sich, wenn es noch nicht geschehen ist, für immer aus jener fatalen Stimmung. Sie sind so würdig glücklich zu sein, und Gott hat es Ihnen an den äußern Bedingungen auch nicht fehlen lassen. Max soll Sie nur hinauslachen aus dem letzten Schlupfwinkel übler Laune.

Mein Almanach wird frisch gedruckt. Bis Ostern erscheint er.

Ich freue mich sehr, Sie bald wieder zu sehn. Empfehlen Sie mich Ihren Eltern und Schwestern zum schönsten. Schonen Sie Ihre Gesundheit. Leben Sie wohl! Herzlich

Ihr Niembsch.

7. (Stuttgart, 9. März 1835.)

Lieber Freund!

Meine vielen Arbeiten erlauben mir nicht, Dir diesmal einen selbständigen Brief zu schreiben. Ich will meine Grüße an Dich, denen an Sofie anhängen. — Mich freut es, daß mein schlechter Reim auf Mikschik doch ein gutes Frühstück bewirkt. Der Bärenhäuter ist nicht durchaus so unsauber. Er wird Dir gewiß sehr gefallen, und auch Sofien; besonders aber — die unsaubern Stellen abgerechnet — der Frau Hofrätin Kleyle. — Die Rezensenten werden mich persönlich nicht ärgern. Denn ich lese kein Wort mehr, das über mich geschrieben wird. — Ich danke Dir für Deine freundliche Einladung, bei Euch zu wohnen, herzlich. Das dürfte aber wohl nicht angehen. Ich wäre Euch zur Last. Ihr ahnet noch gar nicht, wie unerträglich ich sein kann. Ich werde vielleicht diesen Frühling in einem einsamen Gebirgsneste zubringen, in einem Dorfe, wo kein Mensch auch nur die Namen Goethe und Schiller kennt, wo ich folglich kein Wort über Literatur hören und kein anderes Literaturblatt sehen werde, als das den Kühen auf der Weide entfällt. Bauernfeld hat mir seine Gedichte gesendet. Sei so gut, ihm zu sagen, daß ich seine Aufträge besorgen wolle. — Neulich wurde hier Fiesko zum Vorteil des Schillerdenkmals vergeben. Er starb an dem Gifte der Dummheit der hiesigen Schauspieler. Zirka 25. März bin ich in Wien. Lebe wohl, guter Freund, ich bin der Deinige

Niembsch.

Grüße amicos.

---

8. Neuberg in Steiermark, 11. Juli 1835.

Lieber Freund!

Der Bruder meines Schwagers, hier angestellt, sagte mir, Du habest Dich bei diesem erkundigt, ob keine Nachricht von mir eingelaufen sei, und ich will Deiner freundlichen Teilnahme mit einigen elenden Zeilen entgegenkommen. — Bisher war meine Reise sehr angenehm, abgerechnet zwei ewiglange Regentage, welche ich in einem jämmerlichen Dorfwirtshäuslein, in

der gemeinsamen Schenkstube, inmitten saufender und dampfender Bauern, schreiender Kinder und anderer Widerlichkeiten hinwarten mußte. Erst am zweiten Abend, alle Rettungsmittel aufbietend, war ich so glücklich, beim Förster eine Geige zu erwischen, und suchte dann durch allerlei heftige Passagen dem heillosen Schariwari um mich herum einigermaßen zu steuern. Das Bauern- und Kinderpack soff, stritt, schrie und stank durcheinander, daß mir alles wirbelte. Endlich am dritten Morgen, bei reinem Himmel, entlief ich der unreinen Stube. Herrlich war der Gang durch regenerfrischte Wälder und Bergwiesen: der Genius meiner Reisen (oder Dämon?) schien es auf diesen Effekt angelegt zu haben. Mir war unaussprechlich wohl zumut. Auch mein Feldmann war, obschon ohne seine Penzinger Fidel, fidel. Es ist eine wahre Lust zu sehen, wie der Kerl über alle Hecken und Zäune springt. Nur manchmal scheinen ihm Erinnerungen auch an die Penzinger Leckerbissen durch den Kopf zu fahren, wenn er mich plötzlich mit aller Wehmut eines gekränkten Magens anblickt. — In den Bergen Unterösterreichs ist es jetzt sehr unsicher; allenthalben würzte man mir meine einsame Fußreise mit Erzählungen von Raub und Mord, an Wandrern verübt. In Steiermark ist dergleichen nicht vorgefallen. Heute abend pilgre ich weiter. Meine Wallfahrt gilt der Madonna Einsamkeit, dieser wahren Mutter Gottes im Menschen. Von hier geh' ich auf den Hochschwab. Die Neuberger Schneealpe hab' ich bereits bestiegen. Auf diesem über 5000 Fuß hohen Berge wird die Sennerwirtschaft ins Größere getrieben; 27 Hütten mit ebensovielen Schwagerinnen sind auf der außerordentlich ausgedehnten Gipfelfläche zerstreut. Der Anblick dieser Kolonie ist hübsch. Nur schade, daß das Vieh so schlecht ist und daß die Senninnen nicht poetisch sind. Garstig und unrein, sind sie für den Dichter völlig unbrauchbar, ganz und gar nicht zu besingen, so unflätig, daß auch auf dem ganzen Leibe einer solchen Schwagerin nicht ein sauberes Fleckchen zu finden ist, wo man einen Vers applizieren könnte. Pfui Teufel! — Eine andere Exkursion machte ich von hier zum sogenannten

„Toten Weib“; eine sehr schöne Kalkfelsenschlucht mit malerischem Wasserfall. — Meine Gesundheit ist vortrefflich; mit dem Dichten geht es aber mit nichten. Eine Menge Entwürfe fahren mir auf, und doch kommt es zu keiner Ausführung; die Gedanken rollen mir gleich wieder ab, wie das Steingerölle unter meinen Füßen. — So groß auch meine Genüsse sind auf dieser Reise; manches vermisse ich. Penzing! Beethoven! Der Himmel will noch immer kein rechtes Gewitter aufspielen, um mir Beethoven zu ersetzen; und Penzing kann mir selbst der Himmel nicht ersetzen. Du siehst, daß ich meinen Notpfennig von Kurtoisie noch nicht eingebüßt habe unter den Bauern und Felsen. — Vom Hochschwab wandre ich in das Gesäus und dann gegen Ende dieses nach Wien zurück. An Brodhag hab' ich wegen Leo Walthen geschrieben; ich habe zwei Exemplare per Post, an mich addressiert, verlangt. Lebe wohl, lieber Freund, grüße mir aufs allerschönste Deine Frau, die Frau Hofrätin mit ihren liebenswürdigen Fräulein Töchtern, die Frau Gräfin und von den andern Hausgenossen, wem an einem Gruß von mir was liegen mag. Vale! Grüße auch amicos.

Dein Freund Niembsch.

---

9. (Stuttgart, 26. November 1835.)

Liebe Freundin!

Wenn ich meinen abscheulichen Schnupfen in Wien hätte, so würde ich Sie doch besuchen auf die Gefahr hin, Ihnen durch mein Nasalieren, vulgo Schnoffeln, unangenehm zu werden. Mein Kopf ist so sehr eingenommen, daß ich diesen Brief unter Tränen schreibe und meine Feder sogar schnoffeln muß; aber Sie werden gewiß entschuldigen. Das ist schon eine Impertinenz, daß ich Sie gleich eingangs mit meinem Schnupfen beschäftige. Ich bin noch immer nicht fertig mit aktiven und passiven Besuchen. Noch hab' ich Graf Alexander nicht gesehen und die vortreffliche Helene. Diese hat wieder ein gutes Stück Arbeit gesponnen, gestrickt, genestelt und geknüpft. Ich habe recht viel zu hören bekommen. Bei meiner nächsten Zusammenkunft mit

Ihrer Erlaucht will ich mir die Freiheit nehmen, derselben mein Gedicht vorzulesen, welches in Castellis Almanach steht. Gräfin Marie ist plötzlich zurückgetreten, als der König auf dem Punkte stand, ihre Verbindung mit Herrn v. Taubenhein seinem Hofe anzukündigen. Der jüngere ihrer Brüder, Graf Wilhelm, hat sie dazu bewogen, indem er ihr vorklagte, wie dieser Schritt seinem jungen aristokratischen Leben durch Kränkung ein Ende machen würde. Taubenhein ist sehr verletzt. — Doch das wird Sie nicht kümmern. Es ist doch lustig, womit sich die Frauen beschäftigen. Die Sache mit Auersperg hat einige Sensation erregt. Die Gräfin Marie hat als Gegengabe für den Grafen Auersperg, welchen ich ihr zugedacht, mir eine ihrer Freundinnen zugedacht. Ist das nicht lustig? Doch, liebe Sophie! verzeihen Sie einem kranken Manne diesen Tratsch und halten Sie ihn geheim.

Über meine Rückreise nach Wien will ich diesmal so lange nichts Bestimmtes sagen, als sie nicht unabänderlich bestimmt ist. Nur soviel ist vorderhand gewiß, daß ich reise, sobald ich meinen Faust in der Tasche habe. Doch wäre es möglich, daß ich dann nicht unmittelbar nach Wien, sondern gewisser dringender Geschäfte wegen, die aber höchstens vier Wochen wegnehmen, vorerst nach Heidelberg abgehe.

Grüßen Sie mir Ihre lieben Kinder und sich selbst herzlich von

Ihrem Niembsch.

10. Stuttgart, 9. Dezember 1835.

Liebe Freundin!

Max hat recht, indem er Ihr trübes Schreiben tadelt. Soll ich Ihnen alles aufzählen, was Sie berechtigen kann, ja verpflichten muß, sich am Leben zu freuen? Ich tu' es nicht, weil ich überhaupt nicht gerne lobe, hier aber um so weniger gerne, als ich Ihnen lieber eine kleine Strafpredigt halten möchte. Nur eines halt' ich Ihnen entgegen: Ihre hohe sittliche Würde, deren Bewußtsein Ihnen ein ewiger Quell stiller

Freuden sein muß, wie sie andern, die das Glück Ihres Umganges haben und namentlich mir eine Quelle der Freude ist und eines der erheiterndsten Momente meines Lebens. Ich denke nie ohne inniges Behagen an Ihren stillen, festen Wandel. Sein Sie heiter, wenden Sie sich nicht feindselig ab von sich selbst. Daß Sie Ihre Welt in Ihren Kindern finden, ist schön, und ich habe das immer so hoch geachtet an Ihnen, aber lassen Sie sich die übrige Welt nicht allzu ferne rücken und hören Sie nicht auf, diese Welt zu lieben, denn Sie erziehen ja Ihre Kinder für diese Welt. Und somit ist meine Predigt zu Ende, möge es auch Ihr Trübsinn sein und Ihr verwünschter Zahnschmerz!

Neulich war ich bei Graf Alexander. Er ist mir der alte, liebe Freund, betrübend aber war mir der Anblick seiner herabgekommenen Gesundheit. Er saß eben mit Helenen allein zu Tisch, als ich ankam. Ich setzte mich dazu, und während ich aß, erzählten mir beide die Taubenhain-Marianische Geschichte ganz ausführlich, dann standen wir auf und gingen zum Kaffee in das Zimmer Helenens, und die Geschichte hatte noch kein Ende und dauerte, bis ich mich wieder in den Wagen setzte und nach Stuttgart zurückfuhr. Nur eine kleine Unterbrechung hatte stattgefunden, solang mir Alexander einige seiner Geisteskinder vorlas und mir seine leiblichen Kinder zeigte, die beide allerliebst sind, besonders das kleine Mädchen, die Wilma. Der Eberhard ist ungemein kräftig und wird einmal ein tüchtiger Württemberg.

Mit meiner Heidelberger Reise wollte ich Sie nicht ärgern; sie unterbleibt übrigens. Meine Jagdfreuden sind in den Brunnen gefallen. Alexander, mit dem ich jagen wollte, darf wegen Kränklichkeit nicht hinaus, und mein Freund Ehmann in Öhringen, mit dem ich jagen wollte, ist gestorben. Sobald mein Faust gedruckt ist, reise ich nach Wien. Wir warten, wie gesagt, nur auf das Papier; kommt dieses in einigen Tagen nicht an, so lass' ich auf das vorrätige schlechtere drucken. Nur Cotta ist auf das schöne, weiße so versessen. —

Fräulein v. Bauer ist die alte Liebenswürdige. Neulich spielte ich mit ihr eine Beethovensche Sonate als begleitende Violine. Ich mußte lächeln, als mich diese gewandte Hofdame frug: In welcher Gemütsstimmung haben Sie den letzten Sommer verlebt? Ich durchschaute die kleine Diplomatik und antwortete in dem Tone, der ihr mein Durchschauen erkennen ließ: Ich habe den letzten Sommer in großer Gemütsruhe verlebt. Sie dachte an jene lange Geschichte, die ich neulich in Eßlingen mit dem Diner hinunterschluckte. Das ist ja aber schon wieder ein Trätschchen! Diesmal entschuldigt mich kein Schnupfen. — Alexander soll zur Wiederherstellung seiner Gesundheit reisen. Er trug mir eine gemeinsame Fahrt ins mittägliche Frankreich an. Das wäre nicht so übel, aber ich hab' doch keine Lust dazu. — Mit dem Dichten geht's gar nicht. — Gestern abend war ich gräßlich verstimmt. Mein Hypochonder regt sich wieder, ich muß bald reisen, hinter dem Eilwagen wird dieser Hund zurückbleiben und stellt er sich in Wien wieder ein, so muß ihn Rosalie in die Flucht lachen. — Grassiert in Wien das Nervenfieber, so haben wir hier das Schleimfieber. Man sieht da überall in den Gassen der ungesunden Stadt die Herren Doktoren herumfahren in ihren sonderbarlichen Einspännern. Ich bin jetzt sehr gesund, alle krankhafte Disposition hat sich in meinem Schnupfen entladen. Leben Sie wohl, liebe Freundin, herzlich gegrüßt samt Ihren Kindern von

Ihrem Niembsch.

11. Stuttgart, 9. Dezember 1835.

Lieber Freund!

Das ist recht brav von Dir, daß Du Deinem Briefe die Form eines Tagebuchs gegeben, doch kann ich es nicht erwidern, weil meine Tage hier in einer gewissen Monotonie hingehen, deren Ausfüllnisse zwar für mich nicht ohne Freuden, doch zu arm an markierten Stellen sind, als daß ich sie Dir verzeichnen

könnte. Nur ein Störendes, ja Quälendes hatte das Tagebüchliche Deines Schreibens. Die mit jedem Tage wiederkehrenden Zahnschmerzen der armen Sophie wurden mir so ängstigend und peinlich, daß ich einigemal aufhören mußte im Lesen Deines freundlichen Tageberichts. Und auch Deine arme Zoe war krank, das liebe Kind, deren Porträt ich hier übrigens täglich vor Augen habe; es ist das Jesuskind von Murillo in einem Kupferstiche, was ich der Zoe so ähnlich finde. — Ich bin der Sängerin Carl dankbar dafür, daß sie durch das Liebenswürdige ihrer Erscheinung Dich erfreut und daß sie Dir durch das Wünschenswürdige ihrer Bekanntschaft (wozu ich Dir hätte verhelfen können!) meine Abwesenheit fühlbarer gemacht hat, und ich lebe der Hoffnung, der Sängerin Carl, wenn sie anders noch einige Zeit in Wien bleibt, meine Dankbarkeit dadurch bezeugen zu können, daß ich ihr die interessante Bekanntschaft Deiner Person verschaffe.

Ihr habt wieder viel Beethoven gehört, mir ist um jeden Ton leid, den ich verloren habe, am leidsten aber um die, welche in Deinem Hause zu hören waren, in Deinem guten, traulichen Hause, das Du nicht verkaufen solltest. Doch es ist ja schon alt, und wird vielleicht gar baufällig, wie alles Glück, das Ihr und ich darin genossen.

Auf Dein russisch-türkisches Schauspiel bin ich begierig. Ich mache Dich auf etwas aufmerksam. Zu Deiner dramatischen Laufbahn wünsch' ich Dir zweierlei; erstens, daß Du der Leidenschaft die Haare und der Sprache die Nägel wachsen lassest, damit jene ein etwas verstecktes Gesicht bekomme und aus einem dichtern Lockenwurf die heißen Blicke um so glühender hervorschießen, und damit die Sprache etwas schärfer eingreifend dem Leser an die Brust falle. Wohlverstanden, ich will darum Deinen Apoll zu keinem Bärenhäuter machen.

Uhland ist hier, aber von der vertrackten Ständeversammlung so eingenommen, daß er gar nicht zu haben ist. Da verhandeln sie Zunftgesetze und andre Grauslichkeiten, daß ich nicht begreifen kann, wie Uhland nicht, statt da zu verhandeln über

Zunft- und Lehrbubenangelegenheiten, plötzlich aufheult vor Wut und davonläuft. Welche Freude hätte nicht die elegante Zeitung, wenn sie wüßte, daß Uhland neulich in der Ständesitzung wirklich über eine Sache der Strumpfwirker gesprochen hat. Doch behalte diese Notiz für Dich, sonst wird sie noch mißbraucht zu einem boshaften: quod erat demonstrandum.

Mit dem Druck meines Faust soll jeden Tag begonnen werden. Gesetzt ist schon etwas davon, aber Cotta hat noch das Papier nicht erhalten. Die Zensur hat nichts gestrichen. Gutzkow sitzt zu Mannheim im Gefängnis. Menzel steht da mit geschwungener Keule. Schwab ist höchst aufgebracht. Uhland meint, es komme nicht viel drauf an, unsere Literatur werde lebenskräftig das ihr aufgedrungene Fremde wieder abstoßen. Pfizer hat eine Flugschrift gegen das junge Deutschland fliegen lassen unter dem Titel: Votum über d. j. D. — Mayer ist etwas eingeschüchtert; Kerner kümmert sich mehr um die Hexen als um das Tintenklecksen; Reinbeck hat das Geld von Eskeles noch nicht erhalten, er empfiehlt sich Dir und der Hofrätin Kleyle. Laubes moderne Charakteristiken habe ich gelesen, da komm' ich gut weg. Leb wohl mein lieber Löwenthal, grüße die Freunde und Freundinnen und fahre fort, mir Euer Leben durch Dein Tagebuch näher zu rücken.

Dein Niembsch.

---

12. (Penzing, 11. August 1836.)

Lieber Freund!

So bin ich denn wieder im lieben Penzing. Meine Gebirgsreise wurde mir durch übles Wetter und mein Aufenthalt bei Schurz in Kierling dadurch verkümmert, daß in diesem Neste nicht einmal ein Wirtshaus, folglich auch kein trinkbarer Wein ist, und daß meine liebe Theres kein Bett für mich hatte. In Reichenau war ich übrigens sehr produktiv, und da Du so freundlich warst, Dich nach dem Fortgang meines Gedichts zu erkundigen, so wisse, daß ich zwar jenen Hauptschlag der ver-

weigerten Absolution noch nicht gemacht habe, wohl aber zwei andere neue Romanzen, die für das Ganze sehr wichtig sind und, wie ich glaube, nicht übel gelungen. Die eine davon erzählt die Katastrophe des blutschänderischen Liebeshandels der Gebrüder Borgia, die andere ein Zwiegespräch zwischen Papst Alexander und seinem Vertrauten, dem Augustiner Mariano. Das Gedicht spinnt sich mir unter der Hand mehr ins Weite, als ich früher gedacht hätte.

Martensen hat mir wieder einen Brief aus Paris geschrieben, worin er namentlich Dich zum schönsten grüßen läßt. Er hat dort einige Landsleute gefunden und lebt nicht übel. Die französischen Mystiker studiert er in der Bibliothek sehr fleißig und bald wird die Welt, nach meiner Überzeugung, mit einem Werk voll Gelehrsamkeit und spekulativen Tiefsinnes von ihm bereichert werden.

Auersperg und Bauernfeld reisen morgen nach Leipzig und Stuttgart. Beide sollen große Absonderlichkeiten auf Reisen entwickeln, und Kaltenbäk, der sicher Kombinierende, erbietet sich zu jeder beliebigen Wette, daß die beiden Herren, so einträchtig sie sich auch jetzt auf den Weg machen, als Feinde zurückkommen werden. Da bin ich wirklich begierig.

Die Gräfin Helene ist vor drei Tagen von einem Töchterlein entbunden worden. Graf Alexander aber wird mit mir — oder eigentlich ich mit ihm — nach Stuttgart reisen. In vier Wochen sind wir wieder zurück; so lautet der Plan; ob der Erfolg auch so lauten wird, steht bei den Göttern oder eigentlich bei der Klinge des Leutnants Lebret.

Wir leben hier recht angenehm. Den Tag über geht es gewöhnlich still zu, einige Exklamationen Deiner Erzeugten abgerechnet, erst abends beim Essen pflegt es zwischen Deinem Schwiegervater und mir etwas laut zu werden. Ich lerne Kleyle täglich höher achten und lieben. Sein vielbewegtes Geschäftsleben hat ihn doch von den Gegenständen des rein geistigen Lebens nicht abwenden können, und es ist mir ein wahres Vergnügen, zu sehen, mit welcher Wärme, dialektischen Fertigkeit

und Kühnheit er sich oft in die dichtesten und schattigsten Partien des Labyrinthes, Philosophie genannt, hineinbegibt.

Such Dich auch zu stimmen zu poetischen Produktionen oder wenigstens Konzeptionen. Wenn Du Deinen schlechten Fuß nicht dennoch so notwendig brauchtest, so hätte ich schon längst gesagt, es soll ihn der Teufel holen. Meinen Handkuß an die liebe Frau Hofrätin und schönste Grüße an Minkerl und Jetti.

Leb wohl, Alter!

Dein Niembsch.

---

13. Ulm, 18. September 1836.

Teure Freundin!

Diese Zeilen schreibe ich Ihnen in der größten Verstimmung und störendsten Umgebung. Ich sitze im Wirtshaus zum Schwarzen Ochsen, das Zimmer ist voll württembergischer Offiziere, die meinen verwundeten Freund zu unterhalten suchen. Gestern abend hier angekommen, fuhren wir heute morgen bei widerlichstem Regenwetter in eine einsame Kneipe vor der Stadt, wo die bewußte Sache abgetan wurde. Das Nähere wird Ihnen mein nächster Brief sagen. Gefährlich ist die Wunde nicht, sie müßte es denn durch ihre Folgen werden, die bei dem etwas üblen Säftezustand meines Freundes unberechenbar sind. Ich wollte mich nicht von ihm trennen; doch er drang in mich, morgen nach Stuttgart zu reisen und den Druck seiner Gedichte zu beendigen, woran ihm sehr viel gelegen ist. In acht bis zehn Tagen kann Alexander nach der bestimmten Aussage des Arztes mir nach Stuttgart folgen. Ein anderer Grund, warum mich Alexander nach Stuttgart nötigt, ist die Beruhigung seiner höchst bestürzten Schwester, der es zu großem Troste gereichen wird mit einem Augenzeugen der fatalen Geschichte zu sprechen. Über meine Reise soll Ihnen ebenfalls mein nächster Brief berichten. Meine Gesundheit erfuhr die wohltätigste Wirkung von der beinahe ununterbrochenen Bewegung in freier Luft. Aber die Lage meines Freundes macht mich traurig. Er hat unsere gemein-

same Reise auf die liebenswürdigste Weise benützt, mir jeden Augenblick und bei jeder kleinsten Gelegenheit seine herzliche Zuneigung zu zeigen.

Heute über acht Tage ist Ihr Geburtstag, liebe Freundin. Nehmen Sie unter den guten Wünschen, wozu alle gezwungen sind, die das Glück haben, Sie zu kennen, auch die meinigen. Feiern Sie den Tag Ihrer Geburt — das ist mein Wunsch und meine dringende Bitte — feiern Sie ihn mit dem festen, unverbrüchlichen Gelübde, daß Sie ernstlich und redlich wirken wollen zur Wiederherstellung Ihrer teuren Gesundheit. Sie sind viel zu bescheiden, um zu wissen, was Sie Ihren Eltern, Max, Ihren Geschwistern und Kindern sind und Ihren Freunden. Darum ist es nötig, Sie manchmal daran zu erinnern. An Geist und Gemüt sind Sie den Ihrigen eine liebe, erfreuliche und erhebende Erscheinung, und es tut jedem wohl, auf eine solche hinzublicken. Ich aber versichere Ihnen insbesondere, daß mich kein Mensch auf Erden so versteht wie Sie, und daß Ihr Tod keinen Menschen schmerzlicher treffen könnte als mich.

Meinem Freunde Löwenthal werde ich nächstens schreiben.

Die Offiziere sind noch da, und die Post geht bald ab. Grüßen Sie herzlich alle die Ihrigen und beherzigen Sie meine Bitte.

Max soll so gut sein, mir zu schreiben, und entschuldigen, daß ich ihm die Initiative zumute; ihn stört keine Soldateska. Ihre Antwort bitte ich an Reinbeck zu adressieren.

Ihr Freund

Niembsch.

Schöne Grüße an Lebzeltern und Kristallnik, Schwarz u. a.

---

14. Augsburg, 23. Junii 1837.

Lieber Freund!

Meine Reise war bisher eine sehr mißliche. Graf Pejacsevich, mit dem mich der Zufall zusammenwarf, ist zwar ein seelenguter Kerl, aber ein Kerl von einer bedenklichen Schwatzhaftigkeit. Irgend einer von meinen freundlichen Begleitern zum Eilwagen mußte dem Pejacsevich sagen, wer ich sei. Herz-

lich dank' ich meinen getreuen Freunden, daß sie mir die Stunde des Abschieds mit ihrem stattlichen Komitate ehrten; dem einen aber dank' ich's nicht; wenigstens nicht, daß er mich verraten. Diese Entdeckung war für mich von den unseligsten Folgen. Schon auf der ersten Station fing Pejacsevich an, sich als einen Mann zu legitimieren, welchem artes liberales nicht fremd geblieben seien. Er sprach viel und schlecht über Literatur, namentlich ungarische, und steigerte sich im Verlauf seiner Zunge und des Postwagens bis zu Deklamationen. Er war so gutmütig und artig, daß ich ihn nicht schnöd abfertigen konnte; ich litt und schwieg. Da bekam ich zu hören, teils in der Ursprache, teils in schauderhafter Verdeutschung, wobei er z. B. statt Schollen Schrollen sagte, verschiedene Gedichte von Baiza, Vörösmarty, Czuczor u. a. Ein Lied Vörösmartys „An die Heimat" rezitierend, rief er in höchster Begeisterung: „O Vaterland, begrabe mich unter deinen Schrollen!" Der Wunsch ist leicht zu erfüllen. An solcher Gesellschaft wird es kein magyarischer Kirchhof fehlen lassen vorderhand. Als mir mein Nachbar seine Schollen so hart an den Kopf warf, fühlt' ich mich bereits unwohl. Hinter Burkersdorf ward mir immer schlechter, bis Sighardskirchen. Kopfschmerz, Übelkeit, Erbrechen eröffneten die Reihe meiner körperlichen Leiden. Später, hinter Linz, kamen noch andere hinzu: Zahnschmerz, Halsschmerz, Wochentölpel und eine Mundsperre. Hier, Freund, hast Du das Register meiner Reisegenossen, welche sich nach und nach dem Pejacsevich angesellten. Hätte doch dieser von allen meinen Plagen nur die letzte ein wenig gehabt! gewiß, ich würde die übrigen leichter ertragen, vielleicht zum Teil gar nicht erfahren haben. Was wenigstens das Vomieren betrifft, so hab' ich starken Verdacht, dieses sei nur der körperliche Anklang gewesen, welchen Pejacsevichens geistiges Vomieren bei mir gefunden. Denn dieses Herauskollern unverdauter poetischer Brocken ist doch wohl nicht anders zu nennen? Verzeih übrigens die Unappetitlichkeit meiner Zeilen. Halte das dem ehmaligen Mediziner zugute. — So wurde ich denn bis Salzburg rastlos fortgeschleppt. Meine

Übel verschlimmerten sich, das Wetter war heillos. Sturm, Regen, Kälte. In Salzburg übernachteten wir. Zahnschmerz, schlaflose Nacht, daher keine Erholung von der Strapaze des Eilwagens. Um 6 Uhr morgens, den 20., ging es weiter. Konnt' ich mich in der Nacht nicht durch Schlaf, so konnt' ich mich jetzt am Tag auch nicht durch Nahrung restaurieren, weil mein gesperrter Mund nur Flüssiges einließ. Von Salzburg fuhren wir sechs Mann dicht in einem großen Eilwagen bis München. Unsre Gesellschaft formierten ein Baron von Löhr (Hofrat in Wien), ein so mattes, langweiliges Wesen, daß er lieber Hofgerät oder, wenn Du willst, Hofunrat heißen sollte. Dann ein junger Nordamerikaner, ein kräftiger, verständiger Bursche, dem überall sein rüstiger Eifer abzumerken war, Europa praktisch auszubeuten. Ferner ein junger Schwede, stilles, blühendes Phlegma. Dann ein 20 jähriger bayrischer Bierlümmel, den dicksten Bayerdialekt führend, so daß seine artigste Rede immer wie eine Impertinenz klang. Endlich mein Pejacsevich und ich. — Den 21. blieb ich in München, meist zu Bette liegend. Gestern fuhr ich mit einem Landkutscher hierher, und morgen und übermorgen fahr' ich nach Stuttgart mit einem ähnlichen Fuhrwerk, weil ich meinen Bausbacken der Nachtluft nicht aussetzen will. Mein Zahnschmerz hat aufgehört; aber Geschwulst und Mundsperre sind noch da. Die linke Seite meines Gesichts ist stark konvex, die rechte, wie sonst, ziemlich konkav, das ganze aber seit fünf Tagen nicht rasiert; ich bin zum Scheusal geworden. Die Stuttgarter werden Freude und Abscheu zugleich empfinden bei meinem Anblick. Ich hoffe, noch meine ganze Häßlichkeit ins Reinbecksche Haus zu bringen, meine ungeschmälerte Mißgestalt. Hier hast Du meine fatalen Fata; was noch folgt, werd' ich Dir getreulichst referieren. Fast läßt mich der üble Anfang dieser Reise ein übles Ende erwarten. Ich habe im Gange solcher Dinge immer eine gewisse Konsequenz bemerkt.

Sage gefälligst der Frau Hofrätin (unserer), daß ich im Drang des Abschieds vergessen habe, sie um ihre Zustimmung

hinsichtlich der Schwarzischen Quartiersangelegenheit zu bitten. Sie möchte das nicht als eine Vernachlässigung schuldiger Rücksichten mir zurechnen, sondern auf die große Rechnung meiner Zerstreuungssünden stellen. Sage überhaupt viel Herzliches und Dankbares an die Frau Hofrätin, den Herrn Hofrat und die Töchter des Hauses. — Der Übergang aus meinem freundlichen, freudigen Leben in Penzing in dieses freudenlose und schmerzenvolle Reiseleben war recht schneidend und empfindlich. Darum ist mir auch bei diesem Briefe so viel Galle unter die Tinte geflossen. — Auch an Lebzeltern und Sommaruga bitte ich herzliche Empfehlungen. Graf Cristallnigg und seine Frau sollen mich unterdessen nicht vergessen. Auch Natalie grüß' ich zum schönsten. Was Dir von meinen Grüßen zu viel wird, bitte ich die liebe Sophie, daß sie es bestelle. An Sophie werde ich in Stuttgart schreiben. Ein solches Ungetüm, wie ich jetzt bin, darf mit einer schönen Frau auch nicht einmal brieflich sprechen.

Wie steht es mit Kaprel? Schreibe mir darüber.

Küsse mir Deine Kinder. Artur soll den Mi nicht vergessen. Leb wohl, lieber Alter, und schreibe bald. Tausend innige Grüße an Deine Frau.

Lebt wohl.

Euer Niembsch.

Pejacsevich ist in München zurückgeblieben.

15. (Stuttgart, 9. Juli 1837.)

Teure Freundin!

Heute vor vierzehn Tagen bin ich hier angekommen. Mein Empfang war sehr freundlich und freudig. Mein Leben bis jetzt war stille Zurückgezogenheit, Umgang mit meinen Hauswirten, Lesen, Schreiben, Denken und Rauchen. Das übrige, als Spazieren, Essen u. dgl., gehört nicht unter die Seelenfunktionen, darum geschweige ich es. Nur zuweilen fährt mir ein Besuch zwischen herein, den ich empfange oder gebe. Meine Zeit, welche bis jetzt noch keine typographische sein konnte, be-

nutzte ich teils noch an meinem Savonarola, indem ich glücklicherweise einige der Felsen sprengte, welche historisch hereinragen in den Strom meiner Poesie und welche ich Ihnen einmal ausführlich geschildert habe; teils füllte ich sie aus mit einigen Studien für den Huß. Jetzt geht es wieder gut mit meiner Gesundheit, und ich kann es mit dem Preßbengel schon wieder aufnehmen. Morgen erwarte ich den ersten Angriff. Meine Gedichte und der Savonarola werden hoffentlich zugleich gedruckt werden. Die Gedichte gebe ich in unvermehrter dritter Auflage mit meinem Bildnisse; Savonarola für sich allein in einem Bande; meine neuern Lyrika behalte ich noch zurück, bis sie zu einem Bande werden angewachsen sein. So schien es Cotta am besten, und mir ist es auch recht.

Sehr hat es mich gefreut, liebe Sophie, Sie und die lieben Kinder noch zu sehen an der Schmiedgasse. Das war die letzte Herzstärkung vor den vielen Leiden und Beschwerden, die mich gleich darauf in Empfang nahmen und bis hierher begleiteten. Diese Reise war die niederträchtigste meiner ganzen Wandergeschichte. Wenn es nicht doch wieder ein Eilwagen wäre, der mich zu Euch zurückbringen wird, so würde ich sagen: mir ekelt vor jedem Eilwagen, und ein Postknecht ist mir ein Scheusal und Entsetzen.

Max schrieb mir, daß Sie trotz Ihrer Mattigkeit Ihr Hauswesen so eifrig betreiben und sich selbst ganz darüber vergessen, wie ich es auch sonst öfter an Ihnen bemerkt habe. Schonen Sie sich doch, ich bitte Sie dringend.

Die Gräfin Helene hab' ich noch nicht gesehen, indem ich nicht nach Eßlingen kam. Auch die Marie nicht, indem ich noch weniger ins Theater ging. Kerner werd' ich noch sehen, Uhland schwerlich. Schwab ist halskrank; mein Savonarola hat ihn sozusagen freudig empört. Außer ihm und meinen Hausgenossen kennt hier noch niemand dieses Gedicht.

Leben Sie wohl, liebe Sophie.

Grüßen Sie mir Ihre Kinder und Natalie.

Ihr Niembsch.

16. Stuttgart, 9. Juli 1837.

Teurer Freund!

Es ist schön von Dir und hat mich erfreut, daß Du, der sich doch auch gewissermaßen unter die Gemächlichen zählen darf, meinen Brief sobald beantwortet hast und mir als rüstiger Epistolist vorleuchtest.

Wohl ist, wie Du vermutest, mein Gesicht wieder geebnet, und die beiden Nischen des Todes an meinen Wangen sind wieder eingehöhlt; nicht aber konnt' ich bis jetzt an meine Geschäfte kommen wegen lästiger Präparatorien, und das Korrekturwesen, dieser Läusekrieg, hat noch nicht angefangen.

Den Gang Deines Briefes einhaltend, komm' ich auf Eure dicke Köchin zu sprechen. Diese ist in- und auswendig eine kuriose Figur. Sie muß auch ein dickes Herz haben, welches sie mit allerlei Liebschaften zu mästen pflegt; daß sie aber dergleichen auf alarmierende Weise tut, dürfte mit Klausur zu bestrafen sein.

Walchers Hochzeit freut mich, und es freut mich, daß ich des Pfaffen Rede über den Geist der Ehe nicht habe anhören müssen. Solche Geleitsworte eines Hochzeitspfaffen sind oft der erste widerliche Herbsthauch, der die Freudenblüten der Brautleute anweht. Absit omen! Ich wünsche dem wackern Walcher und der trefflichen Hermine ihr wohlverdientes Glück.

Von den beiden Partien, worüber Du mir schreibst, wäre mir die Wald- und Froschpartie die liebere gewesen. Die Saus- und Straußpartie ist nur für Mitsausende gut gewesen.

Daß Euer Thurl sein Mi nicht vergessen hat, freut mich höchlich, und wenn meine Gitarre dem lieben Kinde dient als Anhalt für seine Erinnerung an mich, so ist sie nicht umsonst bei Euch hängen geblieben.

Warum schriebst Du mir nichts vom beständigen Ernst und von der lebendigen Olla?

Die mir befreundeten Familien, welche mich in Massen grüßen lassen, bitte ich von mir zu überschütten mit einer Masse von Grüßen. Die von Dir als aus dem freundlichen Gedränge

hervorragend bezeichneten beiden Gipfel: Hofrat und Hofrätin Kleyle sind nominatim auch von mir herausgehoben. Die Straußische Ballpartie wäre mir aber doch noch lieber gewesen als die Ratsitzung der Hofkammer, der Du beiwohnen mußtest. Solche grandiose Langweilereien sind für Deinen Zustand schädlich, und Dein Nebeldusel ist offenbar eine Wirkung der Hofkammerberedsamkeit. Schlag Dir beides aus dem Kopf, lieber Alter.

Was Deinen Kaprel betrifft, so bin auch ich der Meinung, daß Du erst ein Stück ausgearbeitet haben mußt, bevor Du die vielen und schwirrenden Konzeptionen zum Stillstande bringen kannst. Hast Du erst einen festen, unverrückbaren Kern angesetzt, so wird sich das übrige um diesen herum anlagern, und zuletzt wird Dir das grausame Vergnügen nicht fehlen, daß Kaffo wirklich und für immer untergegangen sei.

Graf Alexander war eben bei mir. Er läßt Dich grüßen „von ganzem Herzen". Dein Manuskript hat er dem Theaterintendanten Gf. Leitrom übergeben, aber von diesem noch keinen Bescheid erhalten, zumal das Theater jetzt für zwei Monate geschlossen ist.

Die Theosophen in München hab' ich versäumt. Mein Geronimo wird seinen Weg in die Welt schon finden müssen, ohne daß Franz Baader ihm eine glückliche Reise gewünscht hat. Geronimo war ja immer ein so eigensinniger und eigenfüßiger Wandrer, daß er feststand, auch wo er allein stand, und getrost dahin ging, wo kein andrer ihm vorgetreten war.

In meinen Verhandlungen mit Cotta habe ich Dein mahnendes Wort am Eilwagen zur Richtschnur genommen. Es ist freilich sonderbar, daß mein Dominikaner mehr begehrt des Weltlichen als mein Faust; aber Dein Wort hat gesiegt. Ich habe an meinem Gedichte noch hier und dort gesäubert und gefeilt, meinem geistlichen Herrn noch ein wenig die Kutte ausgebürstet. Morgen fängt die Arbeit an.

Ich hoffe, bis Mitte August doch noch fertig zu werden. Auersperg hat mir seinen letzten Ritter immer noch nicht ge-

schickt. Wahrscheinlich weiß er nicht, daß ich in Stuttgart bin, weil Herz sein Versprechen vergessen hat, es ihm sogleich zu schreiben. Wenn du den Baumann siehst, so sei so gut, ihm mit einem Gruße von mir dieses mein Anliegen bekannt zu machen. Vielleicht würde Baumann schnell ein paar Worte an Auersperg schreiben. Christallniggs sind schönstens von mir gegrüßt. Vale et fave, Amice!

Dein Niembsch.

17. Stuttgart, 6. August 1837.

Lieber Freund!

Hast Du auch leider Deinen letzten Brief an mich mit zitternder Hand geschrieben, so wirst Du doch, wie ich hoffe, diesen meinigen mit fester Hand empfangen. Du sollst allen Ernstes etwas tun für Deine Gesundheit und diese Schwindeleien nicht aufkommen lassen. Es muß in Deinem venösen Systeme einige Unordnung obwalten, der tonus vitalis (die animalische Elastizität) scheint hier in etwas herabgesunken, wodurch das Blut auf seinem Zirkelwege nicht den nötigen Impuls bekommt und sich, namentlich in den Zerebralgefäßen, verspätet und anhäuft. Wenn sich auf diese Weise, statt einer lebendigen Blutströmung, von Zeit zu Zeit kleine Blutsümpfe im Körper bilden, welche bei zunehmendem Alter immer größer und stagnanter zu werden pflegen; so ist das eine Erscheinung, worüber Du nicht leichtsinnig hinweggehn sollst. Meine Gesundheit ist ganz leidlich; mein Leben ist Korrektur und Studium einiger Hussitenfolianten zu meinem neuen Gedicht. Dieses tragische Epos rollt sich bereits ziemlich klar auf vor meinen Augen. Der Stoff ist groß und reich, die Aufgabe: die pathologische Seite der Reformation poetisch darzustellen, während ich es beim Savonarola gleichsam mit der physiologischen zu tun hatte, ist höchst anziehend, und ich werde hier wieder einmal die wilden Geister in mir zu Worte kommen lassen, welche dem Girolamo gegenüber so lange kuschen mußten. Es soll den armen Teufeln



Max Löwenthal.

Nach einem Aquarell im Besitze des Freiherrn Arthur von Löwenthal.

wieder einmal wohl werden; vor Zizka brauchen sie sich nicht zu genieren, er ist vielmehr ganz der rechte Mann für dieses Volk. Menzel hat mir die Geschichte des Hussitenkriegs von Lenfant zugeschickt. Es ist ein Bildnis Zizkas dabei, und ich schwelge in den schrecklichen Zügen. Ich habe nie was Ähnliches gesehn. Ich glaube, Deine Olla würde laut aufweinen, wenn man ihr diesen Kerl zeigte. Ich habe mir bereits aus jedem Zuge einen Gesang entnommen.

Wenn Du Frankl siehst, so wolle ihn herzlich von mir grüßen und bedanken, daß er in Florenz Girolamos Zelle besuchte und meiner gedachte. Allerdings wäre mir das Bild willkommen für eine mögliche spätere Auflage.

Kerner hab' ich mit Alexander auf einen Tag besucht. Wir trafen dort mit einem schwedischen Pastor namens Sederholm zusammen, auch mit der Gräfin Marie, von deren Gegenwart ich jedoch wenig profitierte, weil ich mit Sederholm theologisch und poetisch zu sehr verwickelt war. Er ist ein feiner Kopf und ich erbeutete in seinem kurzen Umgange manchen braven Gedanken. Bald darauf reiste Alexander, nachdem er mir noch einen Gruß an Dich aufgetragen, in die Schweiz, ins Leukerbad, um dort vielleicht seinen letzten Genesungsversuch zu machen. Fast ununterbrochene heftige Kopfschmerzen quälen und schwächen ihn seit einiger Zeit sichtbar herunter und lassen das Schlimmste befürchten. In Eßlingen war ich vor Alexanders Abreise nur zweimal und seitdem nicht mehr. Die Gräfin Helene war zwar etz., aber etz.

Für Hermine Walcher tut mir's leid, daß nicht lieber Er ihre Farbe geerbt hat, statt daß sie sich überzieht mit dem Schatten ihres Gatten; doch wird der Schatten ihres Gatten darum noch kein Schatten kühler Denkungsart.

Auf die Bekanntschaft Eures Parry freu' ich mich. Ich hoffe dieselbe Ende dieses oder Anfang nächsten Monats zu machen. Jetzt bin ich dem Cotta schon recht unter seine Pressen gefahren. So lästig das Korrigieren ist, so notwendig ist es. Es wäre doch ein verfluchter Streich, wenn in meinem Savo-

narola statt: „Und rudert kühn der Glaubensstarke“ stehn bliebe: Und ludert kühn der Glaubensstarke.

Tasso ist also nicht mehr! Das ging schnell. In der Schnelligkeit, womit du ganze Völker begräbst, schließest du dich zunächst ans Erdbeben an; wenn das kein furor poeticus ist, gibt's keinen mehr. Ich gratuliere vorläufig und sub clausula, daß Tasso poetisch zugrunde gegangen, wovon ich mich erst durch Inspektion seiner Ruinen zu überzeugen habe.

Grüße mir das liebe Kleylehaus, Lebzeltern und Sommaruga, Cristallnigg und Natalie, Coniorreggio und andre.

Deine Kinder küsse ich herzlich.

Tausend Grüße an Sophie, die Verdrießliche, an deren Zeilen man kann erfahren, wieviel sie zählt an Lebensjahren, sie schrieb mir nämlich just 27 Zeilen.

Leb wohl.

Dein Niembsch.

18. (Stuttgart, Ende August oder Anfang September 1837.)

Liebe Sophie!

Ich habe Ihnen noch einige Fragen zu beantworten, was mich bewegt, Ihnen diesmal noch zu schreiben, da ich es schon unterlassen wollte, indem ich aus Ihrem Briefe zu ersehen glaube, daß Sie sehr wenig Lust haben, mit mir zu korrespondieren.

1.) Meine neuen Gedichte werden den ältern nicht angedruckt, weil ich sie nächstes Jahr mit noch neuern in Verbindung herausgeben werde als zweiten Band.

2.) Uhland war in Straßburg, als ich Ihnen meinen letzten Brief schrieb, eines alten Manuskripts wegen. Ich werde ihn schwerlich sehen, weil mir meine Geschäfte eine Reise nach Tübingen nicht gestatten.

Auch von meinem Leben, das mir die Tage in ziemlich gleichen Fäden abspinnt, ist nicht viel zu erzählen.

3.) Ihrem lieben Ernst gönn' ich seine Tölpeljahre von Herzen. Der Mensch ist nur so lange glücklich, als er ein Tölpel ist. Daß Artur anfängt eigenwillig zu werden, ist hübsch von ihm. Wille und Eigenwille sind synonym; wer

keinen eignen Willen hat, der hat gar keinen; und wer einen Willen bekommen soll, bei dem muß er sich bald zeigen. Also gratuliere ich. — Der lieben Zoe will ich ihr Kusserl zurückgeben.

Somit hab' ich ein wenig gepredigt und Ihre drei Punkte erledigt.

Ich werde so glücklich sein, Ihnen meinen Savonarola zu Füßen zu legen, wobei ich ein recht frommes Madonnengesicht zu machen bitte, damit sich der heilige Mann die demütige Stellung gerne gefallen lasse. Das wird Ihnen ein Leichtes sein. Solches aber soll geschehen an Ihrem Geburtstage, den wir recht vergnügt zusammen feiern wollen. Ihr Freund

Niembsch.

19. (Stuttgart,) 6. September 1837.

Teurer Freund!

Endlich erlebte ich das Ende meiner leidigen Arbeit. — Wer da glaubt, das Korrigieren sei eine Lust, den sollen die Götter strafen. Nein, es ist eine heillose, geistlose, erbärmliche Nuselei, und es hat mich in eine totale Verstimmung gebracht, in der mir alles entleidet war und mir mein ganzes Leben wie ein Druckfehler vorkam, mein Schicksal wie ein besoffener Setzer und ich selbst, in meinem verdrießlichen, vernachlässigten, unrasierten Zustande, wie ein schmutziger Bürstenabzug. Doch es ist viel geleistet worden in den Tagen des Verdrusses und einer afrikanischen Hitze. Nur den Monat Juli soll keiner in Stuttgart zubringen, der nicht sein ganzes Leben teilen will zwischen Fluchen und Schwitzen. Die Hitze war ungeheuer. Kein Lüftchen rührte sich; die Luft stand still wie eine glühende Mauer; ich fühlte mich wie in einen Sack genäht, in dem ich noch korrigieren mußte. Auf einigen abendlichen Spaziergängen legte sich mir die heiße Luft so schmierig um den Leib wie kochendes Unschlitt (auch so wohlriechend), daß ich dem Stuttgarter Himmel, dem blauen Aas, ins Gesicht spuckte vor Galle, ihn aber nicht abkühlte. Und doch war ich sehr rührig. Das Druckervolk urgierte ich gewaltig, denn in fünf Wochen wurde

die dritte Auflage meiner Gedichte und mein Savonarola gedruckt. Jetzt warte ich nur noch auf Cotta usw. Er soll noch diese Woche eintreffen von seiner Herrschaft Dotternhausen, wo er bereits lange sitzt und, wie mich der Name seiner Besitzung vermuten läßt, Hühner ausgreift; der Häusliche!

So war mein Leben, eine keuchende Last, ein Aufenthalt unter Ungeziefer. Damit sind aber nicht meine Stuttgarter Freunde, sondern nur die Druckfehler gemeint. Nur selten habe ich eine musikalische Erfrischung, eine Beethovensche Herzstärkung zu mir genommen. Auch meinen guten Kanaster muß ich dankbar rühmen; vor allem aber die Liebe meiner Hausgenossen. Von den hiesigen Freunden weiß ich Dir nicht viel Neues zu melden. Schwab ist um eine Pfarrerstelle eingekommen, worüber er die Resolution des Königs in einigen Tagen erwartet. Uhland ist wieder in Tübingen, von mir aber nicht besucht worden. Ich hatte keine Zeit. Pfizer hat einen dritten Band Byron übersetzt und herausgegeben. Menzel schlägt sich mit Strauß, d. h. federlich. Mayer schwärmt am Bodensee herum. Alexander ist zurück, und sehr leidend.

Vor dem 20. komm' ich auf jeden Fall zu Euch.

Der Bediente wartet schon auf meinen Brief, der in einer Stunde fort soll.

Grüße mir Sophie aufs herzlichste und alle Deine und bald wieder auch meine Nachbarn.

Dein Niembsch.

---

20. Stuttgart, 25. Mai 1838.

Liebe Sophie!

Mein erster Brief von Stuttgart wird ziemlich um die versprochene Zeit bei Ihnen eintreffen, doch etwas kürzer ausfallen und weniger interessant, als ich ihn gerne machte, wenn mir besser zuleibe wäre. Auch das vorige Mal meines Hierseins begann ich mein erstes Schreiben mit einer Krankengeschichte. Das ist nun schon typisch geworden; aber der andre Typus, nämlich daß ich so selten schrieb, soll diesmal abgeändert werden.

Sie sollen nicht mehr zu klagen finden über mich in dieser Beziehung. Briefe, wie sie eben gelingen wollen, heitere, verdrießliche, kunstkennerische, abgeschmackte, werden diesmal versprochenermaßen geschrieben und müssen von Ihnen eben hingenommen werden, und beantwortet. Letzteres kann ich zwar nicht zur Bedingung meiner Briefe machen, denn ich habe Ihnen diese unbedingt versprochen mit jedem zehnten Tage; aber bitten muß ich Sie darum. Sie kennen mein Leben in seiner traurigen, mir jede Zukunft verdüsternden Vergangenheit, Sie kennen dessen gegenwärtige Verhältnisse genug, um zu ermessen, wie unaussprechlich teuer mir der Umgang der teilnehmenden, liebevollen, mir so tief verwandten Frau geworden ist, die seit einer Reihe von Jahren mir über manche kummervolle Stunde hinweggeholfen hat mit der Macht ihres Herzens und ihres Geistes. Was mir auch der Himmel an innern Begünstigungen zuteil werden ließ, nach meinen äußern Geschicken bin ich doch schlechtweg ein Unglücklicher (zu) nennen. Sie aber haben sich mildernd und versöhnend meinem Leben angeschlossen, und es hat von Ihnen Segnungen empfangen, wie sie nur von den edelsten Naturen ausgehen können, und deren dankbare Anerkennung Sie in meinem Gesichte lesen konnten, als ich zitternd an Ihrem Krankenlager stand. Darum ist mir's eine schwere Entbehrung, Ihren Umgang zu missen, und das dürftigste Surrogat davon, jedes Brieflein wird mir Freude bringen. Ich habe Ihnen oft gesagt, daß ich ohne Sie keinen Savonarola geschrieben hätte, und ich wiederhole es. Zu diesen geistigen Verbindlichkeiten kommen aber auch physische in Rechnung. Ich hätte ohne Sie den letzten Winter viel weniger gut gegessen, liebe Sophie. Sie waren mir auch eine sehr sorgfältige Hauswirtin, und Ihre Freundschaft ist bei mir als Speis und Trank in Fleisch und Blut übergegangen. Ich bin prosaisch genug, einzugestehen, daß dieses meine Anhänglichkeit noch vermehrt hat. Leben Sie wohl, grüßen und küssen Sie mir Ihre lieben Kinder.

Niembsch.

21. Stuttgart, 25. Mai 1838.

Lieber Freund!

Dein Stück wird erst in der zweiten Hälfte Juni gegeben werden. Dennoch war die große Eile, womit ich meine Reise in vier Tagen gemacht, nicht überflüssig, denn eben noch konnte ich die Ausgebung der Rollen verhüten und dadurch einer Konfusion und Irrewerdung zuvorkommen, in welche der hiesige Theaterintendant durch nachträgliche Veränderungen am Stücke hineingeraten würde, wie mir Herr Moritz bemerkt hat. Mein erster Gang war zu Moritz, der, seit kurzem durch den ausdrücklichen Willen des Königs Regisseur geworden, einen entscheidenden Einfluß aufs hiesige Theater übt. Dieser sprach mit vieler Liebe über Dein Trauerspiel überhaupt und besonders über die Rolle Kaprels, die er selbst geben wird. Der Tag der Aufführung wurde bis jetzt noch nicht festgesetzt; die bestimmte Angabe desselben war nur eine Antizipation von Graf Alexander in seiner voreiligen Herzensfreude. Er hat sich Deiner Sache mit schöner Wärme angenommen und äußert eine besondere Neigung für Dich. Er hat mich besucht, und als von Dir die Rede war, gesagt: „Der Mann hat mir einmal in Penzing einen so freundlichen Blick zugeworfen, daß ich ihm's nicht vergessen kann.“ Das muß im Garten Christalniggs gewesen sein. So kann sich ein Blick rentieren, lieber Alter!

Nun wird also Dein Stück in der neuen Gestaltung schleunig und zwar nach meinem Anerbieten auf Deine Kosten noch einmal abgeschrieben und dann mit der Rollenverteilung geeilt werden. Ich habe es so bestimmt, damit der Intendant von den Abänderungen gar nichts erfährt, bis das Stück wirklich gegeben wird. Du kannst darauf rechnen, daß ich alles für Deine Sache Förderliche angelegentlich betreiben werde; auch werde ich es Dir an Mitteilungen über den Fortgang derselben nicht fehlen lassen.

Ich befinde mich nach meiner etwas forcierten Reise noch immer in großer Abgespanntheit, kann auch ein gewisses Sausen in meinem zu anhaltend geschüttelten Kopfe nicht los werden.

Zudem haben sich meine Zahnschmerzen wieder eingestellt. Doch das alles wird bald vorüber sein und wäre vielleicht auch da, wenn ich mich weniger angestrengt hätte. Hatte ich doch an ähnlichen Übeln den letzten Winter auch in Wien zu leiden, wo mein Leben nichts weniger als ein bewegtes und geschütteltes war.

Von meinen hiesigen Freunden habe ich bisher außer den Hartmann-Reinbeckschen nur die beiden Pfizer, Carl Mayer und, wie gesagt, Alexandern gesprochen; Lieshing nicht zu vergessen. Gestern wohnte ich einer Aufführung des Oratoriums „Paulus“ von Mendelssohn bei, machte mich aber nach dem ersten Teile desselben davon wegen meines Sausekopfs. Diese Musik hat im einzelnen große Schönheiten, schien mir aber im ganzen sich zu eng zu bewegen in den hergebrachten Schranken Hendels. Vielleicht ist die Zeit der Oratorien überhaupt vorbei; vorbei die Zeit, wo die Kunst unmittelbar und direkt sich zum Himmel aufschwang. Wir müssen vielleicht erst durch die Leidenschaft hindurchgetrieben und von Affekten verwundet werden, eh wir um einen Balsam beim Himmel anfragen. Diesen Weg führt uns Beethoven, in welchem wir das Höchste der neuern Kunst zu verehren haben, wie ich meine; im Gegensatz unserer neuen Romantiker. Diese penetrieren das Herz entweder gar nicht, sondern tribulieren und betäuben es nur mit einem nervösen Gepolter von außen her; oder sie verletzen es und lassen es im Stiche, wann seine Wunde am weitesten klafft; oder sie stoßen es dann hinab in das Sumpf- und Schlammbad einer trivialen Sentimentalität, daß es dort sich sänftige und erleichtere.

Alexander, der Dich herzlich grüßen läßt, befindet sich über alle Erwartung wohl. Er denkt den nächsten Winter in Wien zu verleben.

Schicke mir Dein Lustspiel baldigstmöglich mit dem Postwagen; vielleicht, daß wir es noch vor der Ferialschließung des Theaters, die zu Ende Juni geschehen soll, hier zur Aufführung bringen werden. Es hat sich bereits über dein Stück günstige Erwartung im hiesigen Publikum verbreitet.

Sei versichert, lieber Freund, daß mich die gegenwärtige Gelegenheit, Dir etwas Angenehmes zu bereiten, wahrhaft beglückt, und daß ich dieselbe mit freudigem Eifer benützen werde, derjenigen Verpflichtung nachzukommen, welche mir Deine große Güte und Freundschaft seit lange auferlegt.

Grüße mir das liebe Kleylesche Haus schönstens, wie auch Christalnigg und Lebzeltern, Mikschik und andere Freunde.

Mit Cotta hab' ich noch nicht gesprochen. Ich will nun daran gehn, mein Manuskript neuerer Gedichte zu ordnen für den Druck im nächsten Herbste.

Sei so gut, die beigelegten Gedichte Herrn Schumacher für seinen österreichischen Musenalmanach zu übergeben mit meinem Gruße.

Vale!

Dein Niembsch.

22. Stuttgart, 2. Juni 1838.

Lieber Freund!

Wahrscheinlich, während ich dir jetzt schreibe, wird von deinem Stücke die Leseprobe gehalten. Über den Erfolg derselben soll mein nächster Brief Dich benachrichtigen; den gegenwärtigen muß ich an dich abschicken, bevor ich selbst Nachricht darüber habe, weil ich auf einige Tage verreise und in Gomaringen, bei Schwab, nicht wohl zum Briefschreiben werde kommen können, was auch dort, wo keine Post ist, ganz unnütz wäre. Deine Sache wird feurig betrieben. — Neulich war ich bei Uhland und fand ihn in liebevoller und sehr mitteilender Stimmung. Wir sprachen viel über die gegenwärtigen Zu- und Übelstände der deutschen Literatur, wobei Uhland unter anderm sagte, es sei der Anblick des jungen Deutschlands ein betrübender überhaupt, und traurig werde man besonders dadurch gestimmt, wenn man sehen müsse, wie so junge Menschen bereits alle Kraft verloren haben, sich an irgend was Lebendigem zu freuen und mit Liebe zu hängen. Ich bemerkte dagegen, daß solche Erscheinung allerdings ein gewisses Mitleid mit den verirrten, immer mehr verarmenden

Persönlichkeiten dieser Leute erwecken könne; daß aber gerade die Jugend derselben einen baldigen Ablauf der negierenden Literatur erwarten lasse, indem der junge Negant durch seine ungestüme Hitze getrieben werde, sogleich und vorweg das Äußerste zu negieren, und daher mit seinem Negieren bald und viel eher fertig werden müsse als ein älterer, mit seinen Negationen allmählig und erst dadurch gefährlich ins Leben hineinfressender, zerstörender Geist. Ich habe den seltsamen Gedanken, „Schäfers Klagelied" von Goethe dir zu deinem Spaß zu travestieren.

Dichters Klagelied über das junge Deutschland.

Da droben auf jenem Berge,
Da steh' ich tausendmal
An meinem Stabe gebogen
Und schaue hinab ins Tal;

Folg' meiner Gedankenherde,
Mein Herz bewahret mir sie;
Die Kunst ist herabgekommen,
Und weiß wohl selber nicht wie.

Da stehet von schönen Blumen
Die ganze Wiese so voll,
Ich breche sie, ohne zu wissen,
Wem ich sie geben soll.

Und Regen, Sturm und Gewitter
Verpass' ich unter dem Baum;
Die Türe dort bleibt verschlossen,
Und alles ist leider ein Traum.

Es stehet ein Regenbogen
Wohl über jenem Haus;
Poesie ist weggezogen,
Und weit in das Land hinaus;

Hinaus in das Land und weiter,
Vielleicht gar über die See.
Vorüber, ihr Schweine, vorüber!
Dem Dichter ist gar so weh.

Ich will den Spaß Uhland auch mitteilen, um wieder einmal sein absonderliches Lachen zu hören, in welchem bei solchen Gelegenheiten Malice und Gutmütigkeit sich auf eine sehr ergötzliche Weise um den Akzent streiten.

Noch hab' ich dir nichts von der Geschichte meiner Reise gegeben. In Östreich hatt' ich nichts Merkwürdiges als den Kondukteur, neben dem ich im Kabriolett saß und der beständig von Tabak sprach, roch und überhaupt ganz davon eingenommen war. Der herrschende Gedanke und Wunsch seines Lebens schien zu sein, daß doch endlich das Monopol dieses Krautes aufhören und dessen Anbau freigegeben werden möchte, damit er ein wohlfeileres Rauchen und die schöne Hoffnung hätte, dermaleinst auf einem Tabakfelde begraben zu liegen. — In Bayern widerfuhr mir, als einzige Denkwürdigkeit, daß man mir dort einmal in der Suppe zwei verschiedenfarbige Knödel aufsetzte: ein weißes und ein schwarzes. Das schwarze, verdächtigen Ansehens und Anfühlens, ließ ich liegen. Mein Appetit war dahin. In dieser Kirche schien mir eine bedenkliche Verschiedenheit der Meinungen zu herrschen; die Knödelballotage hatte mich stutzig gemacht. Die schwarze Ballote war steinhart und durchaus verdächtig. — In Schwaben empfing mich der Frühling mit seiner vollsten Blüte. Der Weg von Geißlingen nach Göppingen hinab war eine eigentliche Blütenstraße. Nirgends ist vielleicht der Frühling den Reisenden so hold wie in Württemberg, wo die Landstraßen ihrer ganzen Länge nach mit Obstbäumen bepflanzt sind. Ich wandte mich beständig, links und rechts blickend, um keinen dieser blühenden Schwaben zu versäumen. Leider, und bitter kontrastierend, wandelten unter diesen blühenden Schwaben hier und dort Schwäbinnen, in welchen die Häßlichkeit zu blühen und ihren Frühling zu zelebrieren schien. Weibsleute begegneten mir, in fluchwürdigen Anzügen, vierschrötige Gestalten, gewaltige Knochenbauten, mit Füßen so groß, als hätten sie, wohin sie traten, gleich ein Stück Grund und Boden mit sich getragen; mit Gesichtern so garstig, daß sie mich erschreckten als wandernde Pasquilltafeln für die schöne Erde. Doch ferne von mir sei die

Behauptung, als sei das weibliche Geschlecht in Württemberg überhaupt in ästhetischer Hinsicht verunglückt; denn bald sollte ich über die ländlichen Kränkungen meines Auges getröstet werden durch den Anblick mancher hübschen Städterin. — Hier finde ich einen passenden Übergang von den Schwaben und Schwäbinnen in Württemberg zu den Schaben und Schäbinnen in der Johannisgasse. Zerstreuterweise habe ich den Schlüssel meines Kleiderschrankes, dessen Inhalt von Zeit zu Zeit reinigen zu lassen ich Dich gebeten, mitgenommen. Doch sagte mir Emilie, daß ich unbesorgt sein könne vor einer Invasion genannter Insekten, indem dieselben nicht leicht ihr Lager zu verlassen und in geschlossene, zumal tabakdurchstunkene Räume zu dringen pflegen. Auch sagte mir Emilie, wie nach Beobachtungen ihrer seligen Mutter diese Insekten erst in neuester Zeit überhandgenommen hätten; früher hätte man Wollenzeuge, Teppiche u. dgl. lange ungelüftet lassen können ohne Schabengefahr. Wenn das richtig ist, so ist es auch merkwürdig, nämlich als ein Beleg dafür, daß der unsre Zeit charakterisierende Zerstörungstrieb sich nicht nur in stets häufiger vorkommenden Krebs- und andern zersetzenden Krankheiten ausspreche, sondern auch in der Multiplikation zerstörender Tiergattungen. Dann wären unsre Schaben vielleicht eine Wiederholung des jungen Deutschlands in einer niedrern Sphäre tierischer Gestalten; und nicht uninteressant wäre das Experiment, die Motten in deine Bibliothek einzusiedeln, um zu versuchen, ob sie nicht aus dunkler Sympathie, wenn bereits alles Übrige angefressen wäre, die Schriften des jungen Deutschlands unberührt lassen würden; doch glaube ich, sie würden es nicht, wenn ich bedenke, daß Gutzkow und Mundt sich in die Haare gefallen sind.

Lebe wohl, grüße die Freunde, schreibe bald

Deinem Niembsch.

23. Stuttgart, 4. Juni 1838.

Teure Freundin!

Um zwei Tage später als an Max schreibe ich Gegenwärtiges. Ich bitte diesen Brief nur als ein Interimszettlein zu betrachten, welches in unsrer Briefzeitrechnung gar nicht zählen soll. Morgen oder übermorgen muß ich in Angelegenheit unseres Trauerspiels ohnedies an Max schreiben, und dann will ich auch ausführlich an Sie schreiben, liebe Sophie. Die Aufführbarkeit eines Stückes ist eine schwierige Sache, wobei es tausenderlei zu bedenken gibt. Alexander, Moritz und ich haben mehre Beratungen darüber gehalten, deren Inhalt und Resultat ich, wie gesagt, morgen oder übermorgen schreiben will. Die Aufführung steht unwiderruflich fest; doch sind einige unwesentliche Abänderungen am Stück durch die Rücksichten der Darstellbarkeit geboten. Das Stück könnte unser eignes sein, und wir könnten uns desselben nicht eifriger annehmen. Dies sagte heut morgen Alexander zu mir, und ich bin so selbstherausputzend, daß ich es wieder sage. — Wie geht es denn mein liebes, gutes Sopherl? mit Ihrer teuren Gesundheit? den Reiseplänen? den vortrefflichen Kindern? den Briefen, die Sie mir schreiben werden und, wie ich hoffe, zum Teil schon geschrieben haben? Ich freue mich sehr auf Nachrichten von Euch; mich freut es, daß ich Euch so lieb habe und mein Leben so an Eures geheftet. Dadurch hat mein Leben eine gewisse wohltätige Positivität und wenigstens den Anstrich einer gewissen Heimatlichkeit bekommen, deren Mangel ich früher oft gar so bitter empfand. Betrachten Sie diese Heimatlichkeit meines Lebens als Ihr viertes Kind, teure Freundin! — Mein stilles Leben in Stuttgart muß mir dazu dienen, poetische Entwürfe auszudenken, meine Zukunft auszuhecken, indem ich die Fundamente meiner poetischen Arbeiten tiefer zu graben suche. Es muß noch viel, sehr viel geschehen. Alles Bisherige sind nur Vorfragmente, wenn ich noch mit meiner Kraft dahinaus dringen kann, wo mir ein Lichtlein winkt. Kann ich es nicht, so hab' ich das Große wenigstens gedacht, wenigstens geträumt. — Ich

muß schließen, denn der Schluß der Post ist nah, das Posthaus aber weit von meiner Wohnung. Tausend freundliche, dankbare Grüße Ihren lieben Eltern und Geschwistern.

Auf Wiederschreiben! lebt wohl!

Ihr Niembsch.

24. Stuttgart, den 6. Juni 1838.

Liebe Sophie!

Daß ich Sie überschätze, ist nicht wahr; wohl aber ist es klar, daß Sie mich überschätzen mit den großen Prädikaten in Ihrem lieben Briefe; doch ich nehme das hin; auch harmlose Täuschungen sind mir willkommen, wenn sie mich Ihnen werter machen. Schönen Dank also dafür und für die sorgfältige Diätetik. Noch durfte mir die Melancholie nicht über dem Kopfe zusammenschlagen, denn ich brauche denselben zu allerlei nützlichen Dingen; manchmal aber greift sie schon ein wenig herauf, das läßt sie sich nicht nehmen, ich habe das launige Ding zu sehr verwöhnt. Es fehlt mir nicht an angenehmen Zerstreuungen. Ich war einmal bei Madame Heinrich, Klaviervirtuosin, und ließ mir von Chopin und Beethoven vorspielen. Sie spielte herrlich. Dann besuchte ich Fräulein Zumsteeg, welche einige meiner Schilflieder in Musik gesetzt hat, und ließ mir diese vorsingen. Die Komposition ist ausgezeichnet. Gestern war Paul Pfizer zwei Stunden lang bei mir und erfreute mich mit geistvollem Gespräche. Auch meine Bemühungen um Maxens öffentliches Auftreten erhalten mich in einer wohltätigen Agilität. Wenn ich dann allein in meinem Kämmerlein sitze, werden mancherlei Denkprobleme vorgenommen; z. B. die Frage: Warum balsamierten die Ägypter ihre Leichen zu Mumien? Bekanntlich erklärt man dieses durch den ägyptischen Glauben, daß die Seele so lange in der Nähe ihres Leibes hafte, als der Typus desselben erhalten bleibe; allein mich dünkt, diese Erklärung ist nur eine exoterische, d. h. äußerliche, für die uneingeweihte Menge berechnete. Die innerliche, essentielle Erklärung solcher Institutionen, die esoterische, war als ein Geheimnis nur den

Eingeweihten zugänglich und ist gewöhnlich verloren gegangen. Ich habe darüber einen Gedanken, der nicht übel ist, und es sollte mich freuen, wenn ich ihn zuerst gefaßt hätte in einer poetischen Divination. Wie, wenn die Ägypter bei ihrem Glauben an eine Seelenwanderung in der Entstehung von Leicheninsekten eine Gefahr für die Seele erblickt hätten, sie möchte in solches Geschmeiß hineinfahren? wollten sie nicht durch das Einbalsamieren des Leichnams der Seele den Rückweg in niedrige Tiergestalten abschneiden, die Seele dadurch vorwärts und aufwärts bugsieren? — Doch welche äußerste Verirrung meines Geschmacks, eine schöne junge Frau mit Mumien und Grabwürmern zu unterhalten?! Sehen Sie, liebe Sophie, das ist schon einer der kuriosen Briefe, womit ich Ihnen in meinem letzten gedroht habe. Das ist ärger als ein kunstkennerischer, blumenmalereibesprechender. Holen Sie Atem von diesem fürchterlichen Worte, und machen Sie sich gefaßt, noch eine andre, nicht weniger kuriose Passage zu ertragen.

Gestern klagte Emilie über ihre Kinderlosigkeit und über ihr ganzes Dasein als ein darum verlornes. Ich tröstete, so gut ich konnte, die arme Frau, indem ich ihr entgegenhielt, daß die Mutterschaft allerdings höchst wünschenswert sei, aber nicht unerläßlich. Wenn das Weib auch nur in sich selbst, als einem einzigen Exemplar, das Bild einer trefflichen, durchaus achtungswürdigen Weiblichkeit darstellt, so ist ihr Dasein kein verlornes. Wir Individuen dürfen uns nicht als bloße Kanäle der Gattung betrachten, sondern als Wesen, die auch um ihrer selbst willen leben. Dann wären ja unsre Nachkommen auch nur solche Kanäle und bloße Mittel für fernere Mittel, und so in infinitum. Wer aber wäre denn Zweck? Niemand Persönliches, die Gattung, ein Abstraktum. Unsinn! Und doch muß ich mir eingestehen, daß eine gewisse Kanalwirtschaft nicht nur in der Körperwelt, sondern sogar in der geistigen sich nicht leugnen läßt. Wie oft wurde schon der einzelne Mensch von höherer Macht zum Organ und Träger einer Idee auserwählt und, nachdem er seine Sendung erfüllt hatte, fallen gelassen! fallen gelassen nicht bloß in äußeres Unglück,

was als Martyrtum mit der Mission noch immer in Einklang zu bringen wäre, sondern auch in inneres Unglück: Zusammenbruch der Gesinnung, wie die Form verworfen wird, wenn der Kern heraus ist. Traurige Kolportage! aber die Geschichte weiß davon zu erzählen, und die tägliche Erfahrung. Da haben Sie wieder Ihren Melancholiker, liebe Sophie! der, die Leute trösten wollend, selbst auf weit trostlosere Dinge kommt als jene sind, woran seine Trostbedürftigen laborieren. —

Es ist herzerfreuend für mich, daß Sie auf Ihre unberechenbar teure Gesundheit nun endlich doch einmal eine aufrichtige Sorgfalt verwenden wollen. Lassen Sie ja nicht mehr davon ab. Von ganzem Herzen wünsche ich Ihnen das schönste Wetter in Ihre Seele, wie ich es Ihnen an den Ischler Himmel wünsche. Es ist für mich schon eine gute Vorbedeutung, daß Ihnen Ihre Wohnung in Ischl so zu Wunsche steht. Sie freuen sich darum schon dahin, und jede Freude ist Ihnen gesund. Möchte doch das Salzbad ahnen, mit welchen Wünschen wir Sie dahin reisen sehen, und seine ganze Heilkraft zusammennehmen! Ich hoffe das Beste. — Was meine Eßlust betrifft, um welche Sie anfragen, so ist es damit nicht so übel; mir schmeckt es gut, wenn ich gleich nicht viel esse.

Wir haben hier sehr veränderliches Wetter, viel Gewitter. Nie habe ich so viele Nachtigallen beisammen gehört wie diesmal im hiesigen Schloßgarten. Zu hunderten singen sie aus allen Büschen; ich lausche ihnen oft und lasse mich vom strömenden Wohlklang in weite Träumereien entführen. Die Nachtigall ist ein profundes Geschöpf, ein singendes Mysterium. Leider aber wird diese Frühlingsmystik nun bald vorüber sein. Im Sommer ist dann die Luft wieder mistdick in Stuttgart; ich aber werde sie dann mit der Ischler Gebirgsluft vertauschen.

Also der Artur denkt an mich, das liebe Bürschlein. Ich küsse ihn auf beide Vollbacken; auch die flatternde Zoe küsse ich, und den gewichtigen, schnurgraden Ernst. Bringen Sie mich

Ihren Eltern in Erinnerung. Daß Ihr Vater in einem Briefe meiner ausdrücklich gedachte, freut mich sehr. An Ihre Schwestern, Schwägerin und Brüder meine ausgesuchtesten Grüße. Ich habe, wie Fritzen, den ich schon früher näher kannte, auch Carl sehr liebgewonnen bei meinem letzten Zusammensein mit ihm. Er ist ein sehr wahrer, klarer, willenskräftiger Mensch, von bedeutenden Geistesgaben. Ich habe ihn auch wärmer gefunden, als er gewöhnlich dafür gehalten wird, als ich selbst ihn früher geglaubt hatte. Er gibt eben sein Herz nicht jedem Esel hin, daß er seine Hände dran lege und sich dran wärme, wie an einem Wirtshausofen. Und da hat er recht, zumal in seiner praktischen Position, wo Kordialitäten leicht mißbraucht werden von Bestialitäten. Zum Schluß noch ein kleines Gedicht.

Einem Greis.

Das Haar schneeweiß,
Die Wangen so hohl,
Bald, bald Lebwohl,
Und noch die Stirne so heiß?

Dein Schifflein stoßt
Schon ins Meer. Zum Land
Streckst du die Hand,
Noch überhangend, um Trost;

Um Trost und Genuß,
Um Hab' und Halt,
Und bist schon so alt:
„O daß man sterben muß!"

Zieh' ein die Hand!
Den Blick hinaus!
Ins Meer! nach Haus!
Denk' an den ewigen Strand!

Nicht scheide so schwer;
Wenn du rückverlangst
Und überhangst,
So sinkst du hinab ins Meer.

Grüßen Sie mir die Christallniggschen aufs schönste, die mir so freundlich gesinnten! — Nun leben Sie wohl, meine teure Sophie, sein Sie unverdrossen und ehrlich in der Pflege Ihrer Gesundheit!

Ihr Niembsch.

25. (Stuttgart, 7. Juni 1838.)

Geliebter Freund!

Die Leseprobe ist gut ausgefallen, sie zeigte, daß die Schauspieler an ihren Rollen viele Freude haben. Die fremden Namen machten den Leuten zu schaffen, und lustig-ärgerlich mag es gewesen sein, statt Astiandschi bald Anistaschi zu hören, bald Asand-tischi, bald Aas-i-schind-ti u. dgl. Der Abschreiber hatte überall Kapwel statt Kaprel gelesen und geschrieben; auch Moritz sprach mir immer von Kapwel, bis ich ihn ernstlich zurechtwies. Für die Ausstattung des Stückes geschieht alles, soweit die Mittel des hiesigen Theaters reichen. Moritz ist ein vortrefflicher Regisseur; er hat viel Erfahrung, Geschmack, Lust und Liebe. — Einige kleine Abänderungen erschienen Alexandern und mir notwendig, als Moritz uns das Stück vorlas. Ich kann dir dieselben jetzt nicht angeben, da ich dein Manuskript nicht zur Hand habe. Wir berieten uns mit Moritz darüber, dem auch einiges aufgefallen war als untunlich auf der Bühne. Nachdem wir sämtlich darüber einig waren, führte ich das gemeinsam Beschlossene aus. Es sind uur hier und dort ein paar Worte gestrichen oder zugesetzt worden. Dies in Betreff des Textes. Der Hauptanstoß lag aber in der letzten Szenierung. Alexia und Boccanero stecken im Loch; Kaprel steht froh am Ziel seiner Rache. Da kommt Johannes, hält seine Strafrede an Kaprel, Alexia hört ihn, ruft ihn um Hilfe an. Gut. Johannes wird hierauf immer heftiger, verflucht seinen Sohn, treibt die Knechte hinaus. Während alles dessen geben die Eingemauerten gar kein Zeichen, daß sie heraus wollen oder überhaupt noch leben. Erstes Bedenken. Die Knechte, dem Johannes gehorchend, entfernen sich, Kaprel und Johannes sprechen

weiter. Auch jetzt geschieht von den Gefangenen noch immer kein Versuch herauszukommen. Soll dies wahrscheinlich sein, so muß die Maueröffnung bereits fast ganz zugemauert sein. Dann aber wird Johannes, der sich in einer frühern Szene selbst als alt und schwach bezeichnet hat, die Steine nicht so schnell hinwegräumen können, als notwendig ist, damit das Publikum nicht ungeduldig werde. Auch darf sich Johannes nicht viel mit der Maurerei befassen, weil der diese Rolle gebende Schauspieler gerade Maurer heißt. Das Publikum bemerkt dergleichen und wird dadurch zerstreut. Wäre aber die Zumauerung noch nicht so weit gediehen, so würden die Eingesperrten entweder heraustreten, nachdem sich die Knechte entfernt hätten, oder dies wenigstens versuchen müssen, nach den Rücksichten der Wahrscheinlichkeit. Beides würde die Szene zwischen Vater und Sohn zerstören, darf also nicht geschehen. Mithin bleibt es dabei, daß die Öffnung bereits weit hinauf zugemauert ist. Das ist das zweite und Hauptbedenken. Wir zerbrachen uns die Köpfe. Die abenteuerlichsten Vorschläge wurden gemacht. Alexander meinte, man solle das Loch unterirdisch machen, Kaprel würde eine Leiter hinablegen und sie, nachdem Alexia und Boccanero hinabgestiegen, wieder heraufziehen; der rettende Johannes würde dann die Leiter nur wieder hinabzureichen brauchen. Allein diese Rauchfangkehrerspekulation ließe gar übel, sowie das Heraufkraxeln der Geretteten. Endlich fiel mir ein Ausweg ein, der die Zustimmung meiner beiden Mitkonsulenten erhielt. Wir lassen die Knechte da. Nachdem Johannes ihre Arbeit sistiert hat, stellen sie sich vor die noch nicht völlig geschlossene Öffnung. Daß sie dem Johannes gehorchen, kann nicht unwahrscheinlich gefunden werden, denn dieser muß ja als Vater und Richter furchtbar imposant auftreten. Der Eindruck seiner gewaltigen Erscheinung wird vielmehr durch den verblüfften Gehorsam der Knechte noch erhöht. Nachdem Johannes seinen Sohn getötet, befiehlt er den Knechten, das Gemauerte einzureißen. Dies kann von vielen Händen dann so prompt geschehen, als es nötig ist. Freilich muß dann die Stelle

wegfallen, wie Johannes dem Kaprel sagt: Niemand erfahre, wie du geendet, einsam sollst du sterben usw. Diese Stelle müßte jedoch auch sonst wegfallen, denn Johannes weiß, während er sie spricht, noch nicht, daß Alexia sich entleiben werde, er weiß auch nicht, ob Boccanero im Kampf seinen Tod finden werde. Beide aber waren Zeugen des väterlichen Gerichtes, dessen Verschwiegenbleiben mithin Johannes nicht voraus behaupten kann. Dem ersten Bedenken wird dadurch begegnet, daß Alexia noch einmal um Hilfe ruft. — Schreibe mir auf der Stelle, lieber Freund, ob du damit zufrieden bist oder einen bessern Ausweg weißt. Das Stück soll ohngefähr den 25. d. M. gegeben werden. — Es freut mich sehr, daß Du Deinen Wunsch, zu Nell zu kommen, erreicht hast. Schicke mir auch Deine neuen Gedichte. Ich freue mich auf Arturs Bild. Der Bube ist doch sehr hübsch; und da die Natur an seiner Ausstattung nichts gespart hat, darfst Du auch nichts sparen, wenn es gilt, seine liebe Kindesgestalt von Meisterhand aufbewahren zu lassen. Die Notiz von Schwarzens Verschönerung muß ich mit dem bekannten Schwarzischen Sprüchlein bewillkommnen: da kann man nur gratulieren!!! — Daß ich mit Madame Eichthal zusammengetroffen, hab' ich Dir, als mir wenig merkwürdig, nicht geschrieben. Weil sie mir nie gefallen, grüßte ich sie auch in Schörding nicht, wo ich sie beim Frühstück traf, und das scheint sie mir übelgenommen zu haben. M. Eichthal tat meiner Reisegefährtin unrecht, sie zweideutig aussehend zu nennen. Es war eine sehr anständige Frau, mit der ich übrigens nicht Kurzweil, sondern Langweil getrieben habe. Es ist nicht fein von M. Eichthal, daß sie eine Kennerin des Zweideutigen zu sein prätendiert, und daß sie sich auf diese Kennerschaft in Beurteilung meiner Reisegesellschaft mehr verlassen hat als auf mein Schicklichkeitsgefühl oder wenigstens meine Klugheit, die mir nicht erlauben würden, vor einer zahlreichen Gesellschaft mich mit einer verdächtigen Weibsperson in ein Gespräch einzulassen, zumal in Gegenwart einer Frau, die mich kennt. Auch habe ich meiner Reisegefährtin kein beschriebenes Papier heimlich zugesteckt, sondern ihr öffentlich, auf dem Tische, um

welchen die ganze frühstückende Gesellschaft herumsaß, meinen Namen Nicolaus Lenau auf einen Zettel geschrieben. Sie hatte das verlangt zum Andenken an ihr Zusammenreisen mit mir, wodurch sie, wie sie sagte, sich höchst geehrt und beglückt fühlte. Sie kennt die meisten literarischen Notabilitäten, ist sehr gebildet, sprach mit Begeisterung von meinen Gedichten, und ich gab mich ihr zu erkennen. Dieses und Ähnliches ist mir schon öfters begegnet, und ich hätte nicht davon gesprochen, wenn nicht die schwarze Wildgans verleumderisch darüber geschnattert hätte.

Lebewohl, mein teurer Freund!

Herzlich der Deinige.

Niembsch.

26. Stuttgart, 21. Juni 1838.

Liebe Sofie!

„Guten Abend“ mit dem hellen A war Ihnen einmal ein Zeichen meiner fremden Stimmung; Sofie mit dem f statt ph ist heute mir selbst ein Zeichen meiner argen Verdrüßlichkeit. Der Teufel hole meine Nerven! vielmehr er hat sie schon geholt und spannt sie manchmal über seine Geige und spielt mir gräßliche Weisen drauf. Die Luft verdickt sich hier schon wieder so sommerlich schwül, so matt und platt, daß ich nächstens aufbrechen werde, sobald nämlich Kaprel und Astiandschi mich reisen lassen. Noch hab' ich nicht darüber entschieden, ob ich den gewohnten, von mir schon so oft abgeleierten Weg über München machen werde oder einen neuen über den Bodensee und Tirol. — Mir schwindelt, wenn ich an die Unruhe denke, mit der Sie vor Ihrer Abreise herumgeflattert sein mögen, wie eine Schwalbe vor einem Gewitter. Gottlob, jetzt sind Sie doch schon in Ischl, und ich erwarte die Nachricht von Ihrer glücklichen Reise mit Ungeduld. Ich bitte, mir sogleich nach Empfang meines Briefes zu schreiben, damit Ihr Brief mich noch hier treffe. Die Geschichte von Zoe, wie sie an mein Bild anstieß und was sie dabei sagte, ist allerliebst. Und der liebe Artur! Ich hoffe, er

wird in den wenigen Monaten seines Alpenlebens aus seiner Schönheit nicht hinausgedeihen, sondern noch mehr in sie hinein, so daß Amerling seine Freude haben wird an dem frischen und verschönernden Anhauch der Gebirgsluft in den lieben Zügen dieses Kindes. Mein Geschäft mit Cotta ist noch nicht zustande, weil er wieder verreist war. Doch in diesen Tagen kommt alles ins reine. Ihre Gedichte bringe ich mit. Einiges Neue hab' ich hinzugedichtet: Tränenpflege; An Natalie, die das Grab meines Jugendfreundes besuchende; einen zweiten Teil meines Geiers; eine kleine Tirolerromanze; — von den polemischen Gedichten sind vier im Morgenblatt erschienen, nämlich: Die Poesie und ihre Störer; dann: Kompetenz (wo die lahmen Krüppelwichte vorkommen) und noch zwei kleinere. — Mit meiner Gesundheit steht's gut. Sie werden in diesem Brief eine gewisse Hast bemerkt haben. Ich mußte eilen, um ihn noch heute auf die Post zu bringen. Diese halbe Stunde war die einzige Zeit, welche ich heute meinen Besuchen, aktiven und passiven, abgewinnen konnte zu einem Briefe an Sie, teure Sophie! Leben Sie wohl, ich verwende in diesem Augenblicke meine ganze Seele darauf, Ihren Aufenthalt in Ischl zu segnen. Sein Sie recht vergnügt! Grüßen Sie mir Ihre Kinder und Ihre begleitende Schwester herzlich.

Ihr Niembsch.

27. Stuttgart, 21. Juni 1838.

Lieber Max!

Noch nicht! erst den 27.! Lutzer und Pauli sind mit ihren Gastspielen zwischenherein gefahren. Aber den 27. gewiß, sagte mir heute Moritz. — Alexander und Moritz haben, was ich Dir zu schreiben vergaß, das Stück in der neuen Bearbeitung viel besser gefunden, in theoretischer sowohl als praktischer Beziehung. Wer sollte auch nicht? — Euer Erstaunen über meine paar Briefe beschämt mich ordentlich und läßt mich in einen Abgrund von Kreditlosigkeit schauen, in welchen ich bei meinen Freunden

gesunken bin, in puncto der Briefschreiberei. Was aber die humoristische Färbung meiner Briefe betrifft, lieber Alter, so ist's damit schon wieder aus. Gestern abend packte mich wieder einmal meine alte Hypochondrie mit vollster Gewalt. Ohne eigentliche Veranlassung kommt das so plötzlich, daß ich es nicht besser bezeichnen kann, als indem ich sage: plötzlich hat mich wieder der traurige Wind angeweht. Ich mag Dich gar nicht belästigen mit Aufzählung all der schwarzsichtigen Betrachtungen und Empfindungen, die bei solchen Paroxysmen über mich hereinbrechen. Ich hätte gerne eine bessere Stimmung abgewartet, um Dir zu schreiben; allein ich kann mir denken, daß Du schon mit einiger Ungeduld auf Nachricht wartest in diesen kritischen Tagen, die Dir entweder wie Lorbeerwälder rauschen oder wie Schlangen zischen. Ich werde mit Reinbeck zusammen in die entscheidende Theatervorstellung gehen und Dir auf der Stelle den treulichsten Bericht abstatten.

Alexander war sehr erfreut über die ihn betreffende und ihm von mir mitgeteilte Stelle Deines Briefes. Er grüßt Dich aufs herzlichste. Rosaliens Reise ist sehr vernünftig. Sie soll sich einmal ausatmen von der ängstlich beklemmenden Nähe unwillkommener Herzensbestürmer. Sie muß sich selbst wiederfinden, damit sie für die andern nicht verloren sei. Noch aber hat sie sich selbst nicht und es kommt mir vor, als hätte das geängstigte Mädchen in ihrer bangen Unruh ihr Herz irgendwo versteckt und wisse nun selbst nicht, wo?

Lebwohl, teurer Freund! auf baldiges frohes Wiedersehen!

Dein Niembsch.

28. Nach Ischl. (Stuttgart, 21. Juni 1838.)

Tränenpflege.

Ach, Freundin, ich habe dich gestört
In deinem verborgnen Weinen;
Nun hast du zu weinen aufgehört,
Und ruhig willst du scheinen.

Wenn deine Züge verhüllend auch
Vor deinen Schmerz sich reihen
Und ihn nicht nennt der Lippen Hauch:
Ich hör' ihn im Herzen schreien.

Pfleg deinen Schmerz mit Tränen lind
Als eine weinende Aja;
Einschläfre ihn, als wie ihr Kind
Die Mutter im Himalaya.

Sie legt das Kind im Schattengestein
Dem Tropfbach unter, vertrauend;
Die leisen Tropfen schläfern es ein,
Ihm auf die Wangen tauend.

29. (Stuttgart,) 29. Juni 1838.

Teurer Freund!

Die verhängnisvollen Stunden sind vorüber. Ich ging mit unserm Freund Alexander und etwas bangem Herzen um 6 Uhr ins Theater. Wir fanden das Haus mittelmäßig besucht, was der ungünstigen Jahrszeit und dem Umstande zugeschrieben werden muß, daß die Aufführung Deines Stückes zwischen zwei Gastrollen der Lutzer fiel. Unter den Honoratissimis der Gäste erblickte ich den König, eine seiner Töchter, Gräfin Marie u. a.

Erster Akt. Die Volksszene wird schlecht gespielt. Athanasios ist miserabel, Basilio, Anselmo, Niccolo, Jussuf, Ibrahim sind lauter matte, steife Schauspieler. Doch die gute Exposition des Stückes, die hier beginnt, hebt über die Unzulänglichkeit der Darstellung hinweg. Squerciafico tritt auf. Vortrefflich. Gregoriaki auch gut bis auf seine Zahnlosigkeit, wodurch er öfter unverständlich. — Kaprel gut, in mehrern Szenen ausgezeichnet, manchmal zu heftig. — Boccanero tritt auf. Schlecht. Die Szene zwischen ihm und Squerciafico wird durch das treffliche Spiel des letztern gerettet und macht eine vortreffliche Wirkung. — Johannes Astiandschi, eine stattliche Figur von prächtig imposantem Aussehn; spielt recht gut. Das Publikum

verfolgt den ersten Akt mit erfreulicher Aufmerksamkeit; nach Beendigung desselben zeigt sich allgemeines Vergnügen über die wirklich sehr gelungene Exposition; doch da der Effekt des ersten Aktes lediglich spannend und in suspenso haltend ist, kommt es noch zu keinem Applaus.

Zweiter Akt. Squerciafico kommt zu Gregoriaki. — Gregoriaki ist wieder allein und zählt sein Gold. Zwei sehr gefällige Szenen. — Scheitan tritt auf. Niederträchtig. Zum Glück geht er bald. Diese Rolle ist aufs elendeste besetzt. — Kaprel kommt; die Wasserschau macht sich gut. Kaprel spielt ausgezeichnet. Nur schade, daß der zahnlose Gregoriaki sein Sprüchlein vermurmelt. — Johannes und Kaprel. Die Szene wird von beiden gut gegeben und wird applaudiert. — Der Schlußmonolog Kaprels gefällt sehr; Applaus. —

Dritter Akt. Alexia. M. Stubenrauch sieht sehr schön aus und spielt lobenswert. Die Szene zwischen Alexia und Boccanero geht durch das scheußliche Spiel des letztern ohne die Wirkung vorüber, welche sie sonst machen müßte. Boccanero, der steife Bengel, spricht statt in einem feinschmeichelnden, weltgeschliffenen, verliebten Tone fast in einem zankenden. — Die Szene zwischen Vater und Sohn (in Astiandschis Wohnung) gefällt sehr; Maurer wird beklatscht.

Vierter Akt. Die Volksszene wird nicht lebendig genug gespielt, doch erhält sich die Teilnahme des Publikums durch das Interessante der Handlung. — Johannes und Kaprel; sehr gute Szene. Maurer spielt vortrefflich. Applaus. —

Fünfter Akt. Mißfällt durch das peinlich Ängstliche der Einmauerung und einige grobe Fehler der Darstellung. Die Rachsucht Kaprels erscheint empörend. Die Minuten während der Einmauerung bis zum Erscheinen des rettenden Johannes dehnen sich fürchterlich, um so mehr, als auch schleppend gespielt wird. Nur Maurer könnte noch den Effekt des letzten Aktes bessern; aber er weiß das Ende seiner Rolle nicht, bleibt stecken, und das Ganze endet leider peinlich und mißbehaglich. Doch gibt das Publikum kein lautes Mißfallen zu erkennen.

Soviel ich gestern gehört, spricht man sich über das Stück im ganzen mit anerkennender Achtung aus, ungeachtet des Schicksals des letzten Aktes. Das schlechte Spiel Boccaneros, Scheitans, Athanasios' u. a. war so auffallend, daß jeder Unbefangene die Verhunzung so mancher Szene mit Verdruß wahrnehmen mußte. Moritz sagte mir, das Stück werde im Oktober wieder gegeben werden. Da wäre aber eine Milderung des letzten Aktes sehr zu empfehlen. Der Augenschein ist eine eigene, ganz unberechenbare Macht. Du kannst Dir gar nicht vorstellen, wie bang einem zumut wird, wenn die Kerle das Loch zumauern.

Hier lege ich Dir den Theaterzettel bei. Lebewohl, mein teurer Freund! grüße mir Sophie aufs herzlichste wie auch ihre Schwester und die Kinder. Meine Paßzeit werde ich nicht überschreiten.

Dein Niembsch.

Ein Besuch verhindert mich, auch an Sophie zu schreiben, und der Brief muß doch fort vor dem Schluß der Post.

---

30. (Ischl, Juli 1838.)

Lieber Freund!

Ich würde Dir in meinem letzten Briefe Uhlands Reise nach Wien angezeigt haben, wenn ich damals schon davon gewußt hätte. Uhlands Entschluß und Abreise fielen sozusagen in einen Punkt zusammen, und ich mußte mir denken, Du werdest seine Ankunft in Wien früher aus der Zeitung oder sonst erfahren, als durch einen nachträglichen Brief von mir hätte geschehen können. Jetzt kennt Ihr Euch gewiß bereits und das Beste war, daß Du Dich selbst bei ihm einführtest. Da muß jeder selbst seinen Mann stehen, und ein Mann wie Du braucht keinen Geleitschein und empfiehlt sich selbst besser, als ihn ein schlendrianistisches Empfehlungsschreiben introduziert. Sei so gut, lieber Alter, Uhland noch einmal in meinem Namen zu besuchen und dem lieben Freunde meine herzlichsten Grüße zu überbringen, nebst meiner Bitte, er möchte Dir genau sagen, wie lange er noch in Wien zu bleiben denke.

Meine Rückreise in der brutalsten Hitze, die mich je gemartert hat, war eine ununterbrochene Qual. Ich kam in der äußersten Erschöpfung in Ischl an. Sophiens Aussehen ist beruhigend, ihre Stimmung heiter und die Sorgfalt, womit sie das Bad gebraucht, rühmlich. Der liebe Artur ist seit den zwei Monaten meiner Abwesenheit sichtlich größer worden, und da ich jetzt so glücklich bin, in seiner geräuschvollen Nähe zu wohnen, so kann ich eigentlich sagen, daß ich ihn wachsen höre.

Dein Lustspiel befindet sich in Moritzens Händen, dem es sehr gefällt und ein angenehmes Anliegen sein wird, daß es auf die Bühne komme.

Auf Dein neues Trauerspiel bin ich nicht wenig begierig. Ich wünschte, ich könnte auch so rüstig fortschreiben.

Adieu, teurer Freund! Von Herzen

Dein Niembsch.

31. (Gmunden,) 16. August 1838.

Liebe Sophie!

Ich fange an, dieses Gmunden zu scheuen. Das vorige Mal traf ich Schleifers Frau krank, diesmal gar nicht mehr. Vor acht Tagen hat man sie begraben. Sie können sich denken, liebe Sophie! daß Schleifer wünschte, mich wenigstens einen Tag hier zu behalten, und daß ich dem Trauernden, dem Freund, diesen Tag nicht versagen mochte. Er ist 68 Jahr alt, und komme ich wieder einmal nach Gmunden, vielleicht tot. Man ist nicht in der Stimmung, betrübende Todesnachrichten mit philosophischer Fassung zu empfangen, wenn man sich eben von geliebten Freunden getrennt hat. Jedes solche Trennen und Scheiden, sei es auch nur auf kurze Zeit, hat eine traurige Miene, und diese Miene verfinstert sich gar sehr, wenn wir dabei gemahnt werden, wie leicht und schnell wir dahinfahren. Das Leben erscheint mir nie brutaler, als wenn es mich nötigt, um äußerer Umstände willen den Umgang mit innig befreun-

deten Herzen zu verlassen und meine vielleicht knappgezählten Tage allein zu verzetteln.

Meine Fahrt über den Traunsee war sehr rasch. Die drei Kerle arbeiteten aus allen Kräften, mich aus Eurem Anblick hinwegzurudern. Der See ward immer stiller, der Traunstein glühte auf einige Minuten auf wie eine große steinerne Rose, das glatte Wasser spiegelte das schöne Bild in voller Klarheit, die beiden Ufer schienen sich im Wasser entgegenkommen zu wollen; dann erhob sich ein Windhauch und der See hatte wieder alles vergessen. Ich aber hatte und werde nichts vergessen von den schönen Tagen, welche ich bei Euch verlebt. Ich danke Ihnen und der liebenswürdigen Johanna von ganzem Herzen dafür.

Mit dem Dichten will es nicht mehr gehn. Meine Hussaren sind auf und davon und kommen vielleicht nie wieder. Heute aß ich bei Schleifer zu Mittag. Seine Kinder in schwarzen Kleidern machten mich traurig. Wir saßen um den kleinen runden Tisch nahe zusammen, gleichsam die Lücke an demselben zu verdecken. — Morgen reise ich nach Linz und weiter. Johannens Brief habe ich hier auf die Post gegeben. Meinem Freund Löwenthal kann ich von hier aus nicht mehr schreiben, weil Schleifer meine Anwesenheit für sich anspricht.

Leben Sie wohl, teure Sophie! Ich grüße Johanna und Ihre Kinder wie auch die lieben Angekommenen herzlich.

Ihr Niembsch.

---

32. Wien, 23. August 1838.

Liebe Sophie!

Sie haben recht, daß ich das ruhige Ischl verlassen habe, um mich in eine Welt des Streites und Ärgers zu begeben. Man will mich in meiner eigenen Galle weich machen und zu einer knetbaren Masse mazerieren. Man wird aber nicht erreichen, was man will. Meinen größten Streit führe ich mit mir selbst, indem ich der Galle den Fluß nicht gestatte. Mein Savonarola hat mir die Meute an die Fersen gezogen. Kränken-

der, bitterer Welthaß hat sich bereits vor 300 Jahren an diesen Namen geheftet; untrennbar und unversöhnlich haftet er noch an demselben; indem ich ihn auf meine Leier nahm, ihn noch einmal durch die Welt zu tragen, lud ich zugleich einen kleinen, geringen Teil seines Verhängnisses auf mein Leben; und wahrlich, der Held müßte sich seines Sängers schämen, wenn sich dieser dabei ungebärdig anstellte. Was mir auch an Mißhandlungen widerfahren mag, ich will es betrachten als die Beendigung meines Gedichtes, als die letzte scharfe Feile, welche mein Geschick daran legt.

Es ist seltsam und sieht einer Fügung nicht unähnlich, daß gerade in der Zeit, wo in der Heimat die Verfolgung gegen mich losbricht, mir vom Auslande Zeichen der höchsten Liebe und Anerkennung kommen. In den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik fand ich am ersten Tag meines Hierseins eine Rezension meines Savonarola von dem ausgezeichneten Lange in Duisburg, worin diesem Buche nicht bloß eine poetische, sondern sozusagen auch eine welthistorische Bedeutung beigelegt wird, worin mein Gedicht als ein Gericht gegen den verstockten Absolutismus meines Vaterlandes und als Zukunftszeichen für diejenige Sphäre des geistigen Lebens aufgefaßt ist, in welcher es gewachsen. Das ist die höchste Ehre, die mir jemals zuteil werden konnte. Freilich wird sich das Organ solchen Gerichts gefallen lassen müssen, daß es vom Gerichteten hinwiederum gerichtet wird; doch der letztere setzt damit nur das Geschäft des erstern fort, indem er sich selbst richtet.

Was mir die Trennung von Ihnen und der lieben Johanna erleichterte und mir möglich machte, grade vor der Ankunft der Unsrigen abzureisen, war mein heimlicher Vorsatz, noch einmal nach Ischl zu kommen und mit geschäftsfreier Seele noch einige schöne Wochen mit Euch zu verleben. Ob mir dieses Glück werden wird, weiß ich noch nicht; doch können Sie von meiner treuen Freundschaft erwarten, daß ich daran arbeite. Dann will ich mir aber auch den lieben Umgang und die schöne Natur durchaus nicht verkümmern lassen durch Gedanken an

das, was mich erwartet, sobald ich wieder nach Wien zurückkomme.

Mich freut Ihre Lust zum Landschaftzeichnen. Verzagen Sie nicht an Ihrer Fähigkeit. Wer so schön Blumen malt, wird auch an Landschaften nicht scheitern; wer die Augen so schön malt, wird auch die Glieder zeichnen können. Unternehmen Sie es kühn, liebe Sophie!

Meine Hussaren sind fort und kommen nicht wieder, trara! — Das Ischlerliedchen klingt mir auch noch immer nach, wie das ganze gute Leben in Ischl. — Seit gestern regnet es hier; ich bin besorgt, ob Ihrem lieben Vater nicht seine Gebirgswanderungen vereitelt werden. Er empfing mich in seinem Bureau mit so herzlicher Liebe, daß es mir weh tat, nicht gleich mit ihm fortreisen zu können. Wie manches interessante Thema könnten wir zusammen recht ungestört, mit gründlicher Muße durchsprechen auf den Bergen! vielleicht würden uns unsre frischen Gedanken umflattern wie lustig singende Alpenlerchen. Der Mensch versäumt viel.

Uhland hat hier überall ein ungünstiges Bild zurückgelassen, namentlich habe er sich beim Erzherzog gar zu unterwürfig und schüchtern benommen. Das tut mir leid. Vielleicht wurde er gleich in den ersten Tagen seines Hierseins durch allzuviel huldigenden Andrang verstimmt und konnte sich dann wegen der Zähigkeit seines Charakters nicht mehr freundlich und offen stimmen. Es gibt Leute, die, mit einem bedeutenden Manne zusammentreffend, ihn sogleich auf Geist und Witz probieren und mit allerlei Schlagworten auf den Busch klopfen, ob nicht ein Haserl herausspringt, ein geistreiches Phraserl? Das ist lästig und verstimmend, und Ihr fandet vielleicht Uhland, als Ihr ihn kennen lerntet, bereits übel zugerichtet durch jene Anfragen. — Ich habe diese Stelle an den Hofrat und Max gerichtet und an die wenigen Wiener, welche sich ein Urteil über Uhland erlauben dürfen.

Leben Sie wohl, teure Sophie! Schönste Grüße an die Ihrigen. Der Frau Hofrätin, oder besser: meiner lieben guten

Freundin insbesondere einen Kuß auf die Hand, welche sie mir so freundlich aus dem Eisenbahnstellwagen herausreichte.

Freut Euch! Denkt an mich!

Leben Sie wohl, liebe Sophie.

Ihr Niembsch.

33. (Wien, 11. September 1838?)

Freund!

Wiedersehen in Ischl — vereitelte Hoffnung. Korrekturen und inkorrigible Polizeipräsidenten. O wie gerne zög' ich morgen mit Lebzeltern! sie luden mich dazu ein mit dringender Herzlichkeit und liebenswürdigster Freundlichkeit; umsonst! Nicht einmal nach Kirling kann ich abkommen, so not mir's täte. Es ist gar viel schwüler Gestank in der Stadt, für Nase und Seele. Doch meine gute Laune hält sich noch obenauf. Nur spät Abends, wenn es tiefeinsam still ist in meinem Stübchen und ich nur des Hausmeisters Uhr unten picken höre und eine summende Fliege, die nicht schlafen kann, fängt zuweilen der alte Wurm in meinem Herzen zu picken an, und es summen mir Gedanken, die nicht schlafen können. Das wird schon so bleiben, bis ich tot bin.

Ich denke jetzt viel an meine Albigenser. Fünfzehn Gesänge hab' ich mir bereits entworfen. Gott gebe mir Kraft zu seinem Gedichte. Es wird umfangsreich werden, wenn ich's durchbringe. Der Stoff ist gewaltig. Eine der größten, geistigsten und blutigsten Rollen der Geschichte rollt sich mir auf. Ich habe große Hoffnungen. Wenn nur mein Körper aushält, so denke ich ein tüchtiges Werk zu schaffen. Seit einigen Tagen bin ich aber sehr abgeschlagen und ist mir, als wäre mir alle Kraft aus den Knochen gestohlen. Vielleicht eine Folge des vielen Konversierens mit zwei Fremden, die mich aufgesucht, O. Gruppe und Studiosus Rauschenbusch aus Berlin. Gruppe, ein Redakteur der preußischen Staatszeitung, auch Dichter, Philolog, Ästhetiker und Kunstrichter, sprach gut und viel. Seine Bildung ist vielseitig, sein Geschmack fein, sein Benehmen angenehm. Rauschenbusch ist sehr herzlich und bieder, auch gebildet und

gescheit. Dieser erzählte mir viel von schönen Berlinerinnen und suchte sogar zwischen einer von ihnen und mir etwas anzuzetteln. Wenn ich einmal nach Berlin käme und den dortigen feinen, schwärmenden Damen durch ihre idealisierenden Traumgespinste mit ein paar derben Wortblöcken zerreißend hineinführe, würden sie verblüfft dastehn, vielleicht wie unsre Wienerinnen vor Uhland dastanden, und sich von mir zu meinen Versen flüchten, und vielleicht gar auch über diese hinweg und hinaus, indem sie mit dem melodischen Tanze meiner Versfüße immer noch den unharmonischen Schwertritt meiner eigenen eisenbeschlagenen Füße zugleich hörten. Wie andere zuweilen in panegyrischen Angelegenheiten reisen, sollte ich, als ein Freund der Wahrheit, wahrlich einmal eine Enttäuschungsreise nach Norddeutschland unternehmen.

Lebe wohl, ich freue mich sehr, Dich wiederzusehen.

Dein Niembsch.

34. (Wien, 11. September 1838?)

Sophie!

Ich antworte diesmal etwas spät und Sie werden meinen Brief durch Lebzeltern auch etwas später erhalten, als es mit der Post geschehen könnte; doch sollen die, die so gerne mich selbst gebracht hätten, wenigstens einen Brief von mir bringen. Gestern war ich in Penzing und heute und morgen geh' ich wieder nach Penzing und wahrscheinlich auch übermorgen, als Sonntag. Alles ist dort wohl und vergnügt. Auch ich bin so ziemlich beides und werde suchen, mich dabei zu erhalten. Daß Sie just Ihren Geburtstag verreisen, ist mir nicht recht. Da werden Sie abends ankommen, und im Nußdorfer Dampfschiffsgedränge und Weiterfahren nach Penzing wird überall keine rechte Zeit und Muße sein, daß ich Ihnen sagen könnte, wie heilig mir dieser Tag sei. Das Fest des Wiedersehens und das Fest Ihres Geburtstages wird mir da zusammengeschlagen werden in eine konfuse, unruhige Freude, und ich hätte gerne beides einzeln gefeiert. Die Feiertage meines Lebens sind mir

ohnedies spärlich zugezählt, und dieses wird für mich ohnedies immer protestantischer. Leben Sie wohl, liebe Sophie!

Ihr Niembsch.

35. Wien, 3. Oktober 1838.

Teurer Freund!

Mit erschüttertem Herzen verkündige ich Dir den Jammer, der über uns hereingebrochen. Die Krankheit Mikschiks war, als Sophie Dir ihren letzten Brief schrieb, noch unentschieden, vorgestern wurde sie von den Ärzten als schleichendes Nervenfieber erkannt, und heute früh 5¼ Uhr ist Mikschik gestorben. Ich bin zu bewegt und unwohl, als daß ich Dir die Umstände schreiben könnte. Der Schmerz der Unsrigen ist der Größe und ausgesuchten Bitterkeit des Unglücks angemessen. Johanna ist verzweiflungsvoll, ihre Mutter und Schwestern sind von Mitleid und eigenem Schmerz zerrissen, der Vater ist tief gebeugt. Sophie ist Gottlob gesund.

Lebe wohl, grüße Blumfeld.

Dein Niembsch.

Aus Marens Notizen.

36. Wien, 14. November 1838.

„Ich hatte in meiner Jugend gar wilde Leidenschaften", sagte Niembsch. „Neulich erinnerte mich jemand an einen Zug, den ich gänzlich vergessen. Ich pflegte nämlich in der Zwischenzeit von einer Vorlesung zur andern mit meinem Schulnachbar mit Federmessern zu duellieren, und nicht selten rann meinem Gegner das Blut zum Rockärmel heraus!" —

Die Polizeibehörde wird nicht müde, Niembsch, obwohl er ihr mit aller Geradheit seines edlen Charakters entgegengetreten und sie damit, so hätte man meinen sollen, entwaffnet hat, durch Verhöre zu plagen. Sie hat es vielleicht darauf abgesehen, ihn aus dem Lande zu treiben, ihn, den Deutschland mit fast ungeteilter Verehrung nennt. Österreich will ihn strafen, weil er drei Auflagen seiner Gedichte, weil er seinen Faust und Savona-

rola drucken ließ, ohne die österreichische Zensurbehörde um ihre Bewilligung zu bitten, welche sie ihm ja doch nimmermehr erteilt hätte. Jeder deutsche Staat, der obskuranteste und obskurste vielleicht, würde stolz darauf sein, Lenau zu besitzen, und sein Vaterland will ihn dafür strafen, daß er Lenau geworden. — Es ist liebenswürdig vom Schicksal, daß es den großen Dichter für diese schnöde Behandlung von Seite seiner stupiden Beherrscher in ganz anderem Begegnen von ganz anderen Seiten doch einige Entschädigung finden läßt. Dahin gehört z. B. der schwärmerisch-feurige Brief eines ihm persönlich ganz unbekannten, wie man aber sagt, sehr schönen und gebildeten Berliner Mädchens, das er durch seine Gedichte so entzückt und hingerissen hat, daß sie ihrem übervollen Herzen gegen ihn, wie so manche schöne Zeitgenossin Jean Pauls gegen diesen, Luft machen mußte. — —

Das Christentum, sagte Niembsch, wenn man von dem wahren Standpunkte aus, sozusagen, durchdringend in selbes hineinsieht, ist etwas Bezauberndes. Aber den Punkt muß man treffen, man muß in die Strömung des Sees hineingeraten, welche einen gerade auf diesen Punkt los, mit fort reißt. Man kann sich aber dazu selber vorbereiten und erziehen. Man sei nur einmal von seiner eigenen Unzulänglichkeit überzeugt, man fühle nur einmal so recht die Notwendigkeit, das eigene hilflose Wesen durch Gott durchdrungen und gewissermaßen ergänzt zu finden. —

Bei einem über Christentum und Papsttum sich verbreitenden Gespräche freute sich Niembsch insbesondere der Bemerkung des denkenden und gebildeten Dr. v. Scharschmidt, wie töricht es sei, der katholischen Kirche es zum Vorwurfe zu machen, daß sie sich die alleinseligmachende nenne, indem ja jedes kirchliche, ja jedes philosophische System, wenn es nicht auch dem Gegner recht geben und damit sich selbst aufheben wolle, sich allein für das wahre (nur ein anderes Wort für alleinseligmachend) halten müsse und auch jederzeit wirklich halte. —

Gervinus ist ein sonderbarer Kauz. So hat er z. B. eine entschiedene Antipathie gegen französische Bonnes. Er war der

vertrauteste Freund des schwäbischen Fabrikanten Zöppritz, der ihn hatte studieren lassen und dessen Wohltaten er sonach seine Ausbildung und nachmalige Stellung dankte. Jedes Jahr besuchte er den großmütigen Freund. Da nahm dieser zur Sprachübung seiner Kinder eine Französin ins Haus. Gervinus schrieb ihm darüber die bittersten Briefe und betrat von nun an nicht wieder seine Schwelle.

37. 21. November 1838.

Unter den Dokumenten, welche die geheimen Auslagen der Staatskanzlei nachweisen, befindet sich auch eine lange Liste von Leuten der Gesellschaft und der Literatur im In- und Auslande, welche für Spionen- und schriftstellerische Dienste ein für allemal oder jährlich Geldremunerationen erhalten. Gegen die Beteilung eines dieser Menschen machte jemand dem Minister Grafen Kollowrat eine Bemerkung. Pah! erwiderte dieser, es ist besser, wir geben diesen Hunden hier Knochen zu beißen, als daß sie im Auslande bellen.

38. 24. November 1838.

Man begrub die Mutter des Literators Gustav Frank. Niembsch befand sich mit auf dem Leichenacker, wo der lutherische Prediger Bauer, ehe der Sarg versenkt wurde, eindringliche Worte sprach. Es war ein schöner Herbstabend. Die feierliche Stille der Natur und die Weihehandlung auf dem lautlosen Gottesacker hatte für unsern Freund etwas so Ergreifendes, daß er die größte Lust in sich verspürte, selbst hinzutreten und zu predigen. — Ich bin gerne bei Leichenbegängnissen, sagte er zu Hause, ich gehe nie davon weg, ohne einige gute, heilsame Gedanken mit mir zu nehmen.

39. 2. Dezember 1838.

Gestern erhielt ich den Brief des wackern Schauspielers Moritz in Stuttgart, der mir den lebhaften Wunsch Lewalds zu erkennen gibt, mein dort aufgeführtes Lustspiel in der Europa

abzudrucken. Wohltätig erwärmend und belebend wirkte im ersten Augenblick auf mich diese Morgendämmerung öffentlicher Anerkennung, nach welcher ich seit zwanzig Jahren vergebens ausgeblickt. Obwohl Lewald mir die Honorarbestimmung freigestellt, gab Niembsch mir doch den Rat, gar kein Honorar zu verlangen und mir dadurch Lewald, der eine mächtige Hand in deutschen Theater- und Buchhändlersachen habe, auf immer zu verpflichten; ein Rat der Klugheit, dem ich in unserer Zeit, die auch in literarischen Dingen so viel von Protektion abhängen läßt, nachzukommen nicht verabsäume.

40. 8. Dezember 1838.

Auersperg entwickelte seinem Freunde Niembsch einst eine artige Philosophie der Liebe: „Wenn ich liebe ohne Erwiderung, so ist das an sich schon ein Unglück. Sollt' ich es noch dadurch vergrößern, daß ich alle andere Freude am Leben mir verkümmern ließe? Soll mir deshalb der Schlaf, oder ein Glas Wein, oder gutes Essen, oder ein Wald nicht schmecken, da eine Geliebte mir ja doch keinen Schatten gibt, da ich sie nicht essen oder trinken kann?!"

*

Niembsch erfreute sich höchlich der Lektüre eines Gnostikers. Der Orient, sagte er, ist doch die Quelle der Weisheit, und ich begreife deshalb nicht, wie Rückert, der Orientalist, sich vorzugsweise in Antithesen und Spitzfindigkeiten ergehen und anstatt des Standpunktes der Kontemplation stets nur auf dem der Reflexion sich halten mag.

41. 10. Dezember 1838.

Der berühmte Klavierspieler Liszt erzählte, daß, als sein Vater ihn zur künstlerischen Ausbildung nach Paris bringen wollte, er von seinem Herrn, dem Fürsten Nicolaus Esterhazy, nicht einmal einen sechsmonatlichen Urlaub erhalten konnte, sondern sich genötigt sah, aus den fürstlichen Diensten auszutreten. Liszt äußerte sein Vorhaben, den alten Fürsten dafür

noch im Grabe öffentlich brandmarken zu wollen. Als Niembsch dies hörte, sagte er: „Wenn man alle Großen und Reichen, welche nichts für die Kunst tun, brandmarken wollte, so müßte man ja doch beständig mit dem glühenden Eisen umhergehen.“

42. 11. Dezember 1838.

Niembsch rückt nach langem Schlummer seiner poetischen Tatkraft seinem großen Albigensergedichte näher. Er teilte uns gestern seine Absicht mit, es dramatisch zu eröffnen. Am Hofe des die Albigenser begünstigenden Grafen von Toulouse soll ein Schauspiel aufgeführt werden, worin die Religionsideen der Gnostiker personifiziert auftreten sollen: ihr Demiurg, Satan, Sophia, Soter. So werde eine Lehre auf poetische Weise anschaulich gemacht werden, welche erzählend vorzutragen, poetisch unmöglich sein würde. Viel tut sich Niembsch selbst auf folgende Erfindung zugute: Papst Innozenz sieht die Erscheinung seines eifrigsten Legaten Peters von Castelnau, eines Fanatikers, der gegen die Albigenser das Kreuz predigt. Es wird unentschieden gelassen, ob Innozenz nur träume, oder ob die Erscheinung wirklich stattfinde. Er erteilt seinem Boten eine Menge wichtiger Aufträge, bis dieser ihm zuletzt die tiefe Wunde in der Brust zeigt. Er ist nämlich in Wahrheit von den Albigensern überfallen und niedergemacht worden; seitdem atmet der Papst unversöhnliche Rache gegen die Sektierer.

43. 18. Dezember 1838.

Niembsch: Ich habe das Manuskript des Österreichischen Musenalmanachs für 1840 gelesen. Ich trage nichts dazu bei. In solcher Gesellschaft mag ich nicht erscheinen. Welch altes, abgedroschenes Zeug! Die Leute stehen noch auf einer ganz niedrigen Stufe des poetischen Bewußtseins, sie wissen so gar nicht, was draußen vorgegangen, und was die Zeit will. Dabei die Form! Schon Schwab hat bemerkt, daß die Verse österreichischer Lyriker so nachlässig gemacht seien. Und er hat nur zu sehr recht. Man schreit immer darüber, wie gebildet die deutschen Sprachformen

und wie ihr Gebrauch so sehr Gemeingut geworden sei, daß es gar keine Kunst mehr genannt werden könne, gute Verse zu machen. Das ist aber nicht wahr. Es ist und bleibt eine große Kunst, und es gibt in ganz Deutschland vielleicht nicht zehn Menschen, welche sie verstehen.

44. 27. Dezember 1838.

Nirgends hat das nemo propheta in patria lebendigere Giltigkeit als in Wien. Es fehlt den Bewohnern dieser genußfrohen Stadt an selbständigem Urteil, an geläutertem Geschmack. Dichter, die in Wien zu Hause sind, Künstler, die von da ausgingen (Lenau, Grün, Zedlitz, die Sonntag, Löwe, Lutzer, Elßler, Tagliani usw.), fanden da erst ihre volle Anerkennung, nachdem das Ausland ihrem Rufe den Stempel der seinigen aufgedrückt hatte. Es hat hieran wohl auch das instinktartige Gefühl teil, daß bei Staatstendenzen, Unterrichtsanstalten und Polizeibevormundungen, wie die unsrigen sind, eine literarisch oder artistisch bedeutende Erscheinung auf dem heimatlichen Boden als etwas Abnormes angesehen und mit einigem Mißtrauen behandelt werden müsse, bis nicht die Länder sie gelten lassen, wo Geist und Intelligenz der Untertanen immer ein freies, von der Staatsgewalt nicht mit Verhauen, Gräben oder Wällen durchschnittenes Feld ihrer Tätigkeit gefunden haben. Ich könnte lange hier sitzen, sagte Niembsch, ohne noch irgend Aufmerksamkeit erregt zu haben. Manches Gedicht von mir war in Zeitschriften oder Almanachen erschienen. Niemand bekümmerte sich darum. Erst, da ich als ein in Deutschland anerkannter Dichter aus der Fremde heimgekehrt, sah man sich untereinander erstaunt an und rief: Was Teufel! das hätten wir nicht gedacht, daß der Niembsch solche Gedichte machen könne!

45. 29. Dezember 1838.

Niembsch: Ich erinnere mich noch mit Bestimmtheit an die Zeit, wo ich in der Wiege lag, an das, was mit mir vorging, als ich ein dreijähriger Knabe war; wie mich mein Vater des

Morgens zu sich aufs Bette nahm, mir das Innere seiner Taschenuhr zeigte; wie er mir einmal eine Meise brachte, deren Kopf er aus der geschlossenen Hand hervorgucken ließ; wie ich einmal im Garten an einer Spalierwand voll schöner, reifer Feigen stand und die Fliegen darum hersummten und eben der Hahn krähte. Natureindrücke waren mir damals die lebendigsten und tiefsten.

46. 4. Januar 1839.

Noch ein Zug aus Niembschens Jugendgeschichte: „Es war," sagte er, „eine herrliche, romantische Zeit, die des ersten Erwachens des höheren Bewußtseins. Ich lebte damals in dem so anmutig gelegenen Tokay und war etwa 14 Jahre alt. Ein griechisch-nichtunierter Pope — er hieß Rudy — gab sich viel mit mir ab, häufig ging er mit mir spazieren und besprach sich bald deutsch, bald ungarisch, bald lateinisch mit mir über Gott und religiöse Gegenstände. Er war ein Freigeist und Verächter aller positiven Religionen, dabei aber auch sonst ein sonderbarer Kauz. Kinder liebte er sehr und machte ihnen gern plötzliches Vergnügen. So pflegte er in einem Zimmer, wo mehre Kinder beisammen waren, die Türe aufzureißen, einen Sack voll Nüsse hineinzuschütten und dann augenblicklich wieder zu verschwinden. Obwohl ein ganz armer Teufel, pflegte er sich doch so viel vom Munde abzusparen, daß er in der ganzen Umgegend alle Geigen aufkaufen konnte. Diese zerlegte er und setzte die einzelnen Bestandteile nach seiner eigenen Eingebung zusammen, bis sie ein ihm zusagendes Instrument bildeten, das gewöhnlich einen besonders weichen und klagenden Ton hatte. Er zog die Stiefel aus, schritt in den Fußsocken im Zimmer auf und nieder und strich seine wehmütige Geige, dabei liefen ihm die hellen Tränen über die Wangen herab." —

47. 17. Januar 1839.

Jean Paul war, wie er auch selbst erzählt, während seines Aufenthaltes in Stuttgart täglich bei Reinbecks. Er glaubte

sich verpflichtet, bei Tische allein alle Gesellschaft zu unterhalten, und sprach daher so viel, daß er nicht selten gar nicht zum Essen kommen konnte und zuletzt ganz erhitzt wurde. Das Ganze machte einen mehr unangenehmen als angenehmen Eindruck.

*

Die Darstellung der indischen Mythologie von Stuhr ist für unseren Niembsch, der sie jetzt täglich studiert, die Quelle immer neuer Freude. Die kühne Phantasie, die tiefsinnige Symbolik dieser mythischen Gebilde entzückt ihn. Gewöhnlich pflegt er die frappantesten Züge des am Vormittag in der Hofbibliothek Gelesenen am Abendtische uns mitzuteilen und wohl auch zu deuten. „Man behauptet immer," sagte er aus solchem Anlasse, „daß die Melancholie eine krankhafte Verzerrung der neuesten Zeit sei. Wie irrig eine solche Ansicht, ergibt sich am besten aus der Anschauung dieser uralten, von der tiefsten Melancholie vollkommen durchdrungenen Hindumythen. Die Melancholie ist ein ursprünglicher, eingeborener Grundzug in dem Charakter der Menschheit."

*

Das Erfahren so mancher körperlicher Gebrechlichkeiten an dem eigenen und noch mehr an meinem Leibe bringt denn auch häufig einen Stoßseufzer des Mißmutes bei dem Freunde Niembsch zum Ausbruche: „Es ist nichts mit dem Leben" — „es ist nichts zu machen in der Welt" — „das Leben ist eine Infamie". — „Könnte man einen Pakt mit der Natur machen dahin, daß sie einen einschlafen und träumen ließe, ich ginge ihn gleich ein, selbst auf die Gefahr, ein Stück der Ewigkeit zu verträumen. Ich träumte von euch, meine Freunde, und verlangte übrigens von der ganzen Welt nichts zu wissen." —

*

Ein Notizenschreiber des Morgenblattes macht darauf aufmerksam, daß in einer Zeit, welche sich so sehr im Ausmalen der Persönlichkeiten gefällt, auch jene Details derselben, welche sich auf das Gastronomische beziehen, nicht ganz außer acht gelassen werden sollen. Der Literator macht das auch gleich

praktisch anschaulich, indem er die Leser mit einer Reihe gastronomischer Züge berühmter Personen der Vorzeit ergötzt. Niembsch hat mich ohnedies mündlich mehr als einmal zu seinem dereinstigen Biographen bestellt; so mag es denn auch von ihm hier aufgezeichnet sein, daß von den Leistungen der Küche nichts mehr als Wildbraten fast jeder Art und derbe Mehlspeisen (Klöße, Spätzle, Milchrahmstrudel), von den Leistungen des Kellers nichts mehr als Rhein- und Bordeauxwein (kein Champagner!), von sonstigen niederen Lebensgenüssen nichts mehr als eine Pfeife holländischer Knaster oder eine feine amerikanische Zigarre sein Herz erfreuen können; das Billardspiel nicht zu vergessen, worin er es zu einem hohen Grade von Virtuosität gebracht hat.

*

Braunthal machte den Versuch, die Tochter des Hauses zu verführen, in welchem er als Erzieher aufgenommen war. Das war der Beginn seiner Laufbahn. Später verführte er wirklich die Tochter des böhmischen Gutsbesitzers St. und machte sie zur Mutter. Die Unglückliche wußte ihren Zustand bis zum letzten Augenblicke selbst dem Mutterauge zu verheimlichen. In einer kalten Winternacht ging sie zu Fuße zur Wehmutter und, ihrer Bürde entlediget, wieder nach Hause. An den Folgen der hierbei erlittenen Erkältung erkrankte sie und starb bald darauf. Braunthal wurde später von dem Gerüchte bald als mutwilliger Überläufer vom katholischen Religionsbekenntnisse zum protestantischen und wieder zurück, bald als Diener der geheimen Polizei bezeichnet. Dabei trieb er fortwährend und mit Leichtigkeit Schriftstellerei, wobei es ihm weder an Talent, noch an Anerkennung fehlte. Im Jahre 1830 hatte ihn eine eheliche Verbindung in solches Zerwürfnis mit sich selbst gebracht, daß er Niembsch einmal vollen Ernstes es als wahrscheinlich erklärte, daß er sich erschießen werde. Und doch bedeckte er sich ein paar Jahre darauf in der Duellgeschichte mit Graf A. vor ganz Deutschland mit solcher Schmach der Feigheit; während, wenn er nur mit einigem Nachdrucke aufgetreten wäre und zu scharfem Duell Ernst gemacht hätte, sein Gegner, der wortkühne Sänger der

Freiheit, zweifelsohne schreckentgeistert zusammengesunken sein würde. Das bestätigt Niembsch selbst, welcher A. so genau kennt und den ganzen Handel, in das Vertrauen gezogen, nahe mit angesehen hat. Und dieser selbe Poltron, mit Schande und Schulden beladen, von hier flüchtig, hat nun doch plötzlich wieder den Mut gefunden, seinem unwürdigen Leben selbst durch einen Strick ein Ende zu machen! —

Hat sich als falsches Gerücht erwiesen. 16. Juni 1839.

48. 18. Januar 1839.

Niembsch erzählte: „Gustav Pfizer war früher gegen mich ein so warm zärtlicher Mensch. Als ich zum ersten Male in Stuttgart war, fand ich ihn mit Schwab auf dem Museum. Er war ganz außer sich vor Freude über mich. Wir tranken Bruderschaft, begleiteten Schwab nach Hause und blieben dann noch bis drei Uhr morgens auf meinem Zimmer im Gasthofe beisammen, wo wir jeder von unseren Gedichten lasen und er mich einmal über das anderemal umarmte. Als wir endlich schieden und der Hausknecht mit dem Lichte in der Hausflur leuchtete, riß er mich plötzlich an sich mit dem Ausrufe: Na! laß mich dich noch einmal recht ansehen, damit ich mir's einpräge, wie du aussiehst! — Als ich zum zweiten Male nach Stuttgart kam, fand ich ihn völlig verändert: förmlich, kalt. Ein einzigesmal taute er noch auf, als wir zusammen auf dem Waldschlosse des Grafen Alexander v. Württemberg, Serach, Zeugen eines schönen Sonnenunterganges waren, dem ein reichlich mit guten Weinen besetztes Diner vorangegangen war. Da umarmte er mich. Seitdem verließ ihn seine frostige Förmlichkeit nicht wieder. Er ist verknöchert. Die weit über Gebühr kalte Aufnahme, welche seine Gedichte in Deutschland fanden, hatte diese Wirkung auf ihn."

49. 15. Februar 1839.

Der berühmte Orientalist Hammer ist ein gelehrter Philologe, ein fleißiger historischer Notizensammler, ein freisinniger

und ehrlicher Mensch; aber im Leben wie in der Wissenschaft ist er zerstreut, hastig, leichtsinnig und von einer bis zum Lächerlichen gehenden Eitelkeit und Sucht nach weltlicher Auszeichnung besessen. Dieser Gelehrte ist also weit davon entfernt, ein Weiser zu sein. Sein durch eine Brust voll Orden, einen Kasten voll Diplome, eine Druckseite voll Titel noch immer nicht gesättigter, nun nach einem höheren Grad des Leopoldordens heißhungriger Ehrgeiz riß ihn bis zur persönlichen Beleidigung des Fürsten Metternich hin und wurde so die Ursache, daß man ihn seines so lange bekleideten Hofdolmetschamtes enthob. Von welch liebenswürdiger Naivetät übrigens der Mann bei seinem konfusen Wesen und allen seinen Schwächen ist, davon mag nachstehender Zug allein schon gültiges Zeugnis geben. Der k. k. Internuntiusposten in Konstantinopel war erledigt. Hammer bewarb sich mit Eifer darum. Es wurde aber Baron Ottenfels hingesendet. Hammer stellte darüber den Fürsten Metternich lebhaft zu Rede. „Aber lieber Hammer," entgegnete ihm dieser, „wie kann es Ihnen nur einfallen, auf einen solchen Posten Anspruch zu machen. Sie sind ein Gelehrter, dort brauche ich aber einen Diplomaten. Wollte ich Sie nach Konstantinopel senden, so hieße das ja gerade so viel als eine Kriegserklärung gegen die Türkei!" Und diese Geschichte erzählte Hammer selbst mit aller Heiterkeit und Weitläufigkeit jedem, der sie hören wollte.

50. 15. Februar 1839.

Wie an poetischer Schöpferkraft und Tiefsinn steht auch an Adel der Seele, an unbeugsamer Selbständigkeit des Charakters Niembsch unter unseren Dichtern einzig da. Sie sind ein klägliches Völkchen diese Dichter. Von Graf A. habe ich schon manchen Zug in diesen Blättern aufbewahrt. Zedlitz, der Sänger der Totenkränze, hat sich längst durch sein speichelleckendes Umherirren in den Salons der Großen gebrandmarkt und ist nun förmlich in den Sold jener Kaste getreten. Selbst Grillparzer und Bauernfeld verschmähen es nicht, in den Salons

der Geldaristokratie, wo man sie als Schaustücke aufstellt, und wo sie sich im Grunde ihres Herzens langweilen, aufzutreten — und gut zu essen und zu trinken und Leuten den Hof zu machen, welche sie, wenn sie arm wären, keines Blickes würdigen würden. Und nun vollends der Schwarm der Kleinen, der Dedikations- und Journalpoeten! mehr oder weniger Schlucker, Hungerleider, Schuldenmacher, denen das Eisen in der Brust vor jedem Glanzblicke des Mammon in Schaum zerrinnt! Es ist ein kläglich Völkchen und der Umgang mit ihnen in gar keiner Beziehung förderlich oder auch nur erquicklich. Und so gehe ich denn auch allein oder nur von Niembsch begleitet meinen Weg; oder ich sitze allein, wie der Sperling auf dem Giebel des Hausdaches, was, wie Manoel de Souza sagt, auf der Welt das beste ist.

51. 21. Februar 1839.

Montag, den 18. d. M. brachte mir Niembsch die ihm im Kaffeehause durch Schauspieler Löwe gewordene Nachricht, daß mein Lustspiel: „Die beiden Schauspieler" zur Aufführung auf dem Hofburgtheater angenommen worden sei. Tantae molis erat — Übrigens fand der Intendant Landgraf Fürstenberg, daß das Stück eben nichts Besonderes sei, und der Vizedirektor Regierungsrat Deinhartstein erklärte die Verse für sehr vernachlässigt!

52. 5. März 1839.

Es war von Briefstellerei die Rede. Kerner schreibt, je nachdem er aufgelegt ist, die schönsten und die abscheulichsten Briefe. Uhlands Briefe sind fade und trocken, dagegen die Carl Mayers so vortrefflich, daß sie durchaus den Druck verdienen. Überhaupt ist eine eigene Feinheit das Charakteristische des Geistes dieses Mannes. Wie kleine und zarte Hände geschickt sind, die allerkleinsten Gegenstände aufzufassen und zu halten, so Carl Mayers poetische Anlage.

*

Der bekannte Tonsetzer Dessauer lieferte Niembsch eine lange mündliche Kritik seines Savonarola, in welcher besonders der in das Gedicht nach seiner Ansicht nicht gehörige Übergriff der philosophischen Spekulation den Hauptvorwurf bildete. Niembsch hörte ihn eine Weile an, fuhr dann aber plötzlich los und erklärte ihm trocken, daß, um ein Gedicht wie Savonarola zu beurteilen, doch einige Orientierung im Gebiete der Philosophie, einige eigene poetische Künstlerschaft erforderlich sei, und daß so wenig er (N.) ihm etwas über seine Noten ausstellen werde, ebensowenig er (D.) berufen sei, ihm über sein Gedicht derlei Bemerkungen vorzutragen. Der verblüffte Kompositeur konnte nicht umhin, solche Eröffnungen etwas grob zu finden, hatte aber Bonhomie genug, sie dem Dichter nicht nachzutragen, sondern wurde seitdem zärtlicher gegen ihn, als er je gewesen.

*

Mit Indignation sprach Niembsch neulich über Zedlitz, der sich sein Brot jetzt durch Artikel in der Allgemeinen Zeitung über ihm aufgegebene politische Themata erwirbt und neulich Keckheit genug hatte, sich in einem solchen kleinen Aufsatze über Ungarn zum Vermittler zwischen Regierung und Volk aufwerfen zu wollen, er, der sein Leben lang allen staatswissenschaftlichen Studien gänzlich fremd geblieben und zu seinen neuen Verrichtungen nichts mitbringt als einen Sack voll längst durchgedroschener Gemeinplätze, die er mit freigebigen Händen umherstreut. Ein kaum geringerer Zorn ergreift unsern Niembsch, wenn er von Rückert spricht, der, des Erfolges unsicher, lange mit der Herausgabe seiner Produkte zögerte, als er aber einmal sah, daß sie *zogen*, gänzlich zum Bücherfabrikanten wurde. Jetzt ist er schon so weit gekommen, daß er sogar dem *Evangelium*, indem er es in seinen langweiligen Alexandrinern verwässert, eine *bessere* und *effektvollere* Gestalt gegeben zu haben meint. Er verspricht sich davon so großen Erfolg, daß er mit Cotta diesfalls kein bestimmtes Übereinkommen schloß, sondern sich von jedem verkauften Exemplar einen Anteil ausbedang. Hiermit dürfte er doch wohl den Höhenpunkt seines

verächtlichen literarischen Treibens erstiegen haben. Übrigens bemerkte Niembsch aus diesem Anlasse, daß, wenn auch nicht die Lehre, doch allerdings das Leiden Christi noch ein schöner Vorwurf für dichterische Behandlung wäre.

*

Justinus Kerner gefiel sich gar sehr in Wien und liebte insbesondere den Stephansturm mit Zärtlichkeit. Er ging hier viel mit Stoll um, dem Sohne des berühmten Arztes, der ein Dichter war, und von dem das Distichon herrührt, welches allein hinreicht, seine poetische Befähigung darzutun:

Zweimal ist kein Traum zu träumen,
Noch Zerbrochnes ganz zu leimen.

Stoll war so arm, daß, als Kerner einmal mit ihm in den Prater spazieren ging, er ihm früher englisches Pflaster über die Löcher in seinen Stiefeln klebte!

53. 8. März 1839.

Ein hiesiger tüchtiger Musiker und Quartettspieler namens Holz war ein genauer Freund Beethovens und ist in Wien wohl der genaueste Kenner und wärmste Verehrer des Meisters und seiner Werke. Natürlich befindet er sich auch im Besitze der reichhaltigsten Materialien zu Beethovens Biographie, von denen er gestern unserem Niembsch einige zum besten gab. Beethoven war im Hause äußerst wunderlich, sogar tyrannisch. Er liebte besonders Brotsuppe mit Eiern, die er jedoch roh bringen ließ und selbst in die Suppe schlug. Holz aß eines Tages bei ihm. Man trug für sie beide eine Brotsuppe und dazu zwölf Eier auf. Beethoven zerbrach das erste, fand es, ungeachtet Holz das Gegenteil versicherte, stinkend, ließ nun die Wirtschafterin nahe genug herantreten, um ihr alle zwölf Eier eines nach dem andern auf den Rücken werfen zu können, was er zu seinem eigenen großen Ergötzen wirklich vollbrachte. — Im Jahre 1807 oder 1808 traf Beethoven mit Goethe in Karlsbad zusammen, sie lernten sich kennen und verabredeten einsmals eine gemeinschaftliche Spazierfahrt. Als die beiden großen Männer in einem Wagen aus-

fuhren, war vieles Volk auf der Straße versammelt und grüßte ehrerbietig zu beiden Seiten. Es ist doch lästig, sagte Goethe, so berühmt zu sein; nun grüßen mich alle Leute. Machen sich Euer Exzellenz nichts draus, bemerkte Beethoven, vielleicht geht's mich an. — Mozarts Don Juan und Figaro konnte Beethoven nicht leiden. Man soll die heilige Musik nicht zu solchen Schweinereien mißbrauchen, sagte er. Die Zauberflöte gefiel ihm am besten. Das Requiem war ihm zu wild und furchtbar, und er hatte in seinen letzten Lebensjahren selbst noch vor, eines im milden, versöhnenden Geiste zu schreiben; wie er denn überhaupt in dieser letzten Zeit, wo er das Klavier haßte, nichts anderes mehr zu komponieren gedachte als jedes Jahr ein Oratorium. Cherubinis Requiem stellte er über das Mozartsche und hatte für jenen Kompositeur, allein aus allen lebenden, wahre Achtung. Spontini, der ihn besuchen wollte, ließ er gar nicht vor sich und entschuldigte sich mit Unwohlsein. Ich mag ihn nicht, sagt er aber zu Holz, der Kerl prahlt mir mit seinen Orden entgegen, und ich habe keinen. Am liebsten ließ er sich nicht durch Musik, sondern durch eine andere Kunst begeistern. So las er mit Entzücken den Homer, strich sich Stellen darin an, ging dann zum Klavier, las wieder, komponierte wieder. — Diesen letzteren Zug bezeichnete Niembsch als den ihm merkwürdigsten mit dem Beisatze, daß das Verhältnis wohl ein gegenseitiges sein müsse, denn auch er selbst habe in seiner Kunst von keinem Dichter so viel gelernt als von Beethoven. — Übrigens forderte Niembsch Holz auf, seine Materialien zu sammeln und ihm zur Redaktion zu geben, da er mit Freude die Biographie dieses großen Mannes schreiben möchte. Holz entgegnete aber, daß es noch zu früh sei und noch zu viele Menschen leben, die dabei unangenehm beteiligt sein würden.

54. 15. März 1839.

Niembsch: Es gibt Bücher, welche ich um keinen Preis lesen will, z. B. den Roman: „Der König“ von Groß-Hoffinger. Ich will

nicht dem verwerflichen Gedankengange eines anderen folgen und, wenn auch noch so vorübergehend, meine Phantasie mit seinen unflätigen oder scheußlichen Bildern besudeln. Es gibt daher eine Menge Bücher, welche man einer Frau, je reiner und zuverlässiger sie ist, niemals in die Hand geben sollte.

*

Niembsch: Ich muß wieder einmal spezieller werden. Menschliche Leidenschaften lebendig poetisch malen ist auch etwas Ewiges.

55. 16. März 1839.

Niembsch: Ein schön vorgetragenes Adagio auf der Violine ist für mich der höchste Genuß. Der Ton dieses Instrumentes ist gewissermaßen ein Naturlaut. Im Violinspiele durchdringt sich so recht die Natur und der Mensch, und daher macht es größeren Eindruck auf den Menschen als jede andere Gattung von Musik.

56. 18. März 1839.

Niembsch: Ich habe Grillparzer nie für einen bedeutenden Dichter gehalten. Bei ihm ist der Verstand alles. Schon sein Äußeres, sein Kopf, sein Blick zeigen dies ebenso wie sein Witz, seine Antithesen. Am unwidersprechlichsten beweist er es aber in seinen lyrischen Gedichten. Die Lyrik tritt ohne alle äußere Nachhilfe der Handlung in die Welt hinaus, sie muß einzig durch sich selbst wirken und bestehen, und da zeigt sich bald, wessen Poesie die wahre und welche bloß eine erkünstelte und gemachte ist. Jeder wahrhaft große Dramatiker ist auch ein großer Lyriker. Beweis: Shakespeare. Das Umgekehrte ist freilich nicht der Fall.

57. 4. Mai 1839.

Ole Bull — die unter der anmaßlichen Maske der Genialität auftretende geistlose Mechanik. Und der Mann konnte halb Europa von sich reden machen und die Ehre eines zwei Seiten langen Artikels in dem neuesten Konversationslexikon erwerben. Mit mehr Recht könnten vielleicht zwanzig andere

deutsche Violine-Virtuosen darin stehen, deren Ton voller, kräftiger, deren Vortrag ergreifender ist als der dieses Normanns, den nur der Unverstand neben Paganini auch nur zu nennen wagen darf. Aber es gehört dieses auch zu den Zeichen unserer marktschreierischen, ihre Kränze bloß nach Mode und Laune austeilenden Zeit. Über die Verkehrtheit und Ruchlosigkeit französischer Romane ist das Geschrei laut genug, aber wo sind in Deutschland drei Novellisten von so mächtiger Erfindungskraft und so durchgebildetem und feinem Stile, wie sich deren in Paris wohl mehr als ein paar Dutzend Romanschreiber erfreuen. Die Kritik hat gut reden über die Gehaltlosigkeit und Unnatur französischer Poesie. Aber wie ehren und lohnen sie jenseits des Rheines ihren Hugo, Scribe und Lamartine, während die lieben Deutschen ihren Grillparzer, Bauernfeld und Lenau eben — nicht verhungern lassen, unter der Bedingung jedoch, daß sie sich fein in irgend ein bürgerliches Ämtchen fügen! Was hilft es und bedeutet es da, daß unsere Kritiker unsern Dichtern dann und wann einen dürren Kranz reichen, den sie den französischen versagen, während die Franzosen bona fide begeistert und anbetend für ihre Literaturheroen Kränze, Orden und Gold in Hülle und Fülle haben. Und wie wird der deutsche Dichterkranz nicht selten von Genossen, Richtern und Pöbel begeifert und besudelt, daß das trockene Brot, welches daneben liegt, wohl noch wünschenswerter erscheinen mag als er. Es kommt hier gar nicht darauf an, wer mehr wert ist: Lamartine oder Lenau. Seinem eigenen Volke erscheint ein jeder von ihnen auf gleicher Höhe. Aber wie wird der Franzose behandelt und wie der Deutsche? und welche Nation ist gebildeter, literarischer, ehrfurchts- und liebevoller für Geistesgröße?! Ach, nur zu recht hat unser Bauernfeld, wenn er erbittert ausruft: Das erste Unglück ist, ein Deutscher, das zweite, unter den Deutschen vollends ein Österreicher zu sein!

*

Niembsch liest jetzt den ihm von unserem Ferdinand Wolf warm empfohlenen Wolfram von Eschenbach. Das ist ein Dichter,

sagt er, an dem man sich so recht ausheilen kann von der Infektion unserer Zeit. Er ist Deutschlands größter Dichter. — Wolf aber begrüßt Niembsch als den Wolfram von Eschenbach unserer Zeit. — Zu Niembschens neuestem Umgang gehört der jetzt hier anwesende bekannte Hoffmann v. Fallersleben. Sie finden ihn bald burschikos, bald norddeutsch ledern. Mich interessiert er in keinem Betrachte, und ich suche seine Bekanntschaft nicht.

58. 8. Mai 1839.

Langes Reden strengt an und ermüdet ebensosehr wie langes Gehen, sagte Niembsch. Als ich einst in München Franz Baader zu mir zu Tische geladen hatte, kam er schon um elf Uhr vormittags und blieb bis sechs Uhr abends, während welcher Zeit wir ununterbrochen über die abstraktesten Gegenstände uns unterhielten. Und eine einzige Albernheit gegen Baader ausgesprochen, hätte mich unglücklich gemacht.

59. 15. Mai 1839.

An Bildung wie an Gesinnung sind diese Wiener Rezensenten wahrhaftig die Auswürflinge der deutschen Literatur. Und wenn sie den vaterländischen Dichter, der das erstemal vor das große Publikum tritt, anquaken und anbellen, so halten sie sich dann noch für berechtigt, darüber zu klagen, daß die Bühne kaum irgend etwas anderes Neues bringt als Übersetzungen aus dem Französischen. Ach, es sind dieselben Kritiker, welche meinem Niembsch, als seine Verse nur noch Manuskript waren und das Ausland ihnen noch nicht seinen Akognitionsstempel aufgedrückt hatte, sagten: Nicht jeder, der einige abenteuerliche Gedanken hat, ist darum schon ein Dichter. (Worte des Herausgebers der Wiener Zeitschrift Herrn Friedrich Witthauer an Nikolaus Lenau.)

60. 30. Mai 1839 (Fronleichnamstag).

Vierzehn Tage waren seit der Aufführung meines Lustspiels vorübergegangen. Nicht einer der hiesigen Literatoren, meiner Bekannten, hatte mir auch nur ein aufmunterndes Wörtchen darüber

gesagt, im Gegenteil erfuhr ich, daß namentlich Bauernfeld, dem ich bisher ein gutmütigeres Naturell zugetraut, sich gewissermaßen ein Geschäft daraus gemacht, im Kreise der literarischen und nichtliterarischen Freunde die Schwächen und Mängel des Stückchens und nur sie zu bezeichnen. Längst daran gewohnt, von meinen lieben Landsleuten ignoriert zu werden, und entschlossen, meinen eigenen Weg zu gehen, ohne rechts oder links zu blicken, ohne Rat oder Beifall zu erwarten, wußte ich über jenes lieblose und unbrüderliche Benehmen mich zu trösten. Aber auffallend war mir das gänzliche Stillschweigen des Vizedirektors des Theaters Regierungsrates Deinhardstein über das Honorar. Da treffe ich auf der Straße Frankl, der mich schon früher in meiner Wohnung aufgesucht hatte, um mir eine auf diesen Gegenstand sich beziehende Eröffnung zu machen. „Wenn Sie wollen," sagte er mir, „daß ein zweites Stück von Ihnen auf dem Burgtheater zur Aufführung komme, so überlassen Sie Deinhardstein das Ihnen gebührende Honorar, und übersenden Sie ihm die Quittung darüber. Ich weiß einen Fall, wo nur die Erklärung des Dichters, daß er ja auf kein Honorar Anspruch mache, die Aufführung seines Stückes bewerkstelligte, und wo noch außerdem ein namhaftes Geschenk dem Herrn Regierungsrat dargebracht wurde. Tun Sie nicht desgleichen, so gebe ich Ihnen die moralische Gewißheit, daß so lange Deinhardstein die Direktion des Theaters führt, keine Arbeit von Ihnen ferner über die Bretter gehen wird. Von Ihnen weiß er, daß Sie auf das Geld nicht anstehen, von Ihnen erwartet er mit Bestimmtheit eine bedeutende Gratifikation. Sein Stillschweigen selbst beweist das." — Obwohl selbst Löwe im Gespräche manchmal ein Wort entfallen war, das auf eine solche Empfänglichkeit des Direktors schließen ließ, so war ich doch durch diese unumwundene und mit tatsächlichen Beweisen ausgestattete Mitteilung verblüfft. Mehre Tage ging ich mit mir und mit Niembsch über diese schmutzige Angelegenheit zu Rate. Ich konnte und wollte das entschiedene Abschneiden meiner kaum begonnenen theatralischen Laufbahn nicht riskieren. Andererseits widerstrebte das Über-

lassen des Honorars und Ausstellen einer lügenhaften Quittung ebensosehr meinem eigenen Schamgefühl als der Klugheit, für den Fall nämlich, daß bei dem Ganzen etwa doch eine Verleumdung mit unterlaufen wäre. Endlich kam ich mit Frankl selbst dahin überein, daß die Sache in Form eines Geschenkes abgemacht werden solle, dessen Wert augenscheinlich dem auf ungefähr 200 fl. veranschlagten Honorar gleichstehen müßte. Am Sonnabend den 25. verfügte ich mich in die Fabriksniederlage der Herren Mayerhofer & Klinkosch, kaufte, weil keine anderen vorrätig waren und ich die Sache ehemöglichst los sein wollte, eine Schatulle mit Silbergerät im Preise von 256 fl. C. M., übersendete diese am Sonntag den 26. als ein kleines Merkmal meiner freudigen Dankbarkeit brieflich an Deinhardstein und erhielt von ihm die in meinen Briefen aufbewahrte Antwort, am nächsten Tage das Honorar von 40 Dukaten in Gold oder 186 fl. C. M. und gestern aus seinen eigenen Händen das übliche Burgtheaterfreibillett, wobei er sich wiederholt bedankte, sehr gesprächig und mitteilsam war und seine Bereitwilligkeit, fernere Arbeiten von mir anzunehmen, mit unzweideutigen Worten an den Tag legte.

Guter Leser, der du dieses Blatt vielleicht erst, wenn mein Gebein längst modert, zur Hand bekommst, wie gefällt dir dieser Zug und die in ihm liegende Bezeichnung des Loses und der Stellung eines deutschen Theaterdichters? oder ist die Zeit, in welcher du lebst, vielleicht eine solche, welcher das Erzählte noch als ein Zeichen einer goldenen Zeit erschiene? —

61. 16. Juni 1839.

Aus Anlaß des Durchfallens einer Lokalposse von zwei uns persönlich bekannten Dichterlingen Frank und Baumann machte Niembsch mancherlei Bemerkungen über das Eigentümliche und die Schwierigkeit dramatischer Dichtung. Ich finde, sagte er z. B., daß bei einem Theaterstück das eigentlich Poetische vom Publikum gar nicht aufgefaßt wird; nur das Praktische oder höchstens jene Poesie wirkt, die in dem Deskriptiven, in der Erzählung angebracht ist. Man ist zu sehr auf den Fort-

gang der Handlung gespannt, als daß man mit der Freiheit des Ausdrucks und der Darstellung sich beschäftigen könnte. Ich habe das genau bei der Aufführung Deines Trauerspiels: „Vater und Richter“ in Stuttgart beobachtet, der ich mit größter Aufmerksamkeit folgte. Die eigentlich poetischen Partien darin gingen unbemerkt vorüber. Erst wenn man durch öfteres Sehen sich mit der Handlung eines Stückes völlig vertraut gemacht hat, gewinnt man Zeit und Freiheit, der Form seine Aufmerksamkeit zu widmen. — Es muß wohl eine eigne Heuristik, eine Erfindungskunst geben, die, von Phantasie und wahrhaft dichterischer Begabung ganz unabhängig, lediglich durch eine Tätigkeit des Verstandes wirkt, dem sich eine Situation aus der anderen sprungweise darstellt. Es ist eine auffallende Tatsache, daß die seichtesten Köpfe unserer Nation die besten Erfinder sind: Kotzebue, Reinbeck, Spindler usw. Bauernfeld hat gar keine Erfindung. — Ein vorzügliches Mittel, diese Erfindungskunst zu wecken und kräftig zu erhalten, ist die häufige Lektüre von Romanen. Sie verschafft einen Vorrat von Situationen und Möglichkeiten, den die Phantasie allein nicht zu sammeln vermag.

---

62. Wien, 25. Juni 1839.

Liebe Sophie!

Als ich noch ein Knabe war, ward ich immer traurig, wenn ich im Wald ein leeres Vogelnest gefunden, der ausgeflogenen Vöglein gedenkend und nach ihnen verlangend; und jetzt, da ich ein Mann bin, ergeht es mir nicht anders, wenn ich, etwa nach der Uhr zu sehen, zuweilen in Ihr Zimmer trete. Die Freunde fahren auseinander und rücken wieder zusammen, um abermals sich zu trennen, bis die Stunde schlägt, da sie vielleicht nicht mehr zusammenkommen. Fast sollte man dem verstorbenen Professor Daub beistimmen, der den Raum für ein Gemächte des Teufels hielt.

Noch am Tage Ihrer Abreise fuhr ich nach Kierling. Ich fand mein Schwester in großer Verstimmung und Niedergeschlagenheit und ward von ihr mit einem Strom von Klagen

empfangen; dem kleinsten Mädchen droht Blindheit, dem größten ein Höcker. Das ist freilich viel für eine Mutter. — Ich werde das Kierlinger Tal der Klagen und Schmerzen mancher Art aufgeben müssen, um mein Gedicht zu beendigen; es soll zugleich mit den Trauben reif werden. Trotz der verschiedenen schlimmen und guten Störungen der letzten Tage, als da waren: eine Hämorrhoidalentzündung meiner Schwester; ein Besuch von Wolf, Münch und Karajan in Kierling — ist es mir doch gelungen, unterdessen ein paar hundert Verse weiter zu machen, und wenn es so fortgeht, werden meine Albigenser mit den Trauben, zumal den Kierlinger Trauben, wohl Schritt halten können. — Die Krankheit Theresens ist gehoben. Ich ging mit meinen drei genannten Sonntagsgästen nach Klosterneuburg zum Essen und von dort Abends in die Stadt. Die Tischgespräche in Klosterneuburg waren eben nicht die heitersten; einige Späße Karajans abgerechnet, wie z. B., daß er mir eine Knödelsuppe empfahl, indem er sagte: „Diese vortrefflichen Leberknödel zu verachten, das tun Sie mir nicht an, Verfasser des Savonarola!" Ich verachtete sie dennoch. — Münch teilte mir auf die unbefangenste und zutraulichste Weise mit, daß er einen von mir in einem frühern Gespräche hingeworfenen Gedanken zu einem Sonette verarbeiten wolle. Ich hatte nämlich geäußert: der Teufel ist doch eigentlich kein reales Wesen; der Kampf Gottes mit ihm ist nur ein scheinbarer und die Weltgeschichte gleichsam eine Schachpartie, die Gott mit sich selber spielt, die Züge seines imaginären Gegners immer so stellend, daß derselbe aller seiner fingierten Vorteile ungeachtet, am Ende matt werden muß und die Partie von Gott gewonnen ist. — Münch berichtete mir seine kleine Dieberei so liebenswürdig offenherzig, daß ich mich vielmehr darüber freute, als daß ich den zufälligen Einfall reklamieren möchte, dessen ich mich sonst vielleicht nie wieder erinnert hätte. Münch ist ein recht lieber, treuherziger Mensch. — Wolf verfiel plötzlich in Traurigkeit und sagte, er werde manchmal von dem schrecklichen Gedanken eines verpfuschten Lebens ergriffen. Das fand bei mir gehörigen Anklang; ich weiß auch

davon zu erzählen; allerdings ist dieser Gedanke schrecklich, und er wird zur Verzweiflung, wenn man sich nicht mit dem andern Gedanken hilft: rette, was aus dem Schiffbruche noch zu retten ist! Wer sich solches nicht selbst zuruft oder wohl gar nicht weiß, daß er ein Schiffbrüchiger, und sein ganzes Elend verschläft, dem mag es begegnen, daß er als Leiche ans Meer geworfen wird und zwar als totale Leiche. — Unser Hereingang in die Stadt, an der kühlenden Donau, war recht angenehm und ich benützte ihn dazu, Münch zu bereden, daß er Philosophie studiere. Es gelang mir, ihn zu überzeugen von der mißlichen und gedrückten Stellung eines Dichters, der in seiner Zeit gar nicht philosophisch orientiert, ihren höchsten Fragen, um sich nicht zu kompromittieren, zagend und scheu aus dem Wege gehen muß, nur dort eine Stimme hat, wo das Vergängliche verhandelt wird, im hohen Rate aber, wo der Menschheit Ewiges beraten wird, verstummen muß. Er bat mich angelegentlich um einige philosophische Bücher, er ist bekehrt.

Gestern besuchte mich Graf Christalnigg und lud mich nach Penzing zu Mittag. Ich speiste mit Fr. Unger und Graf Heißenstamm, dem dramatischen Dichter. Unger sang vor Tisch, unter Heißenstamms Begleitung, den Wanderer und das Gretchen von Schubert, hinreißend schön. Es rollt wirklich tragisches Blut in den Adern dieses Weibes. Sie ließ in ihrem Gesange ein singendes Gewitter von Leidenschaft auf mein Herz los; sogleich erkannte ich, daß ich in einen Sturm gerate, ich kämpfte und rang gegen die Macht ihrer Töne, weil ich vor Fremden nicht so gerührt erscheinen mag, umsonst; ich war ganz erschüttert und konnte es nicht verhalten. Da faßte mich, als sie ausgesungen, ein Zorn gegen das sieghafte Weib und ich trat ans Fenster zurück; sie aber folgte mir nach und zeigte mir bescheiden ihre zitternde Hand und wie sie selbst im Sturm gebebt; das versöhnte mich, denn ich sah, was ich gleich hätte denken sollen, daß es ein Stärkerer war als sie und ich, der durch ihr Herz gegangen und meins, und vor dem wir beide gleichgebeugt dastanden, als es wieder stille war. Wir setzten uns zu Tisch.

Die Unger war sehr freundlich und gesprächig. Ich bitte mir meinen Lenau zum Nachbarn aus, sagte sie, und so ward ich denn ihr Nachbar; doch das Singen hatte mir den Appetit verdorben und mich in mich selbst gekehrt, so daß ich weder den trefflichen Speisen meine gebührende verzehrende Würdigung noch den Tischgesprächen und meiner Nachbarin die gehörige Aufmerksamkeit und Teilnahme angedeihen lassen konnte. Nach dem Essen ging's ans Kegelschieben. Die Unger glänzte auch hier als Primadonna, sie warf fünf bis sieben Kegel mit robustem Schube. Abends fuhr ich samt Heißenstamm mit ihr in die Stadt zurück. Um neun Uhr ging ich zu Ihren Eltern und traf alle heiter und freundlich. — Somit, liebe Sophie, haben Sie die Chronik meines dermaligen Lebens. — Wie glücklich wäre ich, könnt' ich bei den schönen Spaziergängen, die Sie mit der liebenswürdigen Rosalie machen, der dritte sein, oder der vierte, oder fünfte! Wie hab' ich Sie hergewünscht, als ich die schönen Lieder hörte! Sie schrieben in Ihrem Briefe an Max von der entzückenden Abendbeleuchtung in Ischl. Ich erinnerte mich lebhaft an den schönen Zimitzer Weg, und wie oft wir ihn gewandelt: das rötliche Licht auf jenen Bergen, während wir über die duftenden Wiesen schlenderten, war wohl die schönste Abendbeleuchtung, auch meines eigenen Lebens. Leben Sie wohl, liebe Sophie, hüten Sie Ihre Gesundheit und vergessen Sie nie, wie viele Herzen dafür besorgt sind. Tausend Grüße an die liebe gute Rosalie und die Kinder.

Ihr Niembsch.

63. (Wien,) 5. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ihr Brief hat mich sehr erfreut und fast überredet, daß mein Leben wirklich so schön zu deuten sei, wie Ihr Herz es gedeutet hat. — Die letzte Woche war für mich eine Zeit stürmischer Bewegung. Karoline Unger ist ein wunderbares Weib. Nur am Sarge meiner Mutter habe ich so geschluchzt wie jenen Abend, als ich die herrliche Künstlerin in Belisario

gehört hatte. Da war es nicht das bestimmte Stück, die bestimmte Rolle, deren Tragik mich ergriffen hätte; die Sängerin ging weit über jede Einzelheit hinaus, und ich hörte in ihren leidenschaftlichen Klagen, in ihrem Aufschrei der Verzweiflung das ganze tragische Schicksal der Menschheit rufen, die ganze Welt des Glücks auseinander brechen und das Herz der Menschheit zerreißen. Mich ergriff ein namenloser, ungeheurer Schmerz, von dem ich noch ein heimliches Zittern durch mein innerstes Leben spüre. Da war es zu hören, daß es dem Schicksal Ernst ist mit seinem Leide, daß dies nicht bloß ein wohlgemeinter Ratschluß unsrer Herzenserziehung ist. Ich war viel mit Karolinen zusammen, sie fühlte sich mir verwandt, wie eine Wetterwolke der andern. Nach der Vorstellung des Belisario ging ich, wie öfter, zu ihr und sagte ihr, daß sie die größte tragische Wirkung auf mich gemacht habe, worüber sie erfreut war und mir einige Tage später sagte, meine Ergriffenheit in genannter Oper sei ihr höchster Triumph, den sie in Wien erlebt, so sehr sie auch erfreut sei über den Beifallssturm nach ihrer letzten Vorstellung. Gestern ist sie nach Dresden abgereist. Ich freue mich ihrer Freundschaft, denn sie ist, was ich ihr auch sagte, eine der höchsten Naturen, die wir auf Erden zu verehren haben. Im Umgange ist sie gewöhnlich lebhaft und heiter, oft kindisch und tändelnd, wobei sichtbar ihre Seele ausruht von den großen Erschütterungen und die Natur wohltätig das Leben wieder ins Gleichgewicht zu bringen sucht. Dann aber bricht zuweilen plötzlich die ernste Stimme ihrer Seele hervor, und was sie mir z. B. über das Tragische und ihre Auffassung desselben gesagt, zeigte mir auch ihren Gedanken auf einer seltenen Höhe. Sie ist in den einsamsten und wildesten Gegenden der Leidenschaft heimisch und kennt das Angesicht des Schmerzes in allen seinen Zügen. Ich wünschte, daß sie, wie sie sich vorgenommen, nach einigen Jahren sich dem deutschen Schauspiele zuwendete; da wäre es eine Freude, ein Trauerspiel eigens für sie zu schreiben. — Liebe Sophie! was sind das für traurige Worte in Ihrem Briefe? Sie

wünschen, daß Ihre Gesundheit eine entscheidende Wendung nehme, so oder so — freut Sie das Leben nicht mehr mit uns? Wissen Sie nicht mehr, was Sie sind und was Sie uns gelten? Sie verstehen es so gut, mir mein Leben schön zu deuten und mir heilkräftige Worte ins Herz zu flößen, wenn Sie mich verstimmt sehen, und haben für sich selbst, Ihren hohen Wert und Beruf kein Auge? Nicht so unmutig, liebe Sophie! Sie machen mich sehr traurig dadurch. Eine Stelle Ihres Briefes ist mir dunkel. Sie sagen, ich werde bald fühlen, wie sehr mein Leben ein gelungenes sei — wie meinen Sie das? Ich bin keiner von den glücklichen Dichtern, die ihrer selbst und ihrer Werke froh werden, wie Goethe —; meine Schriften besitze ich nicht, und mich selbst verschenke ich auch gerne. Man hat zuweilen meine Arbeiten plastisch genannt; daran ist wenigstens so viel wahr, daß ich dabei wie ein plastischer Künstler zu Werke gehe und mich selbst zerschlage, wie der Bildhauer die Form, um den Gedanken heraustreten zu lassen. Vielleicht ist die Eigenschaft meiner Poesie, daß sie mein Selbstopfer ist, das beste dran. Man verzeiht es mir darum, wenn mein Herzblut nicht so gleichmäßig und regelrecht abläuft, wie die Tropfen einer Wasseruhr. Ohne das Gefolge der Trauer ist mir das Göttliche im Leben nie erschienen. In Ihnen hat es mir seit fünf Jahren still geleuchtet, mich wohltätig erwärmt; aber es war viel Schmerz und Kummer damit verbunden und Ihre unsichere Gesundheit beängstigt mich fort und fort. In Karolinen hat es mir, ein heiliges Gewitter, in die Seele geschlagen; aber an dem großen Glück haftet eine tiefe Klage.

Mit meiner Gesundheit geht es leidlich; doch hat sich in letzter Nacht mein Zahnschmerz wieder eingestellt. Therese ist gesund; ich habe ihr Ihren Gruß, den sie gewiß herzlich erwidern wird, wegen des kalten Wetters noch nicht überbringen können.

Schreiben Sie mir recht bald. Schöne Grüße der schönen Rosalie und Ihren Kindern. Leben Sie wohl, liebe Sophie!

Ihr Niembsch.

64. (Wien,) 11. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Sie haben mir mit Ihren paar Zeilen das Herz zerschmettert. Ich bin nicht imstande, Ihnen jetzt ausführlich zu schreiben. Nur so viel als tiefstes Geheimnis. Ich beschwöre Sie, den Brief zu vernichten, nachdem Sie ihn gelesen. Karoline liebt mich und will mein werden. Sie sieht es als ihre Sendung an, mein Leben zu versöhnen und zu beglücken. Mein Gefühl für Sie bleibt ewig und unerschüttert, aber Karolinens Hingebung hat mich tief ergriffen. Es ist an Ihnen, Menschlichkeit zu üben an meinem zerrißnen Herzen. Karoline liebt mich grenzenlos. Sie hat mir geschrieben. Verstoße ich sie, so mache ich sie elend und mich zugleich, denn sie ist wert, daß ich sie liebe. Entziehen Sie mir Ihr Herz, so geben Sie mir den Tod; sind Sie unglücklich, so will ich sterben. Der Knoten ist geschürzt. Ich wollte, ich wäre schon tot!

Gruß an Rosalie.

Dein Niembsch.

65. (Wien,) 12. Juli (1839).

Liebe Sophie!

Ich werde das Mögliche tun, nach Ischl zu kommen. Wenn ich nur eine Stunde mit Ihnen sprechen könnte! Sie waren mir immer das nächste Herz auf Erden; Sie kennen mich und meine tiefste Geschichte; Sie sind mein Stern, zu dem ich in jedem Sturme aufblicke. Heute ist es ruhiger in mir denn gestern. Ich war die letzten Tage her wirklich krank. Es muß sich mir ein Ausweg finden, bei dem kein Herz zu brechen braucht. Verlassen Sie mich nur jetzt nicht! Schreiben Sie mir sogleich!

Ihr Niembsch.

Ich grüße die liebe Rosalie herzlich.

66. Wien, 16. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Ich reise noch diese Woche nach Ischl. Was ich geantwortet, werde ich Ihnen mündlich sagen. Ich will das Gesetz meines Lebens und mein ganzes Schicksal von Ihrem Herzen empfangen, dessen Größe und Heiligkeit mir nie erschienen ist wie in Ihrem letzten Briefe; es liegt ein Gebirg von Kummer und Trauer auf meiner Brust. Der Ausweg, den Sie mir nannten, geht durch meine Todespforte. Ich habe Karoline nicht verschwiegen, daß Sie meine höchste, entscheidende Rücksicht sind; sie wußte ja bereits durch die Gräfin, wie teuer Sie mir sind. Diesen Brief schreibe ich im Zimmer Schwinds, der in der Nähe der Post wohnt. Ich mußte nach Empfang des Ihrigen zu Herz gehen, und es blieb mir nicht Zeit, mich noch vor Abgang der Post nach Hause zu begeben. Es ist schon spät. Schonen Sie Ihre Gesundheit, wenn ich Ihnen lieb bin, denn sie ist mir Lebensbedingung. Gott sei mit Ihnen, liebes, teures, herrliches Herz! Lieben Sie Ihr Leben, wenn Ihnen das meinige was wert ist. Morgen schreib' ich wieder und mehr. Die Papiere bring' ich mit.

Ihr Niembsch.

67. Wien, 17. Juli 1839.

Liebe Sophie!

Wenn ich bei Nacht erwache, und das geschieht oft, so greift meine Seele gleich nach ihrem Schmerze wie die Mutter nach ihrem Kinde. Ich sehne mich sehr nach Ischl. Mit dem nächsten Eilwagen reise ich ab. Ich will heute noch auf die Post gehen und einen Platz bestellen. Es gibt kein Wort für meinen Zustand. Gott erhalte mir Ihr Herz, wenn er will, daß ich ihm dienen soll. Er hat euch beide gemacht und mich, alle drei aus einem Stücke. Ist ihm eins zu viel, so nehme er mich zurück. Ich habe sehr viel mit Ihnen zu sprechen, sehr viel, liebe Sophie! Ich will, wie immer, mein Herz vor Ihnen aufschließen, so weit es aufgeht. Das tut mir selbst not

zu meiner Beruhigung, und wenn ich einem Zustande entrissen werden soll, der mich in die Länge töten müßte. Mein treuer Jugendfreund, der Schlaf, der beste Arzt meiner frühern Leiden, ist hin. Kaum drei, vier Stunden leichten Schlummers, und der Schmerz nimmt wieder seinen Hammer zur Hand und arbeitet fort den ganzen langen Tag. Wie geht es mit Ihrer Gesundheit? O liebe Rosalie, wie dank' ich Dir, daß Du bei Deiner Schwester bist! Freut Ihr euch denn auf mich?

Ich will schließen, denn was ich auch schreiben mag, ich kann es mündlich viel besser sagen. Das Geschriebne hat keinen Ton, am allerwenigsten den Ton, der die jetzige Erschütterung meines Herzens geben könnte.

Auf Wiedersehen, liebe Sophie!

Ihr Niembsch.

68. Wien, 19. Juli (1839).

Liebe Sophie!

Leider bin ich mit den Vorbereitungen zu meiner Reise nicht fertig geworden, so daß ich erst nächsten Montag, den 22. mit dem Dampfschiff abfahren werde und folglich Mittwoch abends in Ischl eintreffe. Wäre nicht Baron Münch den ganzen Morgen bei mir gewesen, so erhielten Sie einen ausführlichern Brief von mir. So aber muß ich eilen. Ich habe noch vieles zu besorgen. Die Schneider brauchen Zeit, um meine herabgekommene Kleidung ein wenig präsentabel zu machen. Max hat Münch bei mir getroffen. Gestern war ich in Kierling und habe meine neugeborne Nichte zum erstenmal gesehen. Mutter und Kind sind gesund. Die erstere war gekränkt über mein spätes Erscheinen, doch war ich die letzte Zeit außerstand, mich um irgendwen zu bekümmern. Das Kind ist recht hübsch, doch ist an seiner Kleinheit und Schwächlichkeit recht deutlich zu erkennen, daß es unter Kummer und Leid ausgetragen worden. Ich reise mit dem Dampfschiff, weil es nur einige Stunden länger dauert und ich mich bei meiner gegenwärtigen körperlichen Abspannung der staubigen Hitze im Eilwagen nicht

aussetzen mag. Könnten Sie mir nicht nach Ebensee entgegenkommen? Wenn Sie wissen, zu welcher Stunde das Dampfschiff nachmittag von Gmunden dahin abgeht, so können Sie die Stunde bemessen, da wir uns treffen.

Leben Sie wohl, liebes Sopherl! grüßen Sie die gute Rosalie tausendmal.

Ihr Niembsch.

(Auf einem beiliegenden Zettel.)

Umzukehren und zu lesen.
Schreiben Sie mir nicht mehr,
denn Ihr Brief würde mich
wahrscheinlich nicht mehr treffen.

69. Ischl, 30. Julii 1839.

Lieber Freund!

Die Fahrt auf dem Dampfschiff Sophie ging trefflich vonstatten. Gute Kost, schnelle Bedienung, schöne Kajüte mit sehr elastischen Polsterbänken, die größte Präzision in allen Manipulationen, wodurch man ein behagliches Gefühl von Sicherheit gewinnt — das alles macht die Fahrt sehr empfehlenswert; sie währt ohngefähr 34—36 Stunden. Das einzige Lästige ist das Zusammenschlafen mit fremden Menschen in gemeinschaftlicher Kajüte. Da wird die Nase von Dampfenden und das Ohr von Schnarchenden zuweilen stark mitgenommen. Ich rate Dir auf jeden Fall einen Mantel in Bereitschaft zu halten für den Fall, daß es Dir im untern Raum zu schwül würde und Du Dich aufs Verdeck, wo es bei Nacht leicht kalt werden mag, flüchten wolltest. — Schreck aller Schrecken! wir haben den Scharlach im Haus; da werd' ich wohl einige Ausflüge machen, bis die arme Olla wieder gesund ist, teils um den Frauen mehr Raum zu geben, teils auch um nicht etwa gar selbst den Scharlach zu kriegen. Wir leben hier sehr angenehm. Den Trutschi eine halbe Stunde zu sehen, ist übrigens mehr wert als 5 fl. C. M. Sophiens Gesundheit ist gar nicht übel; Rosalie ist die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit selbst; der Kaffee besonders

in der Rettenbachmühle ausgezeichnet; die Luft reinster Lebenshauch, das Wetter herrlich — was willst Du mehr? Besonders seit einigen Tagen ist das Aussehen, der Appetit und die Heiterkeit Sophiens sehr beruhigend.

Vale et fave, amice!

Dein Niembsch.

70. Linz, 22. August 1839.

Liebes Soferl!

Vorgestern abends um 9 Uhr ist sie nicht mit dem Eisenbahnwagen, sondern mit Extrapost hier angekommen, als ich eben soupierte. Ihr Wagen hielt vor dem Hause, ich eilte hinab und wir begrüßten uns. Sie war sehr ermüdet von der dreitägigen ununterbrochenen Fahrt, auch Freundin Klara, welche zu meiner Überraschung den Hund, welchen ich ganz vergessen hatte, an einer Schnur höchst gravitätisch ins Zimmer führte. Der Abend verging mit Soupieren der Damen und unter mancherlei muntern Gesprächen. Wir saßen zu vier am Tische, Karoline, Klara, die Stubenkatze und ich. Da konnten mithin keine Schicksalsworte gewechselt werden. Erst gestern abends kam es zu solchen. Karoline stellte alles meiner Entscheidung anheim. Ich erklärte ihr, daß ich, solang sie der Öffentlichkeit angehöre und solang ich meine eigenen Vermögensangelegenheiten nicht völlig geordnet habe, so daß ich einen gesicherten, und nicht verächtlichen Beitrag zum Haushalte bringen könnte, daß ich solange an eine Verbindung nur als künftig denken könne. Meinen Willen durchaus ehrend, nahm Karoline meine Erklärung mit schöner weiblicher Fügsamkeit entgegen. Es sind von ihrer Seite Verbindlichkeiten für 19 Monate eingegangen worden, deren Nichteinhaltung mit großen Opfern, vertragsmäßigen Konventionalstrafen verbunden sein würde; wohingegen die Erfüllung derselben eine Vermögensmehrung von 50000 zurücklegen läßt. Daß ich ein solches Opfer, obwohl sie es mir mit Freuden zu bringen bereit wäre, nicht annehme, versteht sich von selbst.

Die Partie nach Gmunden und weiter konnte bis jetzt wegen

Regenwetters nicht unternommen werden. Vielleicht geschieht es, wenn der Himmel heiter wird, morgen. Klara hat keine große Lust nach den Gebirgen, wird sich aber der ihr aufgedrungenen Naturschönheit nicht entziehen können.

Gestern abend waren wir im Theater und hörten das Nachtlager, musikalische Schneuzer von Conrad Creuzer, unter dessen selbsteigener Leitung und Mitwirkung seiner debütierenden Tochter.

Wie geht es, liebe Sophie? Die unvergeßlichen Tage in Ischl stehn mir recht lebendig in der Seele. Ich hoffe, bald wieder dort zu sein. Schöne Tage! ich bin um so manchen Blick in Ihre liebe, herrliche Seele und um die Freundschaft unserer Rosalie reicher geworden. Sprecht Ihr viel von mir? Haben Sie sich in meinem wunderlichen Wesen zurechtgefunden? erscheint es Ihnen so, daß Sie sich von mir nicht abwenden mögen? O wenn ich einen Genius habe, der sich meiner liebsten Angelegenheiten annimmt, so umschwebe er sie und lasse mein Bild in Ihrer Seele nicht untergehen oder sich entstellen! Derselbe, der mir in jenem Traum und Gedicht zurief: „Guten Abend, Freund, und gute Reise!" sei bei Ihnen und sorge für mich in Ihrem Herzen!

Ich freue mich sehr nach Gmunden, wo ich Briefe von Ihnen vorzufinden hoffe. Ist Trutschi schon aufgestanden? die liebe Zoe soll, auch wenn sie gesund ist, mit mir Mariage spielen, ich werde neue Karten mitbringen.

Eine Beschreibung vieler Details meines hiesigen Lebens erhalten Sie nächstens. Eines der hübschesten war, daß Karoline beim ersten Eintritt ins Zimmer mir die beiden Kränze, welche sie am letzten Abend in Dresden, den einen von Tieck, den andern von der Schröder empfangen hatte, kniend zu Füßen legte. — Sie ist nicht ganz wohl. Ein ziehender Schmerz in der Gegend des Herzens, der zuweilen nachläßt, aber seit längerer Zeit nie völlig weicht, ist ein etwas besorglicher Zustand und läßt bei den ungeheuren Anstrengungen, denen Karoline bald wieder entgegengeht, Schlimmeres befürchten. Ich bin gesund und freue mich noch der guten Nachwirkungen Ihrer trefflichen Bewirtung.

Leben Sie wohl, liebstes Soferl! tausend Grüße der schönsten Art an unsre Rosalie. Ich küsse die Kinder auf Wiedersehen!

Ihr Niembsch.

71. Hallstatt, 28. August 1839.

Liebe Sophie!

In Eile einige Zeilen durch Dr. Brenner. Karoline hat mich zu einem Ausfluge im Salzkammergut eingeladen, und wir sind jetzt in Hallstatt vom Regen festgehalten. Morgen, wenn es etwas erträglich ist, gehn wir weiter. Krummnußbaum werd' ich nicht besuchen, vielleicht später allein. Den 2. oder 3. bin ich wieder in Ischl. Gott sei mit Euch!

Herzliche Grüße.

Ihr Niembsch.

Aus Marens Notizen.

72. Wien, 11. Oktober 1839.

Niembsch: Ich war ein sehr ernster, melancholischer Knabe. Stundenlang konnte ich schweigend am Rande eines Teiches liegen und dem Rufe der Unken horchen. — In Ischl haben wir doch einige ganz glückliche Tage verlebt, Johanna. Und wenn man weiß und bedenkt, wie viel es sagen will, nur eine ganz glückliche Stunde zu haben, der wird den Wert jener Tage begreifen. — Die Unger (Carolina Ungher aus Wien, in Italien zur großen Gesangkünstlerin gebildet) ist eine der größten Naturen unserer Zeit. Wie Petrus den Himmelschlüssel besitzt, besitzt sie den Höllenschlüssel. Es ist im Leben eine schmale, schmale Bergscheide, von der ein Hauch, das Anstreifen eines fliegenden Geiers uns in den Abgrund stürzen kann. Auf diesem schmalen Kamme geht die Unger, sie hat oft und tief in die Hölle zu ihren Füßen hinabgesehen; ich meine aber nicht die Hölle des Katechismus, ich meine die des zerrissenen Herzens.

*



Karoline Unger.

Nach einer Lithographie von Kriehuber 1839.

Eine bedeutende Zeitlücke, drei Monate, dehnt sich zwischen dem Tage, wo ich zuletzt in diesem Notizenbuche geschrieben und dem heutigen. Anfang, Vollendung und zum Teil auf Niembschens Rat vorgenommene Modifikation meines Schauspiels: Karl XII., einer sozusagen auf Bestellung des Schauspielers Löwe, der sich in jener Königsrolle so gefällt, unternommenen Arbeit — ein sechswöchentlicher Aufenthalt in dem entzückenden Salzkammergute, zum Teil ernstlich getrübt durch allerlei Familienkalamitäten (Kinderkrankheiten, Leiden und Schwäche meiner Frau) — Zusammenleben mit Freund Niembsch, näher und anhaltender als je, das sind die zunächst meine eigene Person betreffenden Ereignisse, welche in diese Zeit fallen. Aber meine Person ist bestimmt, in diesen Blättern eben nur den allergeringsten Raum einzunehmen. Daher beklage ich auch nur deswegen die Unterbrechung meines Tagebuchs während meines Aufenthaltes in Ischl, weil viele wichtige Herzensergießungen Niembschens sowie viele interessante faktische Mitteilungen aus seinem und seiner schwäbischen Freunde Munde so verloren gegangen sind, und bei der Schwäche meines Gedächtnisses wahrscheinlich auf immer.

Doch zwei Ereignisse fallen in eben diese Zeit, deren Mittelpunkt Niembsch bildet und welche von solcher Wichtigkeit sind, daß sie in seinem Leben eine wahre Umwälzung bewirken, das unsere wohl nicht unbedeutend modifizieren werden: erstens Niembschens stürmisches, eiliges, mit vollen Segeln auf das Eheziel lossteuerndes Liebesverhältnis zur berühmten Sängerin Unger. Schon bei der ersten ganz zufälligen Zusammenkunft mit diesem über die Jugendlichkeit längst hinausgekommenen Mädchen im Hause unseres Freundes Graf Christalnigg (in welches ich vor Jahren Niembsch eingeführt) machte sie einen bedeutenden Eindruck auf das Gemüt Niembschens. Wieviel Anteil hieran die Huldigungen gehabt, welche sie mit großer Gewandtheit und Beharrlichkeit seinem Dichtergenius darbrachte, lasse ich dahingestellt. Auch will ich damit nicht gesagt haben, daß diese Huldigungen der Aufrichtigkeit entbehrten, sowie auch durchaus nicht in Abrede gestellt werden kann, daß Signora eine Dame von bedeutenden

Gaben, lebhaftem Geiste, tiefem tragischem Gefühle und dabei doch kindisch-heiterer Laune, eine Dame von glücklicher Weltgewandtheit ist, und daß ihr Äußeres, wenn auch nicht hübsch, doch durchaus nichts Abstoßendes, vielleicht in einzelnen Partien etwas sogar Reizendes hat. Reelle Vorzüge der Seele mußte sie ja doch besitzen, um auf Niembsch vom ersten Augenblicke an so mächtig einzuwirken. Aber dessenungeachtet steht bei mir die Überzeugung fest, daß die beiden inwohnende unvermeidliche und erklärbare Eitelkeit eine nicht unbedeutende Rolle bei Begründung und Fortdauer des Liebesverhältnisses zwischen dem berühmten Manne und der berühmten Frau spielte und noch spielt. Von allem Anfange an packte sie ihn und er (unwillkürlich) sie bei dieser schwachen Seite, und unaufhaltsam, mit einer wahrhaft stürmischen Heftigkeit und Ungeniertheit, die, wiewohl der tragischen Primadonna angemessen, doch jedes von Niembsch sonst so hochgeschätzten Reizes weiblich stiller Anmut entbehrte, riß sie ihn in den aufgeregten und aufregenden Strudel ihrer Persönlichkeit hinab und trieb ihn unaufhaltsam darin herum, eine Nixe, eine Lureley gewisser Art. Schon in den ersten Tagen ihrer Bekanntschaft brachte er ihr gesellschaftliche Opfer, welche er jedem anderen Menschen, sogar seiner nächsten und innigsten Freundin, meiner Frau, bis dahin verweigert hatte. Er verschmähte es nicht, sich fast täglich einem Schwarme von Anbetern zuzugesellen, welcher die gefeierte Sängerin umgab und worin es an Gecken oder Einfaltspinseln eben auch nicht fehlte. Aber sie wußte ihn auch auszeichnend hervorzuziehen aus diesem Schwarme. So gestaltete sich das Verhältnis gleich in den ersten Tagen zu einem vertraulichen. Der Dichter besuchte die Schauspielerin hinter den Kulissen und ließ sich von ihr den Eichenkranz darbringen, den sie als Norma getragen. Ein lebhafter Briefwechsel ward mit der nach Dresden Gereiseten angeknüpft, ein Stelldichein in Linz verabredet und pünktlich eingehalten, endlich mit der gewiegten, nach eigenem Geständnis 35, nach Behauptungen Erfahrener 38, ja sogar 40 Jahre alten Primadonna eine einsame, fast schwärmerische

Mondscheinreise durch die Berge über die Seen des schönen Salzkammergutes unternommen. An Ehe mit der Dame wurde nicht bloß gedacht, sondern sogar davon gesprochen. Sie scheint dies Bündnis lebhaft zu begehren, er dazu wenigstens geneigt zu sein. Die Unsicherheit seiner Zukunft in finanzieller Beziehung läßt seine Verbindung mit einer Frau, die sich ein ausreichendes Einkommen erworben, fast wünschen, aber manches Unvermeidliche in der Persönlichkeit dieser Frau, die am Ende doch nicht umhin kann, eine Schauspielerin zu sein, läßt gegründeten Zweifeln Raum, ob er an ihrer Seite auch wirklich jenes Lebensglück finden werde, dessen ein so seltener Geist und ein so seltenes Herz würdig sind.

Das zweite der oben angedeuteten Ereignisse ist Niembschens Bruch mit dem Vater meiner Frau, dem an Kopf, Gemüt und bürgerlicher Stellung gleich achtbaren Hofrate v. Kleyle, des Erzherzogs Karl ältestem, treuestem, innigstem Freunde. Meine Frau, von physischen Leiden ergriffen, welche speziell auf die Psyche deprimierend wirken und von dieser gegenseitig wieder empfindlich influenziert werden, schrieb in einer dieser krankhaften Stimmungen einen Brief an ihre Familie, in dem mit aller ihr eigenen Genialität der Darstellung eine tiefe Melancholie ausgeprägt war. Dieser Brief erregte einen Aufruhr der Bestürzung. Der Vater, von zärtlicher Besorgnis für sein Kind ergriffen, längst überzeugt, daß Niembschens finstere Lebens- und Weltansicht, seine fast wilde Sehnsucht nach Lösung der unlöslichen Rätsel einen nachteiligen Einfluß auf Sophiens Seelenstimmung gehabt und fortwährend habe (eine leider nur zu gegründete Überzeugung), außer alledem aber gewohnt, den meisten Leuten Lehren, Rat, Befehle zu geben, und der Praxis des Lebens und der Naturforschung mit ebenso viel Einsicht als Erfolg zugewendet, schrieb seiner Tochter einen Brief voll allerdings nicht undeutlicher Anspielungen auf Niembschens Tendenz und Wirksamkeit, wenn auch die darin vorkommenden Kraftausdrücke: schwach, wüst, krank, siech etz. nicht geradezu auf ihn gemünzt sein sollten. Die Absicht lag am Tage, und Sophie war unklug, aber ehrlich genug, den Brief an seine indirekte Adresse

gelangen zu lassen. Niembsch hat natürlich das volle, vielleicht bisweilen überströmende Gefühl seiner außerordentlichen Begabung, einen verzeihlichen Stolz auf die zumal im Felde der spekulativen Philosophie erworbene Kenntnis und Leichtigkeit der Bewegung. Niemsch lebt in jener Armut, welche zu Deutschlands Schmach das unveräußerliche Erbteil seiner größten Dichter ist, wenn sie eben nur Dichter sind, er lebt überdies in einem Lande, dessen Bewohner gegen Literatur und ihre Helden im wesentlichen doch gleichgiltig sind, und dessen Regierung vollends einen Mann wie ihn, anstatt ihn nach Gebühr zu achten und hochzustellen, sogar anfeindet und mit kleinlicher Gehässigkeit verfolgt. Durch alles dieses dreifach bitter und reizbar gemacht, schrieb Niembsch dem Vater mit Hintansetzung der Rücksichten, die eben der Vater, die der Greis, der Staatsmann, der Freund eines Fürsten anzusprechen das Recht hatte, eine Antwort, welche das Ansehen eines sich selbst aufgegebenen und mit Virtuosität ausgearbeiteten Grobheitspensums hat. Die Antikritiken und Zurechtweisungen, welche wir, zu Deutschlands weiterer Schmach, bisweilen in den Intelligenzblättern unserer Literaturzeitungen inseriert finden, sind wahre Übungen des Artigkeitsstiles dagegen. Die Wirkung konnte nicht ausbleiben. Der würdige Alte, sonst Niembschens wahrer Freund, fand sich in seinem Tiefinnersten schwer verletzt, und es kam zu dem Bruche, den die beiden Hauptpersonen in diesem mutwillig herbeigeführten Hausdrama ebenso schmerzlich empfinden als wir alle. Niembsch sieht sich vorerst durch seine übereilte Heftigkeit aus einem liebenswürdigen und zugleich aus dem einzigen Familienkreise ausgeschlossen, dem er, außer meinem eigenen, in Wien angehört hatte.

Daß diese beiden Begebenheiten dazu beitrugen, Niembsch in der Verehrung, welche ich für ihn hegte und hege, eher eine Stufe tiefer als eine höher zu stellen, kann und will ich nicht leugnen.

*

Kleine Nachlese von Dictis Lenauianis. Ich hatte einstens eine wahre Leidenschaft, den Verinna auf dem Theater zu spielen.

Es ist merkwürdig, zu sehen, wie alle philosophischen

Denker der Zeit sich früher oder später vor Baader beugen und ihn anerkennen, selbst Hegel hatte Scheu vor ihm.

Ein Freund des eben verstorbenen Mineralogen Mohs wünschte einmal den sächsischen Orden zu sehen, welchen er erhalten. Lange suchte ihn der Naturforscher in allen Schränken und Winkeln vergebens, endlich fand er sich — in der schmutzigen Wäsche.

Ich möchte wohl wissen, ob es eine Urpflanze gibt, in der sich die ganze Pflanzenwelt so konzentriert und repräsentiert wie die Tierwelt im Menschen, und wo diese Pflanze zu finden ist? wie schön müßte sie sein!

Ich hätte gar gerne Martius (jetzt in Wien) kennen gelernt, er soll von seinen Reisen so schön erzählen. Unter andern soll er einmal erwähnt haben, die brasilischen Urwälder seien von so heiliger Unberührtheit, daß, wenn sie einmal ein Mensch betritt, man noch nach Jahren seine Spur wahrzunehmen imstande sei. Die Vegetation zieht sich scheu von der Stelle zurück, die sein Fuß berührte.

73. 12. Oktober 1839.

Gestern erhielt Niembsch das Porträt der Signora; es ist sehr ähnlich. Oben steht: Bitt gar schön. Unten: Gelt's Gott. (Es ist nämlich von einem Kusse die Rede; sie pflegte zu sagen: „Bitt' gar schön um ein Bussel".) Auf einem Felsen bemerkt man die Inschrift:

Nur bald
C. N.

Wie viel Spaß und Possen auch in alledem liegen mögen, so liegt doch auch viel Ernst darin. An schüchterne Weiblichkeit ist da nicht zu denken. Und eben in die Gewalt eines solchen Weibes gerät ein Mann, der von Weiblichkeit immer den höchsten Begriff hatte, an ein Weib immer die allerstrengsten Forderungen stellte.

74. 18. Oktober 1839.

Niembsch darbt; und er ist darüber bisweilen voll Ingrimm. „Wenn ich gar nicht mehr weiter kann", sagt er, „so schieße ich mich tot." Er verlangt von den Deutschen das beinahe Un-

mögliche: daß sie einen Mann wie ihn versorgen sollen. Er verlangt mehr als das Unmögliche: daß sie dies tun sollen, ohne daß er sie darum bittet, ohne daß er ihnen den Hof macht und bei ihnen antichambriert! Dabei kann aber nicht geleugnet werden, daß Niembschens Indolenz in Besorgung eigener bürgerlicher Angelegenheiten zu weit geht für einen Mann, und sei er noch so sehr Poet. So habe ich mich erboten, den Versuch zu machen, den von ihm in Nordamerika erkauften Wald (eine sehr verunglückte Spekulation!) von hier aus wieder zu verkaufen, ohne daß er die weite und kostspielige Reise dahin mache. Es handelt sich vorderhand nur darum, daß er den Gang vor das Stadttor tue und aus der Wohnung seiner Schwester die auf diesen fernen Besitz sich beziehenden Papiere hole, um sie mir zu übergeben. Aber selbst auf diesen unbedeutenden Schritt muß ich seit mehr als vierzehn Tagen vergebens warten.

75. 20. Oktober 1839.

Die Alexandriner- und Buchmacherei, zu welcher Friedrich Rückert herabgesunken, ist eine vielleicht in allen europäischen Literaturen einzige Erscheinung. Es ist damit so weit gediehen, daß sein Verleger selbst dem Publikum vom Umschlagspapier des Bändchens VI der Brahmanischen Trivialitäten herab die Trostesworte zurufen muß: Letztes Bändchen! Dieses und das Erscheinen eines Bandes lyrischen Quarkes, den ein hirnloser literarischer Marktschreier wie Herr Langenschwarz sich nicht entblödet, „Europäische Lieder“ zu titulieren, gaben mir Veranlassung, meine tiefe Verachtung der neuen deutschen Literatur auszusprechen. Freund Niembsch stimmte von Herzen ein. Es ist durchaus keine Freude zu dichten, in dieser Zeit, die an Poesie in der Tat keinen Anteil nimmt. Selbst das Lob, das einem erteilt wird, kann einem gleichgiltig, ja, zuwider sein, wenn man sieht, wie nur Nebendinge, Pikantes und Frappantes aufgegriffen und gepriesen wird, während sie das Wichtige und Wesentliche, dasjenige, worin der Dichter sein Innerstes und Bestes niedergelegt zu haben glaubt, gar nicht bemerken. Welchen

Wert soll vollends das Lob haben, wenn man gewahrt, wie gleich darauf auch wieder der Schund erhoben und bekränzt wird!

76. 31. Oktober 1839.

Niembsch: Ein Engländer (Foreign Monthly Review) vergleicht mich mit Shelley. Das kann mir nur zur Ehre gereichen. Shelleys Beatrice Cenci ist das größte Trauerspiel, das seit Shakespeare geschrieben worden ist. Ich war ganz außer mir, als ich es gelesen hatte. So hat kein Neuerer das echte, das tiefinnerste Unglück eines Menschen auszusprechen verstanden. Aber unser Publikum würde diesen Schmerz gar nicht fassen. Es mag die eigentliche, echte Tragödie gar nicht, wo der Dichter mit tragischen Keulenschlägen die Köpfe trifft. Tragische Schinderei und Quälerei ja, das ist ihr Geschmack.

77. 6. November 1839.

Niembsch: Es ist das Auszeichnende des Mittelalters, daß damals das Individuum Geltung und Macht hatte, während heute nur das Massenhafte gilt. Dies geht durchs ganze Leben, durch die ganze Kunst. In der Musik sogar zeigt es sich. Das Individuelle darin, die Melodie, verschwindet immer mehr, während das Massenhafte, die Harmonie, alles verschlingt. Der Ruhm, den Meyerbeer sich erworben, wurzelt daher tief in seiner Zeit.

Mich loben und lesen wohl viele, aber ein Publikum habe ich nicht. Ein Dichter, der nicht außer seiner Dichtkunst ein Geschäft treibt, muß heutzutage zugrunde gehen.

Der Dr. Seligmann, ein bizarrer Grübler, voll guter Einfälle, der sich mit einem Werke über die Menschenrassen beschäftiget, forscht längst nach einer Grundformel der menschlichen Vitalität. Er glaubte sie in dem Wirbel gefunden zu haben. Ich schlug ihm aber als solche die Röhre vor, worin die Kugel und die Streckung sich darstellen, der Himmel und die Entfernung davon, das Erden- und Höllenleben sich symbolisieren. Er war ganz entzückt über diese launenhafte Hypothese und nahm sich vor, sie physiologisch auszuarbeiten. — Ich sagte ihm ferner, daß es

sieben Hauptsünden geben müsse. Denn der Mensch fehle entweder im Rhythmus des Lebens, das sei nur Schwäche, nicht Sünde, oder er fehle in der Tonart, das sei das eigentlich Böse. Da es aber sieben Tonarten gebe, so müsse hier auch siebenmal verschiedenes Fehlen möglich sein. Auch das leuchtete meinem hitzigen Physiologen vollkommen ein.

78. 8. November 1839.

Ein gewisser Krause, Theatersänger, Theologe, Arzt, ein Lieblingsschüler Zelters, war allein Zeuge seines Todes. Eine Stunde vor dem letzten Augenblicke wurde er von heftigem Fieber durchschüttelt. Er glaubte in seinem Delirium eine Symphonie zu dirigieren und vollführte das Geschäft mit leidenschaftlicher Aufmerksamkeit. Ruhiger geworden, ließ er sich von Krause die letzten Briefe Goethes vorlesen. Sie hatten ihm noch niemals so süß geklungen. Zuletzt hieß er seinem Schüler die Bibel zur Hand nehmen und daraus vorlesen. Währenddem kehrte er sich im Bette um und starb.

*

Der Sänger der Freiheit, Graf A(uersper)g, nun mit einer Gräfin Attems, einer der eingefleischtesten Aristokratenfamilien angehörig, vermählt, behandelt seine ehemaligen Kollegen, die armen Poeten, nun vollkommen en canaille.

79. 12. November 1839.

Ein großer Umschwung geht in Niembschens poetischer Tendenz und Anschauung vor, ist darin schon vorgegangen. Die Albigenser und ihr unendlicher Pfaffengreuel widern ihn an, er hat alle Lust daran verloren. Ich sah neulich, sagte er, lange den über meinem Bette hängenden Savonarola an und begriff gar nicht, wie ich dazu gekommen sei, diese Mönchskutte zu besingen. Aber man wird, wenn man sich in so etwas vertieft, förmlich davon besessen; ich war besessen von Savonarola; ich dachte und fühlte nur wie er. Aber das ist doch nicht mein eigentliches Feld. Das, worin ich neu bin, worin ich Epoche

mache in der deutschen Literatur, und worin mir keiner, wie viele Nachahmer auch schon aufgetreten sind, gleichkommt, ist meine Naturpoesie, meine poetische Durchdringung und Abspiegelung der Natur und ihres Verhältnisses zur Menschheit, ihres Ringens nach dem Geiste, meine Illustration der Natur. Meine effektvollsten Stellen sind jene, wo ich die Natur belauscht habe, die organische wie die menschliche. Diese meine Eigentümlichkeit ist schon anerkannt und wird es noch mehr werden. In einer mir sonst nicht günstigen Kritik in den Hallischen Jahrbüchern geben die Hegelianer zu, daß die Naturanschauung Goethes und Schillers jetzt nicht mehr genügen konnte, und daß ich hierin die deutsche Lyrik weitergebracht. Lyrische Poesien in diesem Sinne will ich wieder machen; auf diesem Felde kann noch vieles geleistet werden, ich will darauf zurückkehren, und der Teufel soll mich holen, wenn ich mich jemals wieder in ein theologisches Gedicht einlasse.

Freunde und Kritiker haben Niembsch längst das zugerufen, was er sich jetzt selber sagen muß. Er will auf den Pfad wieder einlenken, den ein Gott ihm und nur ihm angewiesen. Deutschland hat ihm und sich selbst dazu Glück zu wünschen.

80. 13. November 1839.

Niembsch: Hätte ich meine Mutter noch, ich ließe mir alle Tage von ihr gar gerne eine sanfte Ohrfeige geben. Ich habe meine Mutter nie beleidigt, das hat sie mir oft nachgerühmt.

Wie so viele große Männer scheint auch Niembsch die Erbschaft seines Geistes mehr seiner Mutter als seinem Vater zu verdanken und auch seine ganze kindliche Zärtlichkeit dafür ihr zugewendet zu haben.

81. 15. November 1839.

Franz Baader vermählt sich wieder. So schützt nicht bloß das Alter — auch Theo- und Philosophie schützt vor Torheit nicht.

*

Es gehörte zu den besonderen Ergötzlichkeiten des Knaben Niembsch, Truthühnern mit eigener Hand den Kopf abzuschlagen. — Auch in den meisten Gassenjungenstreichen brachte er es zu einer Virtuosität, die ihm noch bis heute geblieben ist: so kommen ihm wohl wenige in der Geschicklichkeit gleich, auf einem Wasser sogenannte Jungfrau zu werfen. So erbietet er sich, aus seinem Bette auf den Plafond seines Zimmers hinaufzuspucken u. dgl.

82. 19. November 1839.

Niembsch: Schuberts Kompositionen nützen sich ab. Es ist eine gewisse Koketterie, eine unmännliche Weichlichkeit in ihnen.

Zedlitz ist ganz verschollen, von den erst so berühmten Totenkränzen spricht niemand mehr. Wenn Auersperg nichts Ordentliches mehr zutage bringt, so wird er auch bald verschollen sein. Wir werden alle vergessen. Wer spricht jetzt noch von Klopstock, und wer liest ihn? Er lebt nicht mehr.

*

Grillparzer: Die Rotte, die uns regiert, ist von einer Schlechtigkeit, welche höchstens in ihrer Dummheit einige Entschuldigung finden mag. Man sagt, daß man von hier aus dem Don Karlos große Summen an Subsidien nach Spanien gesendet habe. Wenn dies geschehen, so ist es sicherlich der grenzenlose, nicht genug zu verachtende Leichtsinn des Fürsten Metternich, welcher damit seiner Frau und deren Liebhaber, dem Sohne des Karlistengenerals Montenegro, eine Gefälligkeit erweisen wollte. Seit neun Jahren hat Österreich 200 Millionen neue Schulden gemacht, angeblich um das Heer auf einem respektablen Fuße zu erhalten, und heute haben wir weder Geld, noch Heer, noch Ansehen, und Rußland, England und Frankreich debattieren untereinander die orientalische Lebensfrage und fragen uns kaum um unsere Meinung oder tun es doch nur der Höflichkeit wegen. — Diese Rotte von Regierern möchte gerne die Literatur unter ihrer Fahne haben, und es wurmte sie nicht wenig, als nach dem Tode Kaisers Franz in Wien sich kein Dichter zur

Verfassung des neuen Volksliedes bereitwillig fand. Endlich ließ Zedlitz sich herbei und fand seine Lohnarbeit durch einen Brillantring noch zu wenig vergolten. Um ein Stück Fleisch hat er seit jener Zeit Gesinnung und Feder an die Regierung verkauft, die nun alles besitzt, was sie wollte, und jene Literatoren, welche sich von ihr nicht werben ließen, als Sauertöpfe, als Menschen ohne Wert und Erziehung gehen läßt, wohin sie wollen. Darin liegt Zedlitzens Verbrechen, daß er, der in der Literatur, und mit Recht, einen Namen hatte, sich zum Schildträger dieser korrupten und stupiden Menschen brauchen ließ und läßt.

*

Österreichs Regierung führt einen systematischen, in die kleinsten Züge berechneten Vertilgungskrieg gegen alle Geistesauszeichnung, gegen alle Selbständigkeit der Gesinnung, Festigkeit des Charakters. Dagegen ist sie voll rührender Zärtlichkeit, voll verschwenderischen (doch nein! knauserischen!) Dankes für alle Mittelmäßigkeit und kriechende Gesinnungslosigkeit. Wer heute Republikaner und morgen Ultraroyalist zu sein vermag, oder auch umgekehrt, das ist ihr der rechte Mann.

83. 20. November 1839.

Herr Reinhold Cöstlin, der sich im Drama, in der Novelle, in der Staatsschrift herzudrängt, ist, wie Niembsch erzählt, von jeher von grenzenloser Ehrsucht besessen, seit den Schuljahren auf alle Arten von Erfolg bedacht und höchst arrogant, dabei aber auch nicht mit der kleinsten Ader poetischen Geistes ausgestattet.

*

Langes Morgengespräch mit Niembsch, Alexander Graf Württemberg und Baron Münch, dessen Gegenstände: das dramatische Geschick Raupachs — das poetische Unvermögen Gutzkows — Zedlitz, der das Gedicht, welches seinen Namen in die Fremde getragen, „Die nächtliche Heerschau", nicht in die Sammlung seiner Gedichte aufzunehmen wagt, an dessen vielgerühmten Totenkränzen Niembsch große Gedankenarmut wahrnimmt, und an dem er

nicht viel mehr als Sprachgewalt gelten lassen will — Streiche und Striche der hiesigen Zensur, welche dem dramatischen Dichter die Bearbeitung von Stoffen wie Ulrich v. Würtemberg und v. Hutten, Ulrich v. Zilly, Ferdinand II., Rudolf II. unmöglich macht, welche dem Juden in des Grafen Heussenstamm erstem, nächstens zur Aufführung kommendem Trauerspiele nicht erlaubt, den andern Christ, sondern nur, ihn Spanier zu nennen (obwohl der Jude natürlich selbst Spanier ist), welche das Wort Himmelreich aus einem Manuskripte wegstreicht — die Vorzüglichkeit der griechischen Sprache vor der lateinischen zum Schulunterrichte usw. — Ein gutes Wort Münch-Halms: Jede Tragödie muß zu Gott führen, sonst ist sie keine; der Zuschauer muß von ihr ein religiöses Gefühl mit sich fortnehmen. Daher ist es für manche wohl leichter, für manche aber ganz unmöglich, eine Tragödie zu schreiben.

Es hat wohl selten einen auf der Höhe der bürgerlichen Gesellschaft stehenden Mann gegeben, der so viel Anspruchlosigkeit, milde Freundlichkeit und innige Liebe zur Dichtkunst in sich vereinigt hätte wie der Graf Alexander Württemberg. Er ist einer von den liebenswürdigen Menschen, für welche das Wort Herzensgüte wie erfunden zu sein scheint. — Dagegen hat Halm wenig Liebenswürdiges. Er spricht viel und in jedem Worte zeigt sich das Bewußtsein seiner hohen Stellung als Dichter. Er ist von jener Schroffheit und Aufgeblasenheit, welche einen Charakterzug der Familie bildet, der er angehört. Man sehe seine Oheime, den Bundestagspräsidenten und den Hofrat Münch-Bellinghausen.

84. 24. November 1839.

Graf Württemberg in engstem Vertrauen zu Niembsch. Die Schillersstatue ist eine wahre Misere. Erstens steht sie vor dem Schlosse meiner Ahnen, in der Nähe des Grabgewölbes, wo sie ruhen; sie nimmt den Platz einem künftigen Standbilde eines meiner Vorfahren, wie es dem Ulrich von Würtemberg oder dem Geber der Konstitution oder dem jetzigen König einmal er-

richtet werden sollte. Dorthin gehört Schiller nicht. Er gehört in die Nähe des Theaters oder ins Freie. Zweitens ist aber auch die Statue an sich miserabel: die vorgebogene Stellung die eines Duckmäusers, Jacke und Halskrause, als ob er sich von seiner Frau ein Nachtkorsett ausgeliehen hätte, der Lorbeerkranz an eine Pelzmütze erinnernd, die ungleichen Basreliefs dem Ganzen das Ansehen gebend, als ob es demnächst zusammenstürzen werde. — Und doch ist dieser Graf Alexander in seiner ritterlichen Naivität eine durchaus liebenswürdige Erscheinung.

*

Die Leidenschaft Niembschens für Karoline Unger ist bedeutend abgekühlt. Sie ist es, wie jetzt erst aus seinen Geständnissen zutage kommt, eben seit jener romantischen Gebirgsreise, welche nach der Meinung und Absicht der Signora die Leidenschaft in eine unauslöschliche Flamme wandeln sollte. Nachdem sie in einer Reihe von Briefen an den berühmten Dichter, durch dessen Huldigung sie sich so geschmeichelt fand, die ganze Zusammenkunft und Reise mit ihm als ein wichtiges Geheimnis behandelt wissen zu wollen, sich die Miene gegeben hatte, affichierte sie in Linz förmlich das angebliche Mysterium, indem sie in Niembschens Begleitung in eine Theaterloge und in Privathäuser ging. Wie klug und gewandt sie ihre Fäden um ihn gesponnen, war sie doch nicht klug genug, sich gewissen Eigentümlichkeiten seiner Sinnesart und Gewohnheit anzuschmiegen, oder sie hielt ihn bereits für so unwiderruflich ihr verfallen, daß sie es für überflüssige Mühe hielt. So pflegte sie in einem gewissen Tone amikaler Befehlshaberschaft laut manche kleine Dienste von ihm zu fordern: z. B. Umhängen des Mantels oder Tuches, Rufen des Kellners u. dgl. Forderungen, welche in den Verhältnissen und Gewohnheiten einer italienischen Primadonna so vollkommen begründet sind, daß sie an sich gar nichts Auffallendes haben, unsern reizbaren und den Frauen gegenüber an das gerade entgegengesetzte Verhältnis gewöhnten Dichter aber verletzten, ja bisweilen sogar innerlich empörten. Er hatte es bisher nur erlebt, daß Frauen und Mädchen seinen Wünschen in allen

Kleinigkeiten und Bedürfnissen des alltäglichen Lebens zuvorzukommen eilten, und sah sich nun zum Diener der Signora entwürdigt. Da ergriff ihn der Gedanke, daß seine Ehe mit einem so von jeher selbständigen und des Herrschens gewohnten Weibe ein unpassendes und sehr unbequemes Verhältnis sein müßte. Und dieser Gedanke wirkte seitdem fort in ihm und wird, wie kaum zweifelhaft ist, zur Tat werden. So kleiner Dinge bedarf es, um dem Leben selbst großer Menschen eine oder die andere Richtung zu geben.

*

Noch keine deutsche Kritik ist so in die Eigentümlichkeit der Poesie Niembschens eingegangen, hat sich mit solcher Liebe und solchem Geschmacke, mit solcher Freiheit von Vorurteilen oder Koterierücksichten damit beschäftigt, als eine Anzeige seiner Werke in Nr. V des Foreign Monthly Review.

Wahrlich, mit der deutschen Kritik steht es jetzt so, daß man es beinahe vorziehen sollte, von jenem Engländer getadelt, als von diesen kritischen Straßenjungen gelobt zu werden. — Ein ähnliches Verhältnis waltet hinsichtlich des Theaterpublikums, wenigstens des hiesigen, ob. Ich muß freilich wünschen, ihm zu gefallen. Sehe ich aber, welche ganz bodenlose Plattheiten auch seinen Beifall haben, dann muß ich wohl an jenem Wunsche irre werden, und es muß sich in meinem Innersten die Frage vordrängen: wäre es nicht vielleicht besser, wenn mein Werk diesen guten Leuten mißfiele?!

85. 3. Dezember 1839.

Niembsch: Es ist sehr gut, gar kein Journal zu lesen, wie ich jetzt tue. Die ganze Literatur ist ja doch nur Misere. Ich wollte, ich brauchte niemals wieder etwas herauszugeben.

Ich halte die Deutschen nicht bloß für das stupideste, sondern selbst für das schlechteste Volk; dem Gefühle der Menschenwürde ist es unter allen Völkern gewiß am meisten entfremdet.

Beriot soll gestern in seinem Konzerte 4500 fl. C. M. eingenommen haben. Ich muß vier Jahre schreiben, bis ich eine

solche Summe einnehme, die jener Virtuose in einer Stunde verdient. Es ist doch gar keine Vernunft in der Menschheit, und die Optimisten haben eigentlich gar kein Gefühl für den Jammer der Menschheit. Ein zufriedener Österreicher aber, der unaufhörlich in der dicksten Atmosphäre dieses Jammers weilt und ihn über Strauß und Lanner vergessen kann, ist eo ipso ein schlechter Kerl. In unseren Leuten ist ja doch kein Funke Gefühls für Selbständigkeit, Würde und Recht des Menschen.

Klopstock hatte gar keine Gedanken, war gar kein Dichter, und wie wurde er als solcher gefeiert und gepriesen! Aber wir sind vor solcher Torheit selbst heute noch gar nicht sicher. Ich könnte manchen nennen, dem die Mitwelt als Dichter die höchste Verehrung zollt und der weiter nichts ist als ein sprachgewandter Reflektierer. Ungezweifelt dachte Niembsch dabei an Zedlitz.

*

Einer trat im Kaffeehause zu unserm Niembsch und eröffnete ihm, Liszt wünsche ihn kennen zu lernen, und er möge deshalb zu ihm, dem Mittelsmann, zum Frühstücke kommen. Will Lißt mich kennen lernen, so komme er zu mir, sagte Niembsch.

86. 8. Dezember 1839.

Niembsch: Jetzt gilt nur die Musik mehr etwas. Das Gehör ist der letzte Sinn, welcher dem Sterbenden vergeht. Diese Erscheinung ist auch bei dem jetzigen Tode des Kunstlebens wahrzunehmen. Man kann nur noch hören, und selbst da muß recht tüchtig drauf losgepaukt werden. — Mein schriftstellerisches Leben freut mich nicht um einen Groschen mehr. Ich beneide jeden Bauer, jeden Soldaten um das seinige. — Man schimpft so auf die Ungarn als Barbaren, aber es ist dort mehr Gefühl als in ganz Deutschland zusammengenommen. Sie haben eine Akademie, welche den begabten Dichter durch Geldunterstützung und Herausgabe seiner Schriften der Nahrungssorge enthebt. Weder Fürsten noch selbst Ständedeputierte in Deutschland fühlen sich berufen, für die Poesie und den Poeten den kleinsten Aufwand zu machen.

87. 12. Dezember 1839.

Niembsch: Grillparzer tut nicht wohl daran, alle seine rückständigen Dramen jetzt drucken zu lassen. Er zeigt sich darin arm an Gedanken, gemein, selbst in der Form weit hinter den Forderungen unserer Zeit zurück. Diese Glätte und Nüchternheit der Sprache konnte an Goethe gefallen, der überall seine, der Menschennatur abgelauschte Züge anbrachte und immer wahr blieb. Nichts wäre leichter, als Grillparzers „Wehe dem, der lügt“ ad absurdum zu führen im Ganzen der Komposition wie in den Einzelheiten der Ausführung.

Niembsch zu Sophie: Sie haben sehr viel beigetragen, mir die Albigenser zu verleiden. Sie sagten mir so oft in Ischl, wenn ich Ihnen einzelne Gesänge mitteilte: das Gedicht werde nicht gefallen. Aber das ist kein Gedicht für Frauen, es ist eines für Männer, die einen Puff aushalten können. — Sophie: O, da werfen Sie den besten Teil Ihres Publikums weg. Für Männer braucht man gar keine Gedichte zu schreiben, höchstens Zeitungsartikel.

*

Niembsch: Meine Großeltern, sehr vermögliche Leute, gaben mir ein Taschengeld von sieben Gulden Papiergeld monatlich, das ich auf Torheiten aller Art vergeudete. So begegnete ich einmal Husaren, begann mit ihnen ungarisch zu reden und schenkte ihnen mein Taschengeld zum Vertrinken. Als ich in das Studium der Philosophie eintrat, begann ich Billard zu spielen und faßte dafür eine solche Leidenschaft, daß mir vom Billard träumte. Nicht selten hatte ich gar kein Geld, dann ließ ich Juden zu mir kommen und verhandelte ihnen meine Bücher und alle fahrende Habe.

88. 22. Dezember 1839.

Niembsch sagte über den „Camoens“ von Halm zu dem Dichter selbst: Dies Werkchen hat mir gänzlich mißfallen. Erstlich ist Camoens einem Menschen gegenübergestellt, der viel zu tief unter ihm ist, als daß er es würdig wäre, daß Camoens über den Wert und die Leiden einer poetischen Natur ihn umständlich

belehrte. Dann aber handelt es sich auch bei allen diesen Erörterungen mehr um Äußerlichkeiten und hätte müssen, um der Sache ihr volles Recht angedeihen zu lassen, bei weitem tiefer geschöpft werden. Überhaupt bin ich aber gegen alle solche poetische Darstellung der Poesie und Poeten. Es ist dies eine Art von Doppeltgängerei, ein Objektivieren und Sichselberspiegeln, wobei nichts Gutes herauskommt. Selbst Goethes Tasso zeigt sich mehr als die über allerhand kränkliche Zustände sich verbreitende Erörterung des Physiologen und Pathologen, denn als ein gesundes, in sich kräftiges Kunstwerk.

Das Machen versteht Halm wohl in hohem Grade. Seine Geschicklichkeit in Verschlingung und Führung der dramatischen Handlung ist sehr groß, und dies ist es, wodurch er die meiste und sicherste Wirkung hervorbringt.

89. 25. Dezember 1839.

Niembsch: Platen ist doch einzig. Er ist nicht tief, aber höchst elegant und in seiner Kunstbegeisterung liebenswürdig. So viel Fleiß auf eine schöne Wortstellung zu verwenden, wie er getan, ist etwas sehr Geistiges und Ehrenwertes. Es ist Unsinn zu sagen, daß er keine Gedanken gehabt und nur in der Form ein Meister gewesen. Als ob es möglich wäre, solche Formen zu erzeugen, ohne darüber zu denken.

90. 26. Dezember 1839.

Niembsch: Es müßte sich ein sehr gutes Geschäft mit einem wohleingerichteten Marionettentheater machen lassen. Dies wäre so recht das eigentliche deutsche Volkstheater, und man könnte reich dabei werden. Nicht bloß das Komische, auch das Pathetische und Tragische macht, von Marionetten dargestellt, eine wahrhaft poetische Wirkung. Ich wenigstens verspürte eine solche, als ich einmal auf einer Marionettenbühne das alte Volksstück „Faust“ aufführen sah.

91. 29. Dezember 1839.

Niembsch: Platen ist so kindisch. Solche Ghaselen kann nur ein höchst angenehmer Kindskopf machen.

Oft, wenn ich von einem Kranken höre, denke ich mir: den hättest du vielleicht retten können, und bereue sehr, nicht das medizinische Studium vollendet zu haben. Der alte Schleifer (lyrischer Dichter, Bergrat in Gmunden) schrieb mir darüber einen schönen Brief, worin er das Bild der Dido gebrauchte, deren Schatten sich von Äneas abwendet, da er die Unterwelt besucht. Eben so, schrieb er, würden dereinst die Seelen derer sich von mir abwenden, die ich als Arzt gerettet haben würde.

92. 31. Dezember 1839.

Niembsch: Ich habe den Faust zu jung geschrieben, was ich jetzt bereue. Er ist kein durchgearbeitetes Ganzes, sondern alles mehr Rhapsodie. Recht gut ließe sich ein Faust mit Zugrundelegung der orientalischen, insbesondere der indischen Mythologie schreiben. Die höchste Aufgabe aber für die Poesie wäre Luzifer in der Auffassung der Gnostiker, wie er die Engel zum Abfall verlockt, wie die gesamte Schöpfung ein Abfall ist von Gott.

93. 11. Januar 1840.

Die Signora Carolina Ungher machte den harmlosen Versuch, sich vor ihrem dichterischen Freunde um ein drei Jährchen jünger auszugeben, als sie ist. Es wurde von ihr ruchbar, daß sie in früherer Zeit der Verführung eines gewissen Gritti unterlegen, bei ihm in einer Villa bei Padua gelebt, durch ihn Mutter geworden — daß sie ferner bei ihrem letzten Aufenthalte in Wien einen Jugendanbeter, den geistreichen Baron Nell (auch als Novellist und Archäolog bekannt), wiewohl er seitdem Gatte und Vater geworden, durch allerhand Reden und Taten agaziert, in Bewegung gebracht und die Komödie der noch unverlöschten Leidenschaft dem nervos Erregbaren vorgespielt — daß sie endlich in neuester Zeit mit dem Virtuosen

Liszt bei dessen Abreise von Triest eine Abschiedsorgie gefeiert, bei welcher sogar mehr Champagner, als sich ziemt, die sangesreiche Kehle der berühmten Tragödin benetzt haben soll. Solche Notizen haben zu dem erbaulichen Resultate geführt, daß Niembsch, der vor einigen Monaten Karoline eine große Frau nannte, jetzt sich nicht entblödet, über sie die Reimrede „sie ist eine Sau“ laut werden zu lassen. — Übrigens hat Niembsch jetzt eine sehr vergnügte Zeit, denn Cotta will der Gedichte vierte, Hallberger der Neueren Gedichte zweite Auflage veranstalten, was im Vereine mit den fortschreitenden Albigensern ihm die angenehme Aussicht auf Moneten eröffnet.

94. 22. Januar 1840.

Niembsch: Wie schrecklich ist es, in einem Lande und unter einer Regierung zu leben, wo ich keinen Augenblick sicher bin, daß man mich nicht überfalle und mir meine Manuskripte wegnehme. Münch, Wolf, Heusenstamm versichern mich einstimmig, daß, wenn meine Albigenser im Druck erschienen sind, ich durchaus nicht mehr in Österreich werde leben können.

*

Der kurländisch-russische General Graf Medem und seine Gemahlin ließen Niembsch zu sich bitten und waren entzückt, seine Bekanntschaft zu machen. Keine Wiener Familie von gleicher Stellung ließ sich je so etwas einfallen. Dieses geist- und gedankenlose Gezücht kümmert sich kaum je um etwas, was über materiellen Genuß und Glanz hinausgeht, und steht dieser seiner Gemeinheit wegen weit unter den Bevölkerungen der meisten europäischen Hauptstädte, was auch kopflose Journalkorrespondenten über die kunstsinnige Kaiserstadt faseln mögen. Selbst die Barbaren Rußlands könnten diesfalls noch die Lehrmeister der Wiener sein. Gräfin konnte sich vor Erstaunen gar nicht erholen, als sie wahrnahm, daß die Wiener Damen nicht einmal von der Existenz des Savonarola wußten, viel weniger ihn gelesen hatten. Ach, sagte sie, wenn wir solch einen Mann wie Lenau in Petersburg hätten, wir würden

ihn auf den Händen tragen, und wenn er gegen den Kaiser geschrieben hätte!

95. 3. Februar 1840.

Bei der ersten Vorstellung eines neuen Dramas eines neuen Dichters, des Grafen Heusenstamm („Ein weibliches Herz“, eine überaus schlechte Arbeit) wurde Niembsch eine Brieftasche, in welcher sich 80 fl. in Banknoten befanden, aus der Tasche gestohlen. Er verschwor es, jemals wieder ins Theater zu gehen, eine solche Räuberhöhle, sagte er.

Er besuchte mit einem Freunde eine Somnambule, unterließ aber, sie über sich selbst oder einen ihm werten Menschen zu fragen, weil ihm, wie mir, ein solcher Eingriff in das stille und verhüllte Walten der Natur sündhaft erscheint. Von dem Arzte über Niembschens Persönlichkeit befragt, antwortete die, wiewohl nicht sehr starke Hellseherin, daß er an die Sache nicht glaube, daß er schreibe, daß er viel und hohe Sachen denke. Niembsch reichte ihr die Hand. Er hat ein gutes Gemüt, sagte die Clairvoyante, seine Hand wirkt sehr wohltätig auf mich — und sie wollte die Hand gar nicht loslassen.

Niembsch: Ich habe einen Aufsatz der George Sand über Goethe gelesen. Es ist das Geistreichste, das ich je über Goethe gelesen habe, und von einer Frau und Französin ausgesprochen eine überaus große Merkwürdigkeit. Sie macht einen Unterschied zwischen Künstler und Dichter. Vom letzten fordert sie Glauben, Begeisterung, Leidenschaft, welches alles Goethe abging, daher er wohl das größte Talent, aber kein Genie war; sie sagt ferner, daß es nicht allein die Aufgabe der Poesie sei, Natur und höchstens die Leidenschaft des Menschen zum Gegenstand ihrer Darstellung zu machen, sondern daß sie höher, in die Regionen der Metaphysik sich zu erheben habe; lauter Behauptungen, welche ich fast mit denselben Worten oft und erst neulich noch in unserem Kreise bei Ferdinand Wolf ausgesprochen habe. Es ist erfreulich, daß man nun allmählich zur Erkenntnis kommt, daß der Kreis der Goetheschen Poesie

nicht der äußerste und letzte gewesen, sondern daß noch etwas darüber hinausliege. In allen Werken Goethes spürt man ihn selbst, seine gewaltig kräftige Individualität, nicht so z. B. bei Byron, wo man die Persönlichkeit des Dichters über den höheren auf uns eindringenden Gewalten vergißt. Das Studium und die Nachahmung Goethes ist daher für den aufstrebenden Dichter das Gefährlichste und führt immer zum Nihilismus. Denn die außerordentliche ihm gewordene Kunstfertigkeit läßt sich nicht nachahmen, und der positive Gehalt bietet keine Ausbeute.

96. 6. Februar 1840.

Niembsch: Ich habe gestern in einer alten lateinischen Chronik köstliche Züge gefunden. Bei Konradins Hinrichtung schoß ein Adler aus der Höhe, streifte seinen Flügel durch das Blut des Enthaupteten und verschwand wieder in den Lüften. — Der Pater Bartoldus, der in Bayern vor Tausenden im Freien predigte, ließ vor Anfang der Predigt immer eine Feder an einem Faden fliegen, um zu sehen, woher der Wind komme, und hieß dann die Scharen seiner Hörer gegen den Wind sich setzen, damit sie ihn besser verständen. — Ein Schmied hatte eine täuschende Ähnlichkeit mit dem verstorbenen Kaiser Friedrich II. von Hohenstaufen. Das Volk kam zu ihm, warf sich vor ihm nieder und zweifelte nicht, daß er der Kaiser sei. Er aber wollte von nichts wissen und nur bei seinem Weibe daheim bleiben. — Ich freue mich immer sehr derlei zu finden; es ist soviel Kindlichkeit darin. — Ein andermal nahm Rudolf von Habsburg eine feste Burg, indem er eine kleine Schar Reiter gegen sie anrücken ließ, deren jeder einen Fußknecht hinter sich auf dem Pferde hatte. Die durch den schwachen Feind hervorgelockte Besatzung wurde durch die plötzlich verdoppelte Anzahl desselben alsbald überwältiget.

*

Wenn Holinshed, Boccaccio und Shakespeare Zeitgenossen und Mitbürger der Société des gens de lettres in Paris wären, so würde letzterer von den beiden ersteren vor Gericht

gezogen und von diesem zur Entschädigung verurteilt werden können, weil er ihren Erzählungen die Stoffe zu seinen Dramen entnommen.

97. 11. Februar 1840.

Graf Wilhelm von Württemberg, Bruder des liebenswürdigen Grafen Alexander, viel hochfahrender und aristokratischer als dieser, besitzt eine besondere Geschicklichkeit in mimischer Nachahmung. So sah ihn Niembsch einmal seinen Bruder rasieren und dabei das ganze Wesen eines Barbiergesellen auf das frappanteste wiedergeben. Ein andermal machte er den Herzog Paul von Württemberg, der Nordamerika bereiset hatte und immer sehr gelehrt tat, zum Gegenstand einer Mystifikation, von welcher der ganze Hof zum voraus unterrichtet war. Er erzählte nämlich dem Herzoge, daß am nächsten Tage ein berühmter ausländischer Gelehrter zur königlichen Tafel geladen sei. Als solcher Gelehrter erschien er dann selbst, dergestalt verkleidet und gemalt, daß es ganz unmöglich war, ihn zu erkennen. Er saß bei Tische neben Herzog Paul, sprach ihm von unglaublichen Pflanzen und Tieren Amerikas und imponierte ihm höchlich. Als der Herzog den ihm gespielten Streich erfuhr, zürnte er so sehr, daß er noch des andern Tages von Stuttgart abreiste.

Der jetzt wieder hier anwesende Anastas Grün zu Niembsch: Es ist nicht wahr, was man erzählt, daß ich meinem Schwiegervater (dem Grafen Attems) das Wort gegeben, nichts mehr zu schreiben. Er ist ein viel zu rechtlicher Mann und hat zu viel Achtung vor einer fremden Meinung, als daß er ein solches Versprechen hätte fordern können, und der Graf Auersperg würde es ihm auch nie gegeben haben. Aber ich habe ja dem Fürsten Metternich in jener Unterredung versichert, ich würde entweder auswandern oder schweigen. Ersteres tat ich nicht, also tu ich das letztere. Ich mag mit dem Zensurgesindel ferner nichts zu tun haben. In dessen Sinne schreiben aber kann ich nicht. — Ebensowenig habe ich bisher daran gedacht, mich um den Kammerherrnschlüssel zu bewerben.

Hammer bezeichnete dem Grafen Auersperg seine jetzige Gemahlin, als sie noch Mädchen war, als eine ihm angemessene Braut. Auersperg erwiderte, sie gefalle ihm nicht. Nach einiger Zeit traf er wieder mit Auersperg zusammen und erzählte ihm, er habe mittlerweile Gräfin Attems selbst in Steiermark gesehn und sie recht liebenswürdig gefunden, was aber ihr Äußeres betreffe, so müsse er die Meinung des Grafen Auersperg teilen. Indessen war sie wirklich bereits des letztern Braut geworden.

Fürstin Odescalchi in Pest fragte Liszt, ob es denn wahr sei, daß in Paris Schriftsteller und Künstler in die höchsten Kreise zugelassen seien? Liszt erwiderte: Allerdings ist das wahr. Aber zugelassen ist nicht das rechte Wort; sie sind gesucht. Die besten unter ihnen bilden aber sogar eine eigene Aristokratie unter sich.

98. 22. Februar 1840.

Eine in der württembergischen Armee erledigte Oberstenstelle bestimmte den Grafen Alexander schleunigst nach Hause zu reisen. Niembsch sollte und wollte sein Begleiter sein. Die schnelle Erlangung des Passes, welcher im gewöhnlichen Amtswege vor einiger Zeit ihm sogar verweigert worden war, bot einige Schwierigkeit. Aber was beseitiget man nicht leicht in den Regionen der Aristokratie! Die verwitwete Herzogin von Württemberg, Tante des Grafen Alexander, Schwester des Fürsten Metternich, schrieb an diesen ein Billet, und nach ein paar Stunden hatte Niembsch einen in bester Form abgefaßten Staatskanzleipaß und eilte nächsten Tag (15. d. M.) an der Seite seines Freundes nach Stuttgart, wohin die Veranstaltung neuer Auflagen seiner Gedichte ihn ruft.

---

99. Stuttgart, 23. Februar 1840.

Liebe, teure Sophie!

Beschwerlich war unsere Reise durch schlechte Wege, große Kälte und einen etwas unbequemen Wagen. Die erste Nacht rasteten wir in Mölk. Alexander ließ sein Bett sich auswärmen,

das meinige glich einem großen Eisumschlag über den ganzen Körper, und erst der vortreffliche Karawanentee zum Frühstück konnte mich wieder ein wenig warm machen. Den zweiten Tag ging es bis Wels. In Strengberg erlebte ich einen wehmütigen Spaß. Die dortige, in den Grafen Alexander verliebte Postmeisterin, nach welcher von diesem sogleich gefragt wurde, lag eben krank darnieder; doch kaum hatte sie seine Ankunft vernommen, als sie, aus dem Bette gesprungen, mit einer zierlichen Haube auf dem Kopfe, zum Fenster herabguckte und mit Alexander, der unterdessen in aller Eile seine Pelz- und Schlafhaube abgetan und dafür eine blaue, goldverzierte Prachtmütze aufgesetzt hatte, eine zärtlich kokettierende Konversation hielt. Bald fuhren wir weiter; Alexander sank in seine Schlafhaube, die Postmeisterin wahrscheinlich ebenso schnell in ihre Federdecken zurück, und ich dachte noch eine Weile der Szene nach, wie da gleichsam zwei Krankheiten in eitler Gefallsucht sich einander die Cour machten. Hinter Strengberg, als wir den sehr kotigen Weg bergan fuhren, hörten wir plötzlich eine gewaltige Stimme unserm Postillon zudonnern: „Viechkerl, verfluchter, kannst du nicht wo anders fahren, als wo die Leut' gehen?" Die Prätension, daß die Extrapost einem Fußgänger ausweichen solle, war originell und interessierte mich für den Seltsamen. Es war ein schundiger, einen Knotenstock zornig schwingender, schwarzhaariger, blasser Handwerksbursch mit aufgestülpten Beinkleidern, auf deren Grundfarbe, dem Straßenkote, sich spärliche blaue Flecken zeigten. Wir ließen den kotpatschenden Propheten einer demokratischen Zukunft hinter uns, hörten ihn aber noch lange hadern und fluchen. Ein prächtiger Kerl! — In Wels hing das Bildnis Judas des Apostels zwischen unsern Betten; doch der Mann Gottes machte sie nicht warm, eine Portion Wärme, und hätte sie mir der Teufel aus der Hölle gebracht, wäre mir lieber gewesen. Montag fuhren wir bis Neumarkt. Zwischen letzterm Orte und Frankenmarkt ward Alexander in Wirkung zu häufig genossenen schlechten Biers von einer heftigen Kolik befallen. Auf der Station wärmte ich dem Leidenden, während sein Jäger mit

Auspacken der Nachtrequisiten beschäftigt war, am eisernen Ofen Umschlagetücher und verbrannte ihm beim Auflegen derselben einigemal den Leib, indem ich dachte: je wärmer, je besser. Dann suchte ich das äußere Verbrennen durch ein innerliches ins Gleichgewicht zu bringen und nötigte meinem Kranken einige Tassen siedheißen Tee in seine Geweide. Nach einigen Stunden war er geheilt. Dienstag war große Kälte eingetreten. Zu Wasserburg in Bayern wurde übernachtet. Mittwoch fuhren wir spät in die Nacht bis Augsburg. Die Kälte war so grimmig, daß wir befürchteten, der auf dem Kutschbock sitzende, von Zeit zu Zeit einnickende Jäger könnte erfrieren, wie im vorigen Winter in derselben Gegend die Kammerjungfer einer englischen Herrschaft auf dem Bock erfroren ist. Mit dem Aberglauben hat es doch manchmal seine Richtigkeit. An diesem Tage war uns ein mit Schweinen vollbefrachteter Leiterwagen, zu großem Schreck meines Freundes, begegnet. Die ominosen Schweine bedeuteten aber die Personalnachrichten der Allgemeinen Zeitung, welche wir in Augsburg antreffen sollten, deren eine meinem Freunde zugrunzte, daß die gehoffte Oberstenstelle bereits ein andrer habe. Die Säue lagen auch so gereiht im Wagen wie jene Zeilen auf dem Papiere. — Das war eine schlimme Neuigkeit. Donnerstag hielten wir unsre Nachtruhe in Göppingen, und Freitags abends sind wir hier angekommen. Gerne, liebe Sophie, hätte ich Ihnen von München aus einige Zeilen zugeschickt, doch haben wir uns dort nicht länger, als zum Pferdewechseln nötig war, aufgehalten und gar nicht aus dem Wagen begeben. Wir werden uns wohl sehr bald wieder nach Wien aufmachen. Leider ist Cotta verreist und wird erst in vierzehn Tagen zurückkehren.

Über den Gang meiner Geschäfte erhalten Sie in meinem nächsten Briefe Nachricht. Mein Befinden ist von der Reise noch etwas mitgenommen. Meinem Freunde Löwenthal schreibe ich nächstens.

Das freundliche und herzliche Begegnen Ihres Vaters beim Abschiede hat meinem Leben, in welchem durch mein unseliges

Zerwürfnis mit diesem von mir so hochverehrten Manne ein schmerzlicher Riß entstanden war, eine unendlich wohltuende Beruhigung gegeben. Grüßen Sie ihn sowie Ihre verehrte Mutter und lieben Schwestern von mir auf das allerherzlichste; sagen Sie auch Ihren lieben Kindern, daß ich ihrer oft gedenke.

Die Freude im Hartmann-Reinbeckschen Hause war groß, als ich plötzlich und ganz unerwartet eintrat; auch ich war sehr erfreut, alle und namentlich die beiden alten Herren so gesund und aufrecht zu finden.

Alexander hat seine Wohnung in einem hiesigen Gasthofe genommen.

Besonders habe ich Ihnen, liebe Sophie, für Ihren vortrefflichen Teppich zu danken. Derselbe hat mich treulich geschützt gegen den abscheulichen Frost; und wenn es auch geschmacklos ist, Ihre Freundschaft mit einer Wollendecke zusammenzustellen, so sage ich doch, diese hat meine Füße vor dem Froste wie jene oft mein Herz vor dem Erkalten gegen die Welt und mein eigenes Leben bewahrt. Eine so abscheuliche Kälte ist auch geschmacklos, und natürlich ist es, daß ich, indem ich Ihnen für etwas danke, was meinem Leibe frommt, dabei der verwandten Wohltat gedenke, die meiner Seele widerfahren ist.

Leben Sie wohl, teure Sophie, viele schöne Grüße an Max.

Niembsch.

100. Stuttgart, 29. Februar 1840.

Teurer Freund!

Die in Augsburg vorgefundene schlimme Nachricht von der verlornen Hoffnung auf das Reuterregiment und Alexanders daraus entsprungener gründlicher Verdruß sind durch die Freundlichkeit des Königs in reichem Maße gutgemacht und versöhnt. Er hat Alexander zu seinem Adjutanten ernannt bis zu dessen Beförderung zum Generalmajor, wie es in dem an ihn erlassenen Gnadenschreiben ausdrücklich heißt. Demnach ist die Reise Alexanders keine verlorne.

Montag, den 2. März reisen wir nach Wien ab und

werden wahrscheinlich sobald dort eintreffen, daß ich Sonntags wieder am lieben, nahrhaften Kleyleschen Tische sitzen kann. Ich fahre Montag 12 Uhr mittags, unmittelbar nach der Trauungsfeier Lottchens, die mich zu ihrem Brautführer erkoren hat, von hier ab, um in Eßlingen mich mit meinem Reisefreund zu vereinigen. Meine Verlagsgeschäfte gehn vortrefflich. Die dritte Auflage meiner Gedichte ist so völlig vergriffen, daß die Cottasche Buchhandlung nicht einmal ein Exemplar davon erübrigt hat, um darnach die neue Auflage abdrucken zu können. Auch von meinem Faust und von den Neuern Gedichten bei Hallberger wird eine neue Auflage gemacht werden müssen. Auch nach meinem Dominikaner sind in neuester (Zeit) die Nachfragen so häufig, daß er ebenfalls bald wiederaufgelegt werden dürfte. Die Gunst des Publikums für meine Arbeiten ist unzweifelhaft und nachdrücklich. Das freut mich.

Lieber Freund! Mir brennt der Kopf vor tausend Geschäften, die noch abgetan werden müssen. Ich schließe den Brief und Dich in meine Arme. Tausend Geschäfte!

Herzliche Grüße an Sophie, die Kinder, die Eltern und Geschwister.

Dein Niembsch.

Aus Marens Notizen.

101. 9. März 1840.

Niembsch ist nach dreiwöchentlicher Abwesenheit wieder zurück. Er erzählte: Über die Heirat der Königstochter Marie von Württemberg mit Graf Neipperg sind die Meinungen in Schwaben sehr geteilt, da einige ihr als einer liberalen Handlung applaudieren, andere darin eine Entwürdigung des Königtums erblicken und für angemessene Verbindungen der noch übrigen königlichen Prinzessinnen besorgt sind. Auch wollte der König anfangs nicht in die Verbindung willigen; da wurde die Prinzessin fast gemütskrank. Nun schrieb der zärtliche Vater an Kaiser Nikolaus. Dieser stimmte auch zu; und die Königstochter wird mit dem Manne ihrer Wahl vermählt. — Ihre

Schwester Sophie, jetzt Erbprinzessin von Oranien, interessiert sich (wie ein bei ihr als Hofpianistin lebendes Fräulein aus dem Haag schreibt) sehr für mich (Niembsch); sie weiß meine Gedichte auswendig und erkundigt sich öfter, wie es mir gehe. Auch ihrem noch etwas ungeschlachten Gemahl sucht sie Geschmack an Kunst und Literatur beizubringen.

Niembsch: Mayseder ist wahrlich ein gesulztes Herz, seine Musik und sein Spiel sind gallertartig.

Niembsch: Graf Alexander ist wohl einer der unglücklichsten und bedauernswertesten Menschen, welche die Erde trägt. Selbst eine physische Ruine, hat er sich mit einer moralischen Ruine, seiner Frau in alle möglichen Verschlingungen und durch Verschreibungen und Schulden in eine totale Abhängigkeit von ihr gebracht. Daher die Schonung, mit welcher er sie ungeachtet ihrer Vergehen gegen ihn behandelt, die Lüge, mit welcher er ihr jeden Tag begegnen muß, zuletzt wohl sogar die durch Gewohnheit sich bildende Stumpfheit gegen das Ruchlose. Sein Leben hat keinen Boden. Selbst die Literatur treibt er nur, insoferne sie ihm Ruhm bringen nnd seiner Eitelkeit fröhnen kann. Unter diesen Verhältnissen und bei seiner eigentlich doch so geringen Bildung ist es zu verwundern, daß ihm in der Poesie manches doch so Hübsche gelingt. Er eilt vielleicht einem frühen Grabe zu, und ich wünschte, er ginge endlich einmal in sich, und bemühte sich, klar zu werden über sich selbst. Dazu ist er noch nie gelangt. Leute seines Standes leben in einem ewigen Taumel, und es ist die Eitelkeit und das Gefühl, ein Graf von Württemberg zu sein, was ihm über allen inneren und äußeren Jammer hinaushilft. Auf die Stärke, die Überschwenglichkeit dieses aristokratischen Gefühles in ihm läßt sich aus einem köstlichen Zuge schließen, den ich an ihm erlebt, als ich mit ihm nach Württemberg zu dem Duell reiste, das er mit dem Oberleutnant Lebret vorhatte. Die Sache beschäftigte ihn natürlich sehr. Ich kann meine Faust nicht recht brauchen, sagte er, am Ende hängt mir der Kerl eins an. Doch, fügte er ermutigt hinzu, ich bin ja ein Württemberg, und einem

solchen kann der liebe Gott im Augenblick der Not wohl ein paar Flechsen mehr wachsen lassen als einem andern Menschen! Und nach diesem Duell stieg Lebret bei dem Zimmerfenster der Gräfin aus und ein, er, der ihren Gemahl verwundet hatte und diesem dann mit der Drohung Geld abpreßte, daß er die Briefe der Ehebrecherin öffentlich bekannt machen wolle. Und der alte Lebret freute sich, daß sein bürgerlicher Sohn diesem Aristokraten eins ausgewischt habe! — Es ist das größte Opfer, welches man dem Grafen Alexander bringen kann, daß man noch mit seiner Frau spricht. Seine Freundschaft zu mir (Niembsch) ist vielleicht der einzige reelle Halt in seinem nichtigen, in jedem Betrachte zerrissenen und zerstörten Leben!

102. 13. März 1840.

Dr. Duttenhofer hat ein Buch über Seelenstörungen geschrieben, worin er als den Grund der Trunksucht das Streben der Menschen angibt, jene Seeleneigenschaften zu steigern, welche er, der Verfasser, mit dem Namen Talente bezeichnet. Eine Steigerung der Talente finde aber im Rausche statt. Ich brachte das Gespräch auf die Menzelsche Rezension der Duttenhoferschen Schrift, was Niembsch zu folgenden Äußerungen Anlaß gab: Der Rausch ist eine wahre Naturoffenbarung. Man hat lichte Momente, worin man diese Offenbarung empfängt, aber man vermag sie nicht festzuhalten. Der Augenblick vor dem wirklichen Rausche, wo man die Steigerung aller Kräfte verspürt, ist ein wahrhaft glücklicher. Der Wein ist die geistvollste der Pflanzen. Herr Duttenhofer faßt die Sache viel zu seicht auf. Die Trunksucht ruht auf einem viel tieferen Grunde, auf einem eigentlichen Mysterium, und dieses ist, daß der Wein, wie nichts anderes, den Menschen auf sich selber stellt, ihn völlig unabhängig macht für die Zeit seines Rausches. Die Griechen verstanden dies gar wohl und faßten es so schön auf in ihrer Dionysosmythe. Daher ist Dionysos ein Gott des einzelnen, des Individuums, während der Apollodienst der Allgemeinheit gilt.

103. 26. März 1840.

Niembsch: Jeder Mensch ist doch ein armes, unglückliches Geschöpf — man sollte keinen hassen. — Das Christentum ist keine volkstümliche Religion. Es ist den germanischen Völkern von außen aufgedrungen. Nur jene Nation aber kann groß und glücklich sein, die sich und ihre Religion aus sich selbst heraus entwickelt, wie es die Griechen taten. Keineswegs hatten sie, wie du (ich) sagst, für jede Leidenschaft und jedes Laster einen Gott. Wohl aber erkannten sie das Göttliche in jeder menschlichen Regung und sogar Verirrung. Sie sahen den Gott überall, während die Modernen (Hegelianer) das Göttliche nur in sich selbst wollen gelten lassen.

104. 14. April 1840.

Niembsch: Grimm ist ein Gelehrter, ein Sammler, ein braver Mann; er besitzt ein riesenhaftes Gedächtnis und feurige Liebe zur Wissenschaft; aber für einen großen Geist halte ich ihn doch nicht. Alle seine Schriften haben einen gewissen Hauch von Langweiligkeit.

105. 28. Juni 1840.

Auf der Reise, die ihn nach Amerika führte, kam Niembsch ohne Paß in einem holländischen Grenzdorfe an; man wollte ihn nicht nur nicht weiter ziehen lassen, sondern sogar mit Schub wieder zurückbringen lassen. In der Reisegesellschaft befand sich ein lustiger Musikus. Niembsch veranstaltete im Verein mit ihm für den Abend ein Konzert, wozu sie auch den Bürgermeister des Ortes einluden. Niembschens Violine ergriff den Dorfregenten dergestalt, daß er Niembsch gerührt mit den Worten die Hand reichte: Reisen Sie mit Gott! Niembsch zog, ein neuer Orpheus, von dannen. Der Effekt seiner Geige, der größte, den er jemals damit hervorgebracht, freute ihn gar sehr und freut ihn noch heute. —

Niembschens vorjähriges Liebesverhältnis zu Karoline Unger, schon durch die Art und Weise der Primadonna auf der mit ihr im

Herbste 1839 unternommenen Gebirgsreise mächtig erschüttert, durch die von ihr gewagte Vorspiegelung geringeren Alters und mancherlei ihrem Rufe nachteilige Gerüchte aufgelöst, fand sich während der diesjährigen Opernsaison in ein vernünftiges Freundschaftsverhältnis umgestaltet. Er fand die Dame verständig, angenehm und liebenswürdig wie sonst, brachte auch viele Stunden bei ihr zu; das hinderte ihn aber nicht, seinen literarischen Geschäften nachzugehen und sich zu diesem Ende in das befreundete Land der Schwaben zu begeben, wo er nun wieder seit mehren Wochen sich aufhält. Aber Signora Carolina verschaffte ihm selbst den Paß zu dieser Reise, kaufte ihn gewissermaßen mit einigen Arien und Liedern dem gutmütigen Baron Lebzeltern, Hofrate der Staatskanzlei, ab, der im vorigen Herbste meiner freilich unmusikalischen schriftlichen Bitte einen solchen Paß für Niembsch abgeschlagen hatte.

---

106. München, 27. (Mai 1840), abends 6 Uhr.

Liebe Sophie!

In gräßlicher Eile halte ich mein Wort und schreibe von München. Soeben sind wir angekommen, soeben fahren wir weiter. Bisher ging es, einige Widerwärtigkeiten des Himmels und der Erde und derer, die irdisch sind, abgerechnet, ganz leidlich. Tausend schöne Grüße an den lieben Max und alle Ihrigen.

Niembsch.

107. Stuttgart, 30. Mai 1840.

Liebe Sophie!

Müde von der gestern beendigten Reise, sitze ich hier auf meinem Diwan; vor mir stehn schöne frische Blumen, und ich rieche sie nicht; ich rauche eine feine Zigarre und rieche sie nicht, schmecke sie wenig; in meinem Kopfe ist ein Sausen und der Gedanke: wär' ich doch lieber auf der Donau gereist! Denn im schlecht geschloßnen Wagen Alexanders, am zerbrochnen Fenster sitzend und eine ganze Nacht hindurch von Wind und

Regen bestrichen, hab' ich einen tüchtigen Schnupfen und Husten abbekommen, womit ich wohl eine Woche lang mich werde schleppen müssen. Sobald ich wieder fahrbar bin, soll es mein Nächstes sein, den armen unglücklichen Justinus Kerner zu besuchen. Er ist in größter Gefahr, starblind zu werden. Seine ohnehin geschwächten Augen wurden es durch das anhaltende heftige Weinen um den verstorbenen Bruder noch mehr und in einem Grade, daß die Bildung eines grauen Stars bereits eingetreten ist und totales Erblinden bevorsteht. Schauerliche Ironie! Dafür, daß Kerner niemals ein Genügen auf Erden fand und stets drüber weg mit geisterseherischem Auge in eine andre Welt hinaustrachtete, dafür, so scheint es, will die reale Sinnenwelt, eifersüchtig und rächend, sich seinen Blicken für immer entziehen. Der beiden Welten, Mensch, darfst du nur eine schauen. Diese Nachricht hat mich sehr erschreckt. Wenn ich mich des Spaziergangs erinnere, den ich mit Ihnen und Ihren lieben fröhlichen Kindern an jenem herrlichen Frühlingsabend auf den Gartenberg bei Hiezing gemacht, und wenn ich dabei gedenke, wie die Erde an mancher Stelle und zu mancher Stunde so schön ist, so erfüllt mich die Vorstellung, daß der gute liebe Kerner blind werden soll, mit großer Traurigkeit. — Meine Geschäfte hier will ich sogleich in Gang bringen. Noch habe ich Cotta nicht gesprochen, doch Reinbeck sagte mir, daß nicht nur von meinem Faust, auch vom Savonarola eine neue Auflage zu machen sei. Wenn Sie, liebe Sophie, Zeit finden, diese beiden Bücher nochmals zu lesen, so bitte ich Sie darum und zugleich um einen ausführlichen Brief, worin Sie mir alles angeben, was Sie in den beiden Gedichten anders wünschen, was darin weg oder vielleicht hinzukommen soll. Versagen Sie mir das nicht. Ich verlange durchaus keine Gründe für Ihre Bemerkungen, der Ausspruch Ihres feinen und sichern Gefühls, des von mir schon oft als Leitstern erprobten, genügt mir. Das dürfen Sie mir nicht versagen. Weisen Sie diesmal Ihre Bescheidenheit zurecht und sein Sie überzeugt, daß meine Bitte nicht ein Kompliment für Sie sein soll, sondern aus meinem

eigenen wohlverstandnen Interesse entsprungen ist. Kein Tadel wird mich verletzen, sein Sie ganz offen! Ich bitte sehr, liebe Sophie!

Den Druck meiner Bücher werde ich hier nicht abwarten. Es kommt mir so viel zusammen, daß ich mit der Wiederauflage meiner Neuern Gedichte vielleicht bis zum Verschluß des letzten Exemplars der ersten Auflage werde warten müssen.

Über meine Reise will ich einiges an Max schreiben. Grüßen Sie mir die Mutter, deren elastische Uhrschnur mir sehr bequem ist, herzlich. Sie möchte doch nach Gastein kommen und mir dort eine oder mehre Tassen Kaffee einschenken. Sagen Sie meiner verehrten Freundin, daß ich ihrer Güte gegen mich dankbar gedenke. Auch Ihre lieben Schwestern und Kinder grüße ich schönstens.

Leben Sie wohl, liebe Sophie!

Niembsch.

108. Stuttgart, 30. Mai 1840.

Lieber Löwenthal!

Graf Alexander grüßt Dich schönstens und bedauert, Dich vor seiner Abreise nicht mehr gesehen zu haben. Als wir an Hiezing vorbeifuhren, sagte er: Wenn es jetzt nicht zu früh wäre, führen wir hinüber, dem Löwenthal Lebwohl zu sagen.

Das Reisen mit ungarischen Magnatenweibern hat der Teufel erfunden. Unvermeidlich war das Zusammentreffen mit Gräfin Helene auf den Mittags- und Nachtstationen, unzählig waren ihre Launen, Wünsche und Beschwerden, und unerträglich war mir die ganze Person. Alexander ist ein Auserwählter des Unglücks. An seiner Gicht und an seiner Gattin hat er zwei Plagen, deren eine vollauf genug wäre, ihm die Erde zu infernalisieren; was ihm sein Leben einigermaßen erleichtert, ist, daß er von dem Schwesternpaar bereits so herabgequält und müdgepeinigt ist, daß er es nicht einmal mehr zu einem rechten Zorne bringen kann.

Diese Helene ist eigentlich die Gicht seiner Seele. Wie die

körperliche Gicht in seinem Leibe, so fährt das böse Weib in seiner Seele herum, bald hier, bald dort Schmerzen erregend, vielgestaltig, nach wechselnder Laune, unheilbar für jeden Arzt, und nur in einem Stücke milder als ihr körperliches Gegenbild, nämlich darin, daß sie wenigstens jede Nacht ruht und so fest schläft, als wäre sie ein unschuldig Kindlein. In München trennten wir uns von der Unholdin und reisten um eine Nachtreise voraus. Seitdem hab' ich sie nicht wiedergesehen. Dort aber gab sie in der Abschiedsstunde nebst einem Zorngewitter über ihre Zofen noch einige rabenmütterliche Lamentationen zum besten, daß sie in dem Gasthofe ihres Übernachtens für sich und ihre Kinder nur zwei Zimmer habe und folglich immer mit ihren Kindern zusammensitzen müsse; wie sie sich fürchte, den folgenden Tag wieder mit ihrer kleinen, stets plappernden Wilma in einem Wagen fahren zu müssen usw. usw. Bestie! O, wäre ich doch auf der Donau gefahren!

Deine Aufträge, lieber Max, werde ich bestellen.

In einem folgenden Briefe werde ich über einen bessern Gegenstand mit Dir sprechen.

Lebwohl!

Grüße Christalniggs.

Niembsch.

109. Stuttgart, 6. Juni 1840.

Liebe Sophie!

Wohl könnte jetzt schon eine Antwort auf meinen Münchener Brief gekommen sein, doch scheint derselbe einer solchen nicht wert befunden worden zu sein, seiner Flüchtigkeit und Kürze wegen. Ich muß mich also gedulden, bis meinem zweiten Brief, den ich hier vor acht Tagen an Sie geschrieben, ein besseres Schicksal widerfährt. Unterdessen will ich fortfahren, Sie von meinem Leben zu benachrichtigen. Dem diesmaligen Aufenthalt in Stuttgart verdanke ich einige interessante Bekanntschaften. Eine Gräfin Pappenheim aus München und ihre Cousine Fräulein Agnes von Galatin. Soeben wollte ich Ihnen eine

genaue Beschreibung dieser Damen und der Gesellschaften, in denen ich sie gesehen, niederschreiben; allein ich merke, daß mich der unbeantwortete Brief doch zu sehr ärgert, als daß ich für Ihre Unterhaltung sorgen möchte, während Sie sogar versäumt haben, mich über Ihr und der Ihrigen Befinden mit ein paar Worten zu beruhigen. Also vorderhand nichts weiter, als daß ich mich wieder wohl befinde, übermorgen mit Graf Alexander zu Kerner fahre, und dann, von Weinsperg zurückgekehrt, meine Geschäfte beginnen werde, deren Beendigung ich übrigens hier nicht abwarten werde. Mein Sinn steht nach Baden. Dort ist bessere Luft; hier rückt einem schon wieder die lästige Sommerschwüle auf die Brust, daß man nie Luft genug bekommt zu einem ordentlichen Atemzug oder Fluch. Aber auch in Baden werd' ich nicht lange bleiben, sondern in unsre Alpen heimziehen. Vielleicht, daß ich dann im Spätherbst wieder nach Stuttgart und von da nach Paris reise. Eine Zigarre im Mund und einen Plan im Kopf muß ich fast immer haben. Oft ist der letztere mit der erstern schon ausgeraucht. Neulich waren wir in Serach bei Alexander. Dort steht eine große Schar von Blumen, aber auch die Abscheulichkeit der Gräfin in voller Blüte. Die herrlichen Wohlgerüche des Frühlings können dort den moralischen Gestank einer schlechten Seele nicht überdüften. Die Empörung über diese ist hier allgemein und laut genug.

In Ulm ließ Alexander der Mutter der Ida sagen, daß er seinen Kindern vorderhand gar keine Erzieherin geben wolle; die Ida möge daher zu ihrer Mutter heimkehren. Da gratuliere ich der Ida mehr als den armen Kindern.

Leben Sie wohl, liebe Freundin! Beste Grüße an Freund Löwenthal, Ihre Eltern, Kinder und Schwestern.

Niembsch.

110. Stuttgart, 13. Juni 1840.

Liebe Sophie!

Gestern abend bei meiner Ankunft von Weinsperg wurde mir der sehnlich erwartete Brief überreicht. Meine Hauswirte

nebst einigen Fremden waren eben im Garten am Tee; ich mußte mich beigesellen und las die guten Nachrichten mit einer Freude, die durch das Tassengeklirr und Redegeräusch um mich herum sich nicht stören ließ. O diese leidige Entfernung! Könnte ich nur die Erde umstülpen und so mir alles nahe bringen, was zu meinem Leben gehört, wovon mein Herz eigentlich lebt!

Auf meinen betrübten, unglücklichen Freund Kerner hat meine Anwesenheit über alle Erwartung und wunderbar erheiternd gewirkt; denn ein Wunder ist mir's, wenn ich imstande bin, eine Sorge zu lichten und einen Gram zu mildern. Für Kerners Augen hat man leider das Schlimmste zu fürchten; das rechte ist bereits grau überzogen und nur noch für einen schwachen Schimmer empfänglich, das linke hat auch schon eine leichte Trübung und ist äußerst matt. Er entließ mich mit schwerem Herzen und nur gegen das Versprechen, daß ich wiederkomme, und ich ließ ihm dessen zum Pfande meinen Mantel zurück. Ich hole den Mantel ab, wenn ich nicht wie Elias in den Himmel fahre.

Nun noch einiges über mein hiesiges Treiben oder Getriebenwerden. Ich konnte mich einigen größern Gesellschaften nicht entziehen, wobei ich, wie Sie bereits wissen, die Gräfin Fernanda Pappenheim, ein Fräulein von etwa 28 Jahren, kennen lernte. Nicht hübsch, aber sehr gebildet; ihr ganzes Benehmen hat das Gepräge des hohen Adels, der für mich dadurch genießbar wurde, daß ihr Herz nicht davon ausgeschlossen ist, wie dies bei einer gewissen andern Gräfin der peinliche Fall. Zugleich lernte ich Fernandas um einige Jahre jüngere Cousine, Fräulein Agnes von Galatin kennen. Sie ist etwas weniger nicht hübsch und sehr liebenswürdig, besonders durch ihren ganz eigentümlichen, sehr schönen Gesang. Ein weiblicher Schönstein. Die dritte im Bunde ist Agnesens Schwester, Frau v. Sukow, von der Sie unter dem Namen Rindorfer „Die Villeggiatur bei Kerner in Weinsperg“ gelesen haben. Eine äußerst gutmütige Frau, der Leib dick und die Seele nicht zu mager. Mit diesen und andern Damen habe ich einige Abende zugebracht. Unter-

letztern befand sich auch die Gräfin Marie. Sie trat mir mit dem alten Wohlwollen und lebhafter Freude über unser Wiedersehen entgegen, doch nicht mit der frühern Fülle von blühender Schönheit; mich befiel ein wehmütiger Schrecken, als ich sie nach langen Jahren wiedererblickte. Zwar ist sie noch immer sehr hübsch, doch es flatterte mir der flüchtige Raub der Tage in der Erinnerung vor, ich sah zugleich, wie sie war und ist, und ich konnte mich eines schmerzlichen Eindrucks nicht erwehren. Wir gingen in Serach spazieren, wobei das gute Mädchen sich mit Freuden an jede Kleinigkeit aus frühern Jahren erinnerte; denn in Serach war's, wo ich sie kennen lernte. Schade, wenn sie nicht heiratet. Sie fragen um meine Eßlust? Die ist schlecht. Das Wetter? Das ist gut. Des Lokomotivs gedenke ich freilich. Ich habe überhaupt Heimweh.

Überwinden Sie doch die letzte Scheu und rezensieren Sie mich! Von Beethoven, dem Meer, dem Hochgebirg und von Ihnen habe ich ja das Beste und Meiste gelernt, oder vielmehr durch euch vier von Gott. Es ist kein Hochmut, wenn Sie daran glauben. Wenn ich einst meine gesammelten Schriften herausgebe, widme ich sie Ihnen. Darf ich?

Die arme Ida dauert mich sehr; das harte Benehmen Alexanders gegen das hülflose Mädchen ist durch nichts zu entschuldigen und eigentlich doch aristokratische Verwilderung zu nennen.

Der Ungher hab' ich einmal geschrieben, aber noch keine Antwort erhalten. Dem lieben Artur werde ich zwar keinen eigentlichen Pinzker, aber doch etwas mitbringen, was man, ohne der Sprache Gewalt anzutun, füglich auch so nennen könnte. Ich grüße den Vortrefflichen, wie auch Zoe und Ernst aufs allerschönste. Auch Ihre Eltern und Schwestern ebenso.

Leben Sie wohl, liebe Sophie. Wenn meine Briefe Ihnen Freude machen, so will ich in meiner unerhörten Pünktlichkeit fortmachen.

Hüten Sie Ihre teure Gesundheit.

Gott küsse Sie.

Niembsch.

111. Stuttgart, 13. Juni 1840.

Lieber Freund!

Ich danke Dir bestens für Deine treulichen Nachrichten, die bis auf das Podagra des Herrn Hofrats und die Verunglückung des Bauernfeldschen Stücks auch erfreuliche sind. Ist denn Bauernfeld im Geschmacke seines Wiener Publikums gar nicht mehr orientiert, daß er einen Fehlschuß um den andern in die Welt hinausknallt? Am Ende wird er dadurch doch noch deprimiert werden und sich nicht mehr erheben können trotz aller Elastizität seines Wesens. Kleyles Podagra aber ist ein schlimmer Gast und ein trauriger Zugvogel, der jedes Jahr in sein Nest, den Stiefel, zurückkehrt und Lieder pfeift, daß seinem Gastfreund die Ohren gellen. Doch sagt man, er bringe, wie die Schwalben, Glück, d. h. langes Leben ins Haus, und wenn das wahr ist, so gratuliere ich dem Hofrat zu seiner schmerzlichen Akquisition. Vielleicht ist's aber nicht einmal ein echtes Podagra.

Die Notiz von der Madame Walter ist ganz, wie ich sie erwartete. Sie nannte mich grob und war es dadurch selbst; damit hat sie meine Schuld wett gemacht und wir sind die alten guten Freunde. Daß wir es sind, will ich in Ischl aus ihrem eignen wohlbewaffneten Munde hören. Die gute Theres! „mit ihrer Ästhetik“ hat schon recht gehabt. Wenn Du sie siehst, so danke ihr in meinem Namen für ihre freundlich mildernde Verteidigung und bitte sie in meinem Namen, sie möchte den Unwillen ihrer Mutter gegen mich vollends bis zu einem freundlichen, ja zärtlichen Empfang in Ischl herab- oder hinaufmildern. Unterdessen empfiehl mich der Frau v. Walter mit versöhnender Stimme, auch dem Herrn vom Hause, wie Frl. Marie. Das Pereira-Album ist eine gottlose Idee! Amerling und Danhauser hatten vollkommen recht. Man muß ein paar gute Bissen nicht gar so hoch anschlagen. Da hätt' ich meiner Freundin Kleyle schon Folianten schreiben müssen. Das dankbare Büchlein wird aber auch statt mit Druckerschwärze mit Bratenfett typographiert sein.

Gräfin Resi Collor(edo) freut mich von Herzen. Sie sollen den alten aristokratischen Hasen nur beizeiten in die Beize tun, auf daß er weich werde und für die unebenbürtige Lebzelternsche Familie genießbar. Kaltenbäks Kupfergruben sind ein guter Witz von Dir.

Soll ich Dir die gewünschten Drucksachen durch die Post schicken oder selbst mitbringen?

Alle Briefe an mich bitte mir hierher zu senden. Lebe wohl, mein lieber, getreuer Freund, referiere der Hofkammer und manchmal auch

Deinem Niembsch.

112. Stuttgart, 20. Juni 1840.

Liebe Sophie!

Was Ihr letzter Brief mir von meinen neuen interessantern Freunden zu erzählen weiß und von der Entbehrlichkeit, in welche dadurch meine ältern Freunde zurücksinken sollen, das ist eitel Fabelei. Ich bin zu alt geworden, als daß mein Leben noch einen neuen Kern ansetzen möchte, und diejenigen meiner Freunde, die sich bei mir so leicht verdrängbar erachten, mögen wissen, daß gerade meine Verbindung mit Ihnen zur innersten und gediegensten Substanz meines Lebens gehört, die sich nicht von mir abstreifen läßt durch die nächste beste leichte Berührung mit neuen Bekanntschaften.

Ich habe Ihrer freundlichen Sorgfalt gemäß wieder einige Tage auf dem Lande und zwar bei Alexander in Serach zugebracht. Wir waren in köstlicher Ruhe und beim herrlichsten Wetter allein. Unter Ruhe verstehe ich aber hier nur die Entfernung aller Gesellschaft, denn im übrigen war ich in beständiger Bewegung und bin, sozusagen, außer zum Essen und Scheibenschießen gar nicht vom Pferde gekommen, das Schlafen natürlich miteingerechnet. Alexander hat ein Pferd, das mir besonders angenehm ist und mich sogar zum passionierten Reiter machen könnte. Die Gräfin sah ich sehr selten. Gestern wollten wir im Wald etwas schießen, doch dies etwas was (war) nicht zu sehen.

Meine Hausfreunde haben mich mit der alten Herzlichkeit aufgenommen. Es wundert mich, daß ich Ihnen das nicht früher geschrieben habe.

In betreff der armen Ida habe ich ein Anbringen. Die Hofrätin Reinbeck ist von einer ihrer Freundinnen in der Schweiz ersucht worden, ihr für ihre Kinder eine württembergische Erzieherin, denn auf eine solche habe sie vorzugsweise ein Vertrauen, zu verschaffen. Wie mir Emilie versichert, ist jene Frau hochgebildet und durchaus edel und liebenswürdig, und die Erzieherin ihrer zwei kleinen Töchter hätte zwar kein glänzendes, doch ein sehr anständiges und besonders für „die gemütliche Seite" angenehmes Los zu gewärtigen. Vielleicht würde Ida den Antrag annehmen, der hiemit durch die Hofrätin Reinbeck an sie ergeht.

Meine Gesundheit ist recht gut und die Leute rühmen mein Aussehen, obgleich mein Stuttgarter Friseur mich wieder schändlich zugeschnitten hat. Alexander ist soeben bei mir eingetreten und hindert mich am Verlauf dieses Briefs; ich muß schließen, um bald wieder und mehr zu schreiben. Leben Sie wohl, liebe Sophie, ich grüße alle die Ihrigen herzlich. Auch Maxen würde ich, hätt' ich nicht eben Besuch erhalten, einige Zeilen schreiben.

Schon ist's 5 Uhr und die Postzeit auf der Neige.

Tausend Schönes!

Alexander trägt mir viele Grüße an Sie und Freund Max auf.

Ihr Niembsch.

113. Stuttgart, 27. Juni 1840.

Liebe Sophie!

Wie freundlich und erfreuend, daß Sie mir den Eingang Ihres Briefs mit einer Blume schmücken und das teure Blatt noch wertvoller machen. So schön wächst in ganz Schwaben keine Rose, wie die gemalte da. Dafür setze Ihnen der Himmel seine schönste Freudenblume ins Herz!

Die Entfernung, liebe Freundin, ist ein gar unbehülfliches

Ding oder macht wenigstens mich dazu; denn oft ist mir nicht anders, als müßten Sie alles, was, mich betreffend, um mich vorgeht, schon von selbst wissen, bis Ihre Briefe mich erinnern, daß ich's Ihnen erst zu schreiben habe. Die hiesigen Buchhändler und Drucker alle waren bisher wie von Freude besessen über das bevorstehende Buchdruckerfest, so daß sie vor lauter Jubel über den erfundenen Druck diesen selbst vergaßen. Dadurch wurde meine Angelegenheit verzögert. Auch mußte die Rückkunft der Cottaschen Geschäftsführer von der Leipziger Messe und mit ihnen das Resultat des Verschlusses meiner Schriften abgewartet werden, ehe man über die Notwendigkeit neuer Auflagen im gewissen sein konnte. Das Fest ist vorüber, Cottas Leute sind da samt der Nachricht, daß mein Faust bis auf ein einziges Exemplar vergriffen sei. Nachteilig ist es für die Verbreitung meiner Schriften und somit auch meines Namens, andern Schadens zu geschweigen, daß die Cottasche Buchhandlung mir nun schon zum zweitenmal mit der neuen Auflage so lange gezögert hat, bis die alte mit Rumpf und Stumpf hinaus war. Mein Faust fehlt seit einiger Zeit im Buchhandel. Dem soll aber fürs künftige vorgebaut werden. Von meinem Savonarola ist ein verhältnismäßig geringer, doch für dieses Jahr noch ausreichender Vorrat übrig. Die Neuern Gedichte sollen zur Herbstmesse wiederaufgelegt werden. Unterdessen hab' ich mich in Serach herumgetrieben. Ein paar köstliche Ritte mit Alexander waren mein Hauptvergnügen. Da ging es einmal, am Johannisvorabend, bei wunderschöner Beleuchtung, durch herrliche Wälder im flüchtigsten Trabe fort, ganz faustisch. Die festlich beleuchteten, vorüberschwindenden Bäume waren eine schöne Frühlingsprozession, wie die meines Faust, und eben auch zu Johannis.

Ich habe zu viel Zeit hier müßig verpassen müssen, als daß ich nach Baden reisen möchte. Zudem wird, der getäuschten Savonarolahoffnung wegen, meine klingende Ernte um ein Bedeutendes geringer ausfallen, wodurch der Reiseteufel in etwas gebannt ist. Nach unserm Oberöstreich aber ziehen mich ge-

wisse steinerne Leute, nämlich die Hochberge, so gewaltig, daß ich bald aufbrechen und mir die Korrekturen dahin nachschicken lassen werde.

Sie fragen um die Gesellschaften, in welchen ich alle die interessanten Damen gesehen habe. Solches ist geschehen bei Reinbeck, Madame Heinrich, bei Weisser, Sukow und in Serach. Eine dieser Damen habe ich nachträglich zu nennen, das Hoffräulein der Gräfin Marie, von Beilwitz, ein sehr hübsches und artiges Mädchen. Sie hat etwas birkenartiges, nur ist ihre Haut nicht ganz so weiß. Die Pappenheim und die Agnes sind wieder fort. Von allen diesen Schönheiten ist jedoch in dem bewußten Strohmagazin auch nicht ein Halm entzündet worden; weit eher dürften die überaus trefflichen Zigarren, die ich hier rauche, diesem Magazin gefährlich werden, auch meinen Kopf leichter betäuben als das mir von Ihnen aufgemutzte Rauchfäßlein, das viel weniger narkotisch ist, und würde es auch von den schönsten und aristokratischsten Händen geschwungen. Der mit der Ungher von mir besprochene Trauerspielstoff ist Ihnen längst bekannt und jene Mitteilung durchaus kein Grund, daß Sie mir Ihre versprochne Rezension vorenthalten; suchen Sie aber einen solchen, so will ich mich bescheiden. Ich gedenke den 12. Juli von hier abzureisen, bitte daher mir Ihren nächsten Brief nach Ischl poste restante zu adressieren. Dort bleib' ich einige Tage und wandre sodann nach dem geliebten Aussee und vielleicht weiter ins Steirische. Könnte ich nur das treffliche Reitpferd von Serach mitnehmen!

Meine Gesundheit ist leidlich; der Appetit will erst in unsern Bergen geholt werden. Das Stuttgarter Klima ist abscheulich, ich liege in diesem Tal wie auf einer Bratpfanne. Ich habe alles getan, was mir leiblich frommen sollte, auch das Baden nicht vergessen. Doch die Luft ist gar zu lax und erbärmlich. Ich grüße Ihre ganze Familie herzlich. Leben Sie wohl, liebe, innigst verehrte Sophie!

Niembsch.

114. Stuttgart, 27. Juni 1840.

Lieber Freund!

Pfizer zerrte sich, als er dein Gedicht fürs Morgenblatt nehmen sollte, mit dem Bedenken, ob es diesem Blatte nicht etwa nachteilig sein könnte, wenn es, von seiner stets bewahrten ernsten Tendenz abweichend, nun mit einem Schwank erschiene — er zerrte sich so besorglich, obgleich er das Gedicht mit Achtung beurteilte, daß ich's in Deinem Stolze zurücknahm. Herr Moritz, der sich Dir sehr empfehlen läßt, war, von mir gebeten, bei Herrn Lewald und verlangte die Dir gebührenden Exemplare vom Abdruck Deines Stücks: „Die beiden Schauspieler". Lewald behauptete, er habe sechs Separatabdrucke für Dich machen und an Dich abgehen lassen; er versicherte ferner, daß er selbst Dich in Wien aufsuchen werde, sobald er dahin komme, um sich bei Dir über die scheinbare Vernachlässigung schuldiger Rücksichten zu entschuldigen etz. etz.

Indessen will ich in deinem Namen einige Exemplare des betreffenden Europahefts nochmals von der Redaktion verlangen lassen und, wenn vergeblich, dieselben beim Verleger kaufen. — Daß Dein kleines Stück: „Die Liebhaberjagd", das mir sehr gefallen hat, vom Burgtheater angenommen ist, freut mich eben so sehr. Madame Walter werd' ich in Ischl sehen und ihr bei guter Gelegenheit ein wenig den Text lesen. Dumm ist sie aber nicht; sie hat vielmehr einen nicht gewöhnlichen Verstand, nur ist es ein sehr kecker Verstand, der ohne die Disziplin der rechten weiblichen Sitte oft nackt, in puris naturalibus oder vielmehr in impuris naturalibus herumläuft. Schade, daß Du hier nicht mehr Bekannte hast, von denen ich Dir was zum besten geben könnte. Graf Alexander scheint durch die fatale Idas-Geschichte einen Teil Deiner Zuneigung verloren zu haben und Dich weniger als früher zu interessieren. Leb wohl und glücklich.

Niembsch.

115. Stuttgart, 5. Juli 1840.

Liebe Sophie!

Wieder habe ich meinem armen Freund Kerner auf sein dringendes Verlangen einige Tage geschenkt, und zwar in Gesellschaft Reinbecks und Emiliens. Abermals neue Bekanntschaften wurden gemacht und hiemit neue Fäden aufgenommen, die ich jedoch bald wieder fallen lasse, denn nicht allzuviele Fäden kann man in der Hand behalten, wenn das Gewebe des Lebens klar, nett und unverdrießlich ablaufen soll. Diesmal will ich Sie mit Beschreibung meiner Damennovitäten nicht unterhalten oder langweilen; wohl aber ein paar Worte von meinem sehr interessanten Ausfluge nach Wimpfen machen. Dies ist ein Städtchen und Badort im Großherzogtum Hessen. Höchst anmutig nimmt sich der Ort aus, am linken Bergufer des Neckar, mit Gartenanlagen, gotischen Kirchen, Römertürmen und einigen Resten weiland prachtvoller Imperatorenbehausungen. Die Aussicht ins flache Land hinab ist ganz herrlich. Mir das Liebste aber, und was mich wahrhaft ergriffen, war die uralte Katholikenkirche im Tale. Es war eben die schönste Abendbeleuchtung im letzten Ausglühen, als ich in den Kreuzgang des Klosters trat. Beiliegendes Efeublatt hab' ich für] Sie dort genommen, zum Andenken der schönen halben Stunde, die ich in dem stillen Klostergemäuer zugebracht. Diese schließen den Freidhof so traulich ein, das frischgemähte Gras lag so schmiegsam und duftend über den hingemähten Menschen einer alten und bessern Zeit, und so hell und fromm schien die untergehende Sonne herein, daß ich wunderbar bewegt und von den schönsten Stimmungen, worin ich meinen Savonarola gedichtet, wiederergriffen wurde. Das herrliche und gottdurchdrungne Mittelalter umschlang mich mit seinen Armen und reichte mir einen Trunk Frieden aus seinem tiefen Brunnen herauf. O wären Sie dagewesen! Sie verstehen diese Lichter, diese Stille, diese lieblichen Schwärmereien des Todes. Nehmen Sie wenigstens das Blättlein und legen Sie es in meinen Savonarola. Gestern abends sind wir zurück-

gekommen. Meine Geschäfte sind jetzt im lebhaftesten Gange und bald beendigt. Das Resultat erfahren Sie durch meinen nächsten Brief. Cotta war heute bei mir und von großer Freundlichkeit. Ebenso war Hallberger bei mir und von großer Unzufriedenheit, als er vernahm, daß ich im Laufe des nächsten Jahrs meine beiden Gedichtsammlungen bei Cotta vereint wolle erscheinen lassen. Dieser beabsichtigt nämlich eine Sammlung deutscher Lyriker in elegantester Taschenausgabe, bestehend aus den Gedichten Schillers, Goethes, Uhlands, Herders, Platens und meiner Wenigkeit. Doch da bin ich ja bereits im Zuge, Ihnen das Geschäftsresultat mitzuteilen, wenigstens wie ich es wünsche und betreibe. Unterdessen sollten meine Neuern Gedichte in octavo bei Hallberger in zweiter Auflage kommen. Mit dem Druck meines Faust wird nächstens begonnen werden. Am 12. d. will ich abreisen. Daß Sie mir nicht nur die erbetenen Rezensionen versagen, sondern auch die Dedikation so unfreundlich abweisen, ist eben beides wieder auf dem bewußten rauhen Fleckl gewachsen.

Mit Kerners Augen geht es leider um nichts besser, vielmehr scheint die Verdunkelung derselben zwar langsam, doch unaufhaltsam fortzuschreiten. Für die arme Ida wird die Heimkehr zur Mutter allerdings das Beste und Heilsamste sein.

Auf das schöne Artursbild freue ich mich sehr. Die Diana voll ewiger Liebenswürdigkeit, wie Sie sagen, mag in Ihren Augen diesen Ruhm um so länger behaupten, je seltner sie sich zeigt und dadurch Ihrem Scharfblick jenes leere und gähnenerweckende Wesen entzieht, welches ich an der übrigens allerdings feinen und bedeutend zierlichen Dame wahrgenommen zu haben glaube.

Fahren Sie fort, liebe Sophie, mir fleißig zu schreiben; auch die schönen Initialblumen lassen Sie nicht abkommen. Jede Zeile von Ihnen ist mir eine große Lebensfreude, denn auch aus Ihren Distel- und Stachelbriefen ersehe ich, daß ich Ihre Freundschaft, mein bestes Hab und Gut auf Erden, nicht

verloren habe. Tausend Grüße dem lieben Max und allen Ihrigen.

Niembsch.

Von der Ungher hab' ich kein Lebenszeichen und sie mithin von mir auch nur ein einziges erhalten.

116. Ischl, 15. Julii 1840.

Vielgeliebter Max!

Wundre Dich nicht, mich schon hier zu sehen. Mir lag alles daran, mit der Ungher noch zusammenzutreffen. Da ich ohne alle unmittelbare Nachricht von ihr geblieben war, wie lange und ob überhaupt sie in Ischl verweile, besorgte ich schon, sie möchte nach Italien gezogen sein oder doch bald dahin verschwinden, und es möchte mir dadurch vereitelt sein, wornach ich seit meiner Abreise von Wien mit wahrer Leidenschaftlichkeit verlangte: die Zurücknahme aller meiner an Karoline gerichteten Briefe. In Wien wollte sich nie die rechte Stunde dazu finden und mußte ich bei ihrer damals noch bedeutenden Gemütsbewegung befürchten, daß sie mir die Auslieferung meiner dokumentierten Narrheiten verweigere. O du hast recht, Freund: „Nur nichts Schriftliches"! Mein Brief aus Stuttgart an Karoline blieb unbeantwortet und ich schloß daraus, es sei nunmehr ruhiges Wetter bei ihr eingetreten und die Zeit gekommen zu einem Angriff auf ihre Brieftasche. Da war nicht mehr zu säumen. Ich ließ in Stuttgart alles im Stich und machte mich auf und davon. Den 13. abends bin ich nach schnellster Reise hier eingetroffen und den 14. morgens hatte ich alle meine Briefe in der Tasche. Wohl mochte sich eine so natürliche wie verzeihliche Eitelkeit gegen den Verlust so werter Trophäen sträuben; doch hatte ich einen scharfen Anlauf genommen und ich war fest entschlossen, das Zimmer ohne meine Papiere nicht zu verlassen. Ich hatte sie gleich vornherein bei ihrer ganzen weiblichen Würde, Delikatesse und Ehre aufgefordert, mir zu willfahren; da war kein Entrinnen. Natürlich gab ich ihr dagegen ihre Briefe zurück, die sie verbrennen zu wollen erklärte. Jetzt

erst ist der dumme Streich maustot geschlagen und mir ist unbeschreiblich wohl zumut darüber. Übrigens benahm sich Karoline edel und hegt keinen Groll gegen mich. Sie bat mich um die Fortdauer meiner Freundschaft, die ich ihr aufrichtig zusicherte.

Nach dieser Expedition ging ich zu Walters. Die Mutter, unwohl, wie es hieß, war eben im Begriff, sich zu legen. Die Fräulein seien nicht zugegen. Ich gab dem Stubenmädchen eine Karte mit dem Auftrage meiner Empfehlung. Unter der Haustüre rief mich das Zöfchen zurück und lud mich im Namen der Mutter ein, die Fräulein im Erdgeschoß zu besuchen. In einem sehr traulichen Stübchen saßen die beiden Spaliervögel und grüßten mir in freundlichen Tönen entgegen. Da saß ein Mann, Herr Sandmann, welchen Marie eben konterfeite, Therese aber kopierte Handzeichnungen. Ich erzählte sogleich alles, was ich von Dir anzubringen hatte, worüber die Mädchen in große Freude gerieten. Therese sprach mit Entzücken vom Bilde des Truuutsch. Da kam das Zöfchen abermals und lud mich zum Essen. Heute werde ich mit Mutter und Töchtern Deine Gesundheit trinken. Nach Tisch tat ich einen tüchtigen Schlaf. Abends suchte ich mir ein Zimmer, denn in der Post herrscht eine vehemente Teurung. Stelle Dir vor, ich habe ein Zimmer nebst Kämmerchen mit der Aussicht auf die Zimitz für 15 Kr. täglich gefunden. Es regnet hier seit 14 Tagen und wird wohl noch andre 14 Tage fortregnen. Das ist entsetzlich. Morgen fahre ich jedenfalls nach Aussee, einen Teil meines Gepäcks in meinem wohlfeilen Standquartiere hier zurücklassend. Aussee wird mir doppelt reizend erscheinen, wenn ich auf die Entschleierung seiner hohen Schönheit in Sehnsucht warten muß. Gestern abends suchte ich auch noch Scharschmid und Köchel auf. Der erstere wohnt in einem Minimum von Zimmer. Beide waren sehr freundlich.

Warum schreibt mir denn aber die Sophie nicht?

Ich habe für sie das Rezept für Kaffeeküchle und Preißelbeere mitgebracht, nebst einem Büchschen trefflichster Pomade.

Sie soll mir doch schreiben, und zwar poste restante nach Aussee.

Leb wohl, lieber Freund, und schreibe bald wieder

Deinem Niembsch.

Die Geschichte von den Briefen bleibe unter uns.

117. Aussee, 19. Juli 1840.

Liebe Sophie!

Ihren Brief hab' ich auf dem Kupferschmiedschlössel im Angesicht unsrer grauen Berge und des Dachsteins gelesen, und ich ließ Ihren Namen rings herum schauen und von der herrlichen Alpenluft anwehen. Nur auf wenige Minuten waren die grauen Berge sichtbar und sonderbar war es, daß sie sich im nämlichen Augenblick wieder verhüllten, als ich Ihren Brief einsteckte. Das schlechte Wetter hat nur spärliche helle Zwischenträume. Regen und Regen! Bis jetzt haben Sie wenig versäumt, doch kommen Sie mit Max und Rosalie für die bessere Zeit! Bedenken Sie die Flüchtigkeit des Lebens, und wie bald Eines von uns dort liegen kann, wo ihm alle Berge versinken und sich der Himmel für immer verfinstert. Kommen Sie! In Ischl ist es schön, doch kann ich diesmal dort nicht so recht heimisch werden. Meine Wohnung ist sehr angenehm. Ich sehe von meinen Fenstern auf die Zimitz, das Katergebirg und den Dachstein; dicht unter mir rauscht die Ischl. Meine Wirtin ist eine gute, brave alte Frau. — Ich werde nicht lange hier in Aussee bleiben, denn ich bin hier weniger einsam und ungestört als in Ischl. Zudem kommt in diesen Tagen der Erzherzog Johann her, und da gibt es Triumphpforten und Huldigungen und Festschießen und hundert andre Antipathien für mich. Baron Feuchtersleben ist viel um mich. Ein durchaus origineller Mann; doch durch Gestalt, Benehmen und Witz zu sehr Lachen erregend, als daß ich hier in die Stimmung kommen könnte, die ich zu einigen Abänderungen in meinem Faust brauche. Gleichwohl hab' ich in Aussee bereits eine



Der kleine Trutsch.

Nach dem Ölgemälde von Amerling 1840.

Im Besitze des Freiherrn Arthur von Löwenthal.

ganze neue Szene gedichtet, die zur Vermittlung und zum Verständnis der Katastrophe wesentlich helfen wird.

Nachträglich soll ich Ihnen meine Damenneuigkeiten beschreiben? Meinetwegen. Die eine: Fräulein Luise v. Geming, Tochter des k. Hofmarschalls, ein nettes, lebhaftes, freundliches und sehr gebildetes blondes Mädchen. Ich lernte sie in Heilbronn kennen im Haus des Bankier v. Rauch, dem ich einen Besuch schuldete, weil er mit Frau und Tochter mich voriges Jahr, während ich in Ischl war, in Wien aufgesucht hatte. Diese Frau und Tochter aber sind beides recht artige Damen; letztere überdies recht hübsch; besonders Merkwürdiges weiß ich nicht von ihr, noch von den andern zu berichten.

Mein Antrag der Dedikation war nicht im Scherz gemeint. Diese Ehre ist doch zu erheblich, als daß ich sie jemandem im Spaß anbieten möchte; denn meine sämtlichen Schriften sind, da ich für Taten keinen Raum finde, mein sämtliches Leben, und ich hätte auf meine Anfrage eine ernstere, ich möchte sagen, feierlichere Entgegnung von Ihnen erwartet; so aber antworteten Sie mir, als wären meine Bände — Nüsse.

Den Tag vor meiner Abfahrt von Ischl habe ich bei Walters gespeist. Sie waren sehr herzlich gegen mich. Eine Flasche trefflichen Gebirgsweins stand und Frau v. Walter saß mir zur Rechten, Therese zur Linken, Marie gegenüber. Wir aßen Fische und Wildbret nebst andern guten Gerichten. Ich brachte Löwenthals Gesundheit aus und alle drei stießen freudig mit mir an, freilich nur mit Wasser, was Theres mit den Worten beschönigte: „Der Wein wird ersetzt durch die Wärme des Gefühls.“ Auf diesen Sinnspruch sah ich sie an und sie errötete bedeutend. Ich sagte scherzhaft, daß ich beides, die schönen Worte samt dem Erröten gehörigen Orts anbringen würde, worüber abermaliges, gesteigertes Erröten eintrat und ich fortfuhr, daß ich von dem wiederholten holden Erröten schwatzen müsse. Die Mutter lachte tapfer und sprach: „Ja! meine Theres und Herr v. Löwenthal sind schön ineinander — —; nun ich habe nichts dagegen.“ Ich zitiere genau. Das sind doch beim Teufel! Argumente, um nach Ischl zu kommen.

Ihre Anfangsblumen freuen mich freilich, liebe Sophie!

Der Postexpeditor trug mir lebhafte Grüße an Fräulein v. Kleyle auf. Ich aber grüße Rosalien ebenfalls und lasse sie bitten, sie möchte Sie und Löwenthal bereden, daß Ihr alle nach Ischl kommt.

An Trauerspiele kann ich vorerst nicht denken. Die Schusterfamilie will ich besuchen. Eure projektierten Landpartien sind gegen das, was Ihr hier haben könntet, wahre Schandpartien.

Aussee bleibt mir das Schönste. Gestern tat ich allein einen Spaziergang, den ich nie vergessen werde.

Es ist zehn Uhr abends, und starker Regen rauscht mir in die Ohren. Leben Sie wohl, liebe Freundin! Schreiben Sie bald wieder, und ob Ihr kommen wollt.

Niembsch.

Grüßen lass' ich sonst niemand mehr, weil niemand mich zurückgrüßt. Ich lasse alle ausdrücklich: nicht grüßen.

118. Ischl, 29. Juli 1840.

Lieber Freund!

Eine leidige Folge meiner Unstetigkeit ist es, daß unsere Briefe sich kreuzen. Von Sophien hab' ich ein Schreiben in Aussee erhalten und von dort eines an sie geschickt, das aber noch immer nicht beantwortet ist. Jetzt ist die Reihe an Dich zu schreiben, von dem ich den letzten Brief habe.

Zehn Tage hab' ich in Aussee und zwar, die Erzherzogereien abgerechnet, angenehm zugebracht. Das Wetter war größernteils gut, die Gegend ist von unerschöpflicher Schönheit. Bekanntlich hatten gewisse alte Religionsphilosophen eine so hohe Ansicht von Gott und eine so niedrige, ja gehässige von der Materie, daß sie, um jenen mit dieser in keinen verunreinigenden Kontakt zu bringen, annahmen, die sichtbare Welt sei nicht unmittelbar das Werk Gottes, sondern die Schöpfung von untergeordneten Zwischengeistern. Wären aber Valentin, Marcion u. a. Steirer oder wenigstens in Steiermark gewesen, so hätten sie gewiß,

ihre Ansicht modifizierend, von Aussee und einigen andern Gegenden ausgesprochen: „Das hat Gott selbst gemacht." Nur einen Punkt von Aussee möchte ich selbst nicht für Meisterwerk achten, sondern als Gesellenarbeit preisgeben. Vielleicht erinnerst Du Dich noch jenes grünen Kegelberges in östlicher Richtung, hinter welchem ein andrer ebenso grüner Kegelberg von ganz gleichem Schnitte, nur größern Dimensionen aufsteigt und gleichsam das Futteral dazu bildet. Das ist offenbar stehngebliebne Studie irgend eines mit Stereometrie beschäftigten Elementargeists, und das einzige, was in jener Gegend mir mißfällt. — Baron Feuchtersleben war viel mit mir; ein äußerst origineller und ergötzlicher Kauz. — Eine andre interessante Bekanntschaft ist der pensionierte, 70 jährige Oberleutnant Stöckel in Aussee. Ein vortrefflicher Alter! Kräftig und aufrecht, ehrlich und fest, von unendlicher Gutmütigkeit und von einem unaufhaltsamen Feuereifer. So äußerte ich z. B. den Wunsch, auf einer gewissen Stelle ein Häuschen zu besitzen; sogleich war mein Stöckel mit dem betreffenden Grundeigentümer in Unterhandlung, und nach wenigen Stunden schleppte er mir den Baumeister ins Zimmer. Ich hatte meine Not, den alten Feuerkopf zu beruhigen und seine Lieblingsidee „eines Musensitzes für Lenau in Aussee" ins Unbestimmte zu vertagen. Ein andermal klagte ich, als Stöckel eben bei mir war, über Appetitlosigkeit. Sogleich brach er auf und lief, nicht zu bändigen, im Sturm nach einem Arzte, brachte ihn, und ich mußte, um nur seine Teilnahme nicht vor den Kopf zu stoßen, mir ein Rezept schreiben lassen und natürlich den Arzt anständig honorieren. — Kaum hatte ich ihm von dem in Württemberg so beliebten Mus aus Preiselbeeren erzählt, so liefen schon Stöckels Ausgesandte nach allen Bergen, um Preiselbeeren zu sammeln, und in diesem Augenblick hat er wahrscheinlich schon einen tüchtigen Tiegel davon eingekocht in seiner Speisekammer stehen. — Auch verdanke ich meinem Freund Stöckel mehre höchst anziehende und poetisch brauchbare Schilderungen von Kriegsszenen aus seinem Leben. Er begleitete mich oft auf meinen Spaziergängen;

seine durch Erfahrung und gute Lektüre gehaltreichen Gespräche waren mir angenehm.

Kaum war ich hier wiederangekommen, so erhielt ich freundliche Einladung zu Tische von meiner werten Blitzfrau. Ich aß gut und viel. Die Ischler Luft hatte meinen Magen sogleich rehabilitiert. Meine Wirtinnen waren höchst freundlich und gefällig. Mein grübelnder Seerabe, wie sich Frau v. Walter gerne von mir nennen hört, bot mir ein für allemal ihren Tisch an, wovon ich jedoch nur mit bescheidener Einschränkung Gebrauch zu machen gedenke. Gestern sprach ich mit dem hiesigen Bürgermeister, Herrn Liedel, und erkundigte mich bei ihm im allgemeineu über einen Bauplatz dahier; ich vernahm Folgendes: In der Wiererstraße ist noch eine Baustelle zu haben, die man gerne an Mann bringen möchte, und zwar nicht bloß, wie es früher hieß, zu Errichtung eines Gasthofes, sondern auch eines beliebigen Wohngebäudes. Der Aufbau eines Schweizerhauses von Holz dürfte zwar gestattet, aber in der Reihe andrer Häuser, als unpassend, nicht zu empfehlen sein. Dafür möchte sich eine isolierte Baustelle, wie sie hier auch noch zu haben wäre, besser eignen. Die Quadratklafter Bauplatz in der Wiererstraße kostet ungefähr zwei Gulden 30 Kreuzer. Ich werde meine Erkundigungen fortsetzen. — Das Wetter ist wieder heillos. — Gleich nach meiner Ankunft begegneten mir Scharschmit und seine Frau unterm Tor des Posthauses. Beide sehr vergnügt. — Mit meinen Hausleuten bin ich höchst zufrieden. Die alte Frau Kößler macht mir trefflichen Kaffee, und das ist bei mir, wie Du weißt, eine Hauptsache. Die Ungher hat mich für heute zu Mittag geladen; mit Ende dieser Woche reist sie ab. In betreff der brieflichen Dokumente bin ich andrer Meinung; doch will ich vorderhand die verzehrende Flamme noch ein wenig warten lassen. Ich fand unter meinen Briefen auch einige von allgemeiner Bedeutung, die jedenfalls zu erhalten sein dürften.

Leb wohl, mein Freund! und fahre fort in Deinem dramatischen Fleiße, auf dessen Erfolge ich mich herzlich freue.

Grüße Sophien und alle, die mich gegrüßt haben. Sophie möchte mir bald schreiben, damit unsre Briefe in ordentlichen Gang kommen.

Niembsch.

Die Walterschen grüßen Dich schönstens und freuen sich auf Deinen Brief. Werdet Ihr nicht doch nach Ischl kommen?

119. Ischl, 2. August 1840.

Liebe Sophie!

Ihr Schreiben vom 24. Julius habe ich hier erhalten, und es kann nun doch wieder Red' und Antwort in ordentlicher Abwechslung zwischen uns geschehen.

Die lebendige Gebirgsluft Ischls bewährt sich an mir auch diesen Sommer aufs wohltätigste. So sehr auch Münch mir jedes Ändern an meinem Faust mißraten hat, indem ich, nach Jahren notwendig ein anderer geworden, die alte Stimmung mit dem alten Ton nicht mehr würde finden können und somit Gefahr liefe, nur Fremdartiges und Einheitswidriges in das Gedicht hineinzuarbeiten: ich habe mich dennoch dran gemacht und, wie ich glaube, mit gutem Glück. Manches Allzuskizzenhafte und nur Angedeutete ist weiter ausgeführt, mancher Übergang geebnet, und viele zerstreute Lichter sind in die rechten Brennpunkte gesammelt worden, wodurch das Gedicht an Zusammenhang und Motivhaftigkeit bedeutend gewonnen hat. Mein Geist ist hier in beständigem Produzieren, und der von herrlicher Gebirgsluft stets lebendig angefachte Körper läßt jenen nicht im Stich. Es geht gut. Mephistopheles hat einige tiefere Evolutionen des Bösen gemacht, und besonders ist Fausts Stellung zum Christentum schärfer gezeichnet.

Sie fragen, wann ich in Heilbronn gewesen sei? Einigemal mit Kerner hab' ich das von Weinsperg nur eine halbe Stunde weit entfernte Städtchen besucht.

Ich wohne hier in der sogenannten Kleienkammer, dem ersten Hause links, wenn man auf der Salzburgerstraße hereinkommt, fast gegenüber dem ehmals von Kriehuber bewohnten;

dicht unter meinen Fenstern führt der Pfad zur Ischlerbrücke hinab. Sollte diese Beschreibung nicht genügen, so will ich eine Zeichnung für Sie wagen; genügt sie aber, so bitte ich, mir solche Prostitution zu erlassen. Meine Wirtin ist eine alte Witwe: Frau Rößler.

Allerdings, liebe Freundin, liegt das Erscheinen meiner sämtlichen Werke vielleicht noch ferne, und ich hätte darum besser davon geschwiegen, als daß ich durch vorzeitiges Gerede mir abermals einen schmerzlichen Beweis zuzog, wie wenig Sie an mich glauben. So lange dies der Fall ist, will ich meine Zukunft und alles, was darauf Bezug hat, auf sich beruhen lassen und schweigen. Meine Gesinnung gegen Sie wird sich niemals ändern, das sei das einzige, womit ich meine Zukunft noch berühre.

Daß Ihr gewiß nicht nach Ischl kommt, muß ich beklagen. Schade! Schade!

Karoline ist gestern nach Italien abgereist. Sie hat ihre Briefe an mich bereits verbrannt. Es ist nicht so leicht, mich zu beglücken, daß jeder beliebige Rest jenes aufgehobenen Verhältnisses dies imstande wäre.

Die übersetzte englische Rezension in der Allg. Zeitung hat dahin gehört. Nachdem dort von der Anerkennung die Rede gewesen, welche Freiligrath in England gefunden, mußte ein Gleiches auch in betreff meiner Schriften geschehen, wenn das deutsche Publikum über die Geltung deutscher Dichter in England richtig und der Wahrheit gemäß unterrichtet werden sollte. Es ist mir dadurch nur mein gutes Recht geworden. Die Übersetzung ist im ganzen gut. Auch hier hat der Artikel Aufsehen gemacht, was mich aber eher ärgert als freut; denn nur das Unerwartete macht Aufsehen.

Ihr Name hat sich im Angesicht der hohen Freunde, der Gamsberge, schön ausgenommen; noch viel schöner würden Sie selbst sich ausnehmen.

Die Walterschen sind sehr gut gegen mich. Sie schreiben schon an der Antwort an Max. Therese begegnete mir, als

sie eben Maxens Brief erhalten hatte, und erzählte mir's mit dem üblichen Erröten. Gestern gab Madame Bauernschmid ein Klavierkonzert im hiesigen Theater, wobei Karoline vor ihrer Abreise noch sang. Es fiel gut aus. Neue Bekanntschaften: Frau v. Heim, oder Hein? (das Idol Witthauers), Frau von Demscher, Fräulein Petz und Fräulein Löhr; Gymnastikus Stephani; Waldmeister Sandmann; Graf Dietrichstein; Oberst Call, Dr. Zangerlen. Erneuerte Bekanntschaften: Kanonikus Baron Widersberg und Frau v. Joelson, von der ich Ihnen eine Geschichte erzählen werde. Vorläufig nur: daß sie, nicht im Umfange, sondern bloß auf der Oberfläche $^5/_4$ Ellen breit ist.

Ich grüße alle von Herzen. Daß ich sie ausdrücklich nicht grüßen ließ, war ja eben ein eindrückliches Grüßenlassen.

Leben Sie wohl, liebe, ungläubige Freundin!

Niembsch.

120. Stuttgart, 18. August 1840.

Liebe Sophie!

Ihr letztes schwindsüchtiges Brieflein hab' ich hier erhalten. Gleich am Kopf desselben fehlt die gewohnte Blume, die Sie wahrscheinlich diesmal nur darum weggelassen haben, um meinen beglückwünschten Geburtstag in keinerlei Weise mit Blumen in Verbindung zu setzen. Ich danke Ihnen für diese sinnig schweigende Anspielung auf mein ödes Leben, wie für die Erinnerung an den Tag, wo es seinen Anfang genommen.

Hier habe ich viel zu tun. Eben wird mein Faust gedruckt, dessen Castigierung ich in Ischl beendigt habe; worüber dort alle größern Partien unterlassen werden mußten. Der Umgang mit Ihren Orchideen mag auch nicht um vieles lustiger sein als der meinige mit den Wienern in Ischl; mir kämen dabei gewiß Schnarchideen. Die Geschichte von der Joelson wird mündlich folgen, ist übrigens nicht viel dran. Ich bleibe vier Wochen hier und kehre dann nach Wien zurück über Ischl, wo ich noch ein paar schöne Tage einschieben will.

Leben Sie wohl, mir ist etwas flau und verdrießlich zu-

mut. Die hiesige Luft hat mich bereits zur Medizinflasche gebracht. Gastrische Störungen.

Grüße an Max und die Ihrigen alle. Niembsch.

Maxen antwort' ich bald.

121. Stuttgart, 30. August 1840.

Lieber Freund!

Ich möchte bei allen Göttern nicht in Deiner dramatischen Haut stecken. Bettelbriefe schreiben müssen an Schauspieler, die am Ende doch die gnädigst übernommene Rolle nur zugrunde richten, das ist ein Los, wofür der lauteste Beifall des zugrundgerichteten Publikums nicht zu entschädigen vermag. Bei der Wahl der Schauspieler für Deine Rollenbesetzung handelt sich's ja doch nur darum: in welches Schauspielers Händen diese oder jene Rolle eines gelindern Todes verbleichen dürfte? Ich wünsche Dir Glück zu Deiner Geduld. — Was die redaktorliche Eigenmächtigkeit Frankls in vermeintlicher Verbesserung Deines Gedichts betrifft, so kommt es mir vor, als hätte Frankl zwei lexikalische, auf jeder Fläche mit einem vocabulo beschriebene Würfel zur Hand genommen und unglücklicherweise grade die schlechteste Kombination zweier Wörter geworfen: „Meer und Blut". Daß er den leidigen Zensurstümmel ohne Deine Erlaubnis sofort drucken ließ — ist garstig.

Bei dem ausgebrochenen politischen Rumor haben sich die Franzosen, meinem Gefühl nach, in ihrer ganzen Anmaßlichkeit aufs ekelhafteste herausgestellt. Dazu kommt die schauderhafte Lafarge, diese giftgeschwollene Inkarnation der französischen Romantik, gleichsam das lebendige Bestätigungssiegel, das der Teufel den französischen Sauromanen aufgedrückt hat, an deren Naturwahrheit de dato: „Lafarge" nun nicht mehr gezweifelt werden darf.

Ich habe hier noch keinen gesunden Tag gehabt. Der genius epidemicus, der schleimfieberliche, hat auch mich seine Gegenwart spüren lassen; doch mußte er sich bei mir auf gastrische Affektionen gelinderer Art beschränken. Mein Faust wird in einigen Tagen fertig. Noch hab' ich aber die Neuern Gedichte

in ihrer Wiederauflage bei Hallberger zu revidieren. Mit letzterm hab' ich einen Vertrag geschlossen, nach welchem ich das Recht habe, vom September 1841 an meine Neuern Gedichte auch bei Cotta in einem beliebigen Formate als zweiten Band meiner lyrischen Gedichte erscheinen zu lassen. Ferner hab' ich mit Hallberger nicht auf die unbestimmte Dauer des Verschlusses einer zweiten Auflage, sondern auf die bestimmte Dauer von drei Jahren kontrahiert, nach deren Ablauf das unbeschränkte Verfügungsrecht über den fernern Verlag meiner Neuern Gedichte an mich zurückfällt. Du siehst, lieber Freund, daß ich meine Gegenwart hier gut benutzt habe. Zur künftigen Herbstmesse werden meine sämtlichen Gedichte im eleganteſten Taschenformat in zwei Bändchen bei Cotta erscheinen und wahrscheinlich in gleichem Format auch mein Savonarola. — Von meinen Albigensern erscheint demnächst ein Gesang im hiesigen Morgenblatte: „Pierre von Castelnau". Mit der Herausgabe des Ganzen hat es noch Zeit.

Am 10. September, wenn bis dahin, wie ich hoffe, die Revision bei Hallberger beendigt ist, reise ich von hier ab. In München hab' ich beim Traubenwirt Gmähle ein Felleisen abzuholen, sonst ging' ich zu Donau nach Linz. — Den Tod der Schmerling erfuhr ich bereits in Ischl durch Mad. Walter. Sie hat es um die Blumen verdient, daß diese auf ihrem Grabe schöner blühn als auf allen andern.

Graf Alexander grüßt Dich herzlich; er ist wieder leidend. Seine Leiden, zerfallend in drei lange Kapitel: sanitätliche, ökonomische und eheliche, scheinen alle gleich unheilbar zu sein. Er ist wahrhaft zu beklagen.

Neulich spielte mir mein übler Humor einen verdammten Streich. Cotta hatte mich zu Mittag geladen. Zur anberaumten Stunde, Schlag 2 Uhr, erschien ich in schwarzem Frack, mit neuen Pariser Handschuhen (unterwegs angekauften) aufs eleganteste und feierlichste herausgeputzt. Er und seine Tochter empfingen mich huldfreundlichst. Da machte ich mit ihm einen Gang durch seine lange und prachtvolle Zimmerflucht, und — im Speisesaal, weh mir! erblickte ich den Tisch mit zahlreichen Gedecken

für mancherlei Gäste. Zum erstenmal in meinem Leben befiel mich plötzlich eine wahre Menschenscheu, und mit einer Indisposition mich entschuldigend, lief ich auf und davon. Reinbeck empfing mich zu Hause mit überraschten und bedenklichen Blicken, wie man etwa einen Närrischgewordenen ansehen mag. Ich hoffe, zu Gunsten meiner Muse, daß solche Anfälle sich bei mir wiederholen werden. Cotta ist freundlich genug, mir den Streich nicht nachzutragen.

Sage Sophien, daß ich ihren Geburtstag freudiger und herzlicher wahrnehmen werde, als sie den meinigen.

Leb wohl, mein Freund!

Niembsch.

122. Stuttgart, 7. September 1840.

Liebe Sophie!

Vor allen Dingen habe ich Ihnen Ihre Fragen zu beantworten. Ich bin von Ischl am 10. August abgereist; den Entschluß dazu hatte mir die Notwendigkeit diktiert, mit meinen beiden Verlegern jene Übereinkunft zu treffen, deren Inhalt ich Maxen in meinem letzten Schreiben mitgeteilt. Es setzte mit Herrn Hallberger so weitläuftige Erörterungen, daß ich auf schriftlichem Wege vor einem halben Jahre nicht damit ins Reine gekommen wäre; so aber sind die Neuern Gedichte bereits bald fertiggedruckt. Als ich mit Frau v. Scharschmid sprach, war ich noch nicht entschieden, ob ich nach Stuttgart oder Wien reisen würde, auch äußerte ich mich meines Erinnerns gegen die gute Frau hierüber nicht bestimmt, sondern nur die Reise nach Wien als die wahrscheinlichere bezeichnend, weil sie mir die liebere gewesen wäre und ich meinen Geburtstag gern mit Euch zugebracht hätte. Unterdessen wartete ich immer vergebens auf einen Brief von Hallberger. Der Brief kam aber nicht und beim Heranrücken der Herbstmesse war keine Zeit zu verlieren. Darum bin ich hierher gereist. — Daß über meine Reise der geordnete Gang unsers Briefwechsels etwas gestört wurde, habe ich am meisten zu bedauern, dem Ihre Briefe so teuer sind.

Ich habe am Druck meiner beiden Bücher mit so rastlosem Eifer gearbeitet, daß ich nicht einmal nach Serach gekommen bin und dort das Pferd stehn und die Hasen laufen ließ. Mein Faust ist fertig und ich werde so glücklich sein, Ihnen ein Exemplar zu Ihrem Geburtstage persönlich zu überreichen. Die Beendigung der Gedichte aber werd' ich hier nicht mehr abwarten, sondern sobald sie nur gesetzt und revidiert sind, Stuttgart verlassen. Mein Befinden ist, seitdem es hier kühler geworden, besser. Große Freude macht mir das Einstudieren steirischer Ländler, die ich von Aussee mitgenommen. Ich lebe jetzt ziemlich einsam. Mein menschenscheulicher Paroxysmus bei Cotta hat nicht weiter Gelegenheit gefunden, sich zu wiederholen.

Schönen Dank für die schöne Rose, liebe Sophie. So was macht einen gar wohltuenden Eindruck auf mich, wie ein ganzer Frühlingsgarten. Die vier dürren Blätter unten am Stiele, das eine davon noch nicht völlig dürr, gemahnen mich an meine vier Lebensdezennien, deren letztes noch nicht voll ist, aber bald sein wird. Darüber steht der grüne und blühende Segen Ihrer Freundschaft sehr tröstlich und erheiternd.

Neues fällt hier wenig vor. Das Merkwürdigste für mich waren zwei ganz wunderliche Briefe an mich von — Herrn v. Braunthal.

Die stärksten Stellen sind folgende:

(Erster Brief.) „Ich preise mich glücklich, in den letzten Stunden meines verhängnisvollen Daseins das himmlische Moment Ihrer Nähe zu empfinden, wenngleich ich mich nicht persönlich andrängen kann an die Brust, die mich einst geliebt und für deren Glück ich freudig gestorben wäre." — — „Hiezu eine Bitte, die Bitte eines Sterbenden. Lassen Sie mich wisse, ob Ihnen Graf Alexander die Bücher übermacht, ob sie diese gelesen." — — „Der Gott in Ihnen bleibe auch Ihr Gott außer Ihnen" usw.

Ich antwortete ihm kurz Folgendes: „Euer Hochwohlgeboren scheinen eine Erklärung gegen mich auf dem Herzen zu haben, die Sie mir vielleicht nur mündlich geben wollen und können; wozu ich Sie höflichst einlade.

v. Niembsch."

Darauf kam der zweite Brief. Da heißt es unter anderm: „O Lenau, Lenau — hätte ich den Todesstoß nicht schon durch das Schicksal empfangen, Ihr heutiger Brief hätte mir ihn versetzt! Mein Gott! Mein Gott! Sie waren, Sie sind der einzige Mensch, an dessen Urteil, an dessen Achtung mir gelegen, und Sie verkennen mich; mit mir ist's aus. —" — — „Sie sahen mich werden, sein — Sie sollen mich vergehn sehen, eine in Wetterwolken versinkende Sonne" — „Kommt ein Paket an Sie, so werden Sie es edelmütig an seine Adresse befördern; ich werde Sie dadurch in nichts genieren. Noch einmal, Ihr Gott mit Ihnen für immer!" — (gez. Braunthal) — Emilie war, als sie die Briefe gelesen, äußerst bestürzt und besorgt, Braunthal werde sich erschießen. Sie drang in mich, ihn zu besuchen. Ich konnte mich, das Ganze für Komödie haltend, nicht dazu entschließen. Das alles geschah vorgestern. Seitdem hab' ich nichts weiter von dem Abenteuerlichen gehört und gesehn. Er steht hier im übelsten Ruf, ich mißachte ihn seit lange und mag nichts mit ihm zu tun haben. Alles, was ich für ihn tun konnte, war, ihm ein Gespräch in meinem Zimmer zu bewilligen, wobei ich ihm den Text gelesen und mir jede Zudringlichkeit für die Zukunft verbeten hätte. Der erste Brief ist so dunkel und verworren, daß es mir vorkam, er habe doch irgend eine wichtige Eröffnung auf der Seele; der zweite Brief aber ist so absolut närrisch und extravagant, daß ich den Burschen völlig aufgab. Persönliches Zusammentreffen mit mir scheint er zu scheuen.

Den Tag meiner Abreise von hier kann ich noch nicht wissen. Ich bitte es so zu machen, daß mir der Postexpeditor in Ischl bei meiner Ankunft einen Brief von Ihnen überreichen kann. Dort hab' ich noch einen Teil meiner Bagage und muß also hin. Leben Sie wohl! Ich grüße all die Ihrigen herzlich.

Für Max hab' ich die beiden Europahefte, worin seine „Beiden Schauspieler" enthalten sind, akquiriert.

Auf frohes Wiedersehen!

Niembsch.

Aus Marens Notizen.

123. 18. Oktober 1840.

Nach einer Abwesenheit von vier Monaten ist Niembsch wieder zurück und mit ihm die Veranlassung, diese Notizen fortzusetzen. Denn es scheint, als sollte ich Niembsch gegenüber in gewissem Sinne die Rolle übernehmen, welche Boswell gegen Johnson übernommen hat. Was mein eigen Sein und Treiben betrifft, so würden die Briefe, die ich letzten Sommer an Niembsch und Therese Walter schrieb, darüber genügende Auskunft geben.

*

Niembsch: Seit lange hat kein Buch einen so großen Eindruck auf mich gemacht wie Shelley's Cenci. Hier herrscht die Einfachheit der antiken Tragödie. Eine Tragödie soll gar keine Intrige haben. Bei Shelley sind es die Naturgewalten selbst, die vor uns auftreten.

Hegel ist von einer kolossalen Denkkraft, seine Dialektik vermag Felsen zu spalten. Ich, wiewohl sehr geübt in derlei Lektüre und daran gewöhnt, kann doch Hegel nicht über zwei Stunden lesen, ohne wahre Ermüdung zu empfinden.

Graf Alexander suchte durch Zeitungsankündigung einen Kammerdiener. Nach einigen Tagen erhielt er einen Brief, in welchem sich ihm ein Mann für diese Stelle dringend empfahl und der mit den Worten schloß: „Dieser Mann bin ich: Braunthal".

Am Ende spricht sich die Kritik über ein Buch am entscheidendsten und vollgültigsten doch in dessen merkantilischem Schicksale aus. So erzählte mir Cotta, daß er von Goethes Faust jährlich bei 2000, von seinen lyrischen Gedichten kaum 40 Exemplare verkaufe. Hierin spricht sich die unzweifelhafte Tatsache aus, daß die neuere Lyrik entwickelter und befriedigender ist als die Goethes.

Der alte Kielmayer in Stuttgart, ein profunder Physiolog, macht sich durch alle einem deutschen Gelehrten eigene Schüchternheit und Unbeholfenheit bemerklich. Mehrmal nimmt er Anlauf, sich aus einer Gesellschaft zu entfernen, indem er sich auf seinem Stuhle mit beiden Händen ein wenig in die Luft erhebt. Bemerkt man

das und will nicht, daß er gehe, so darf man nur einen neuen Gegenstand ins Gespräch bringen, wo er es dann für unartig hält zu gehen und daher wieder fest sitzen bleibt. Diese Operation läßt sich an einem Abende mehrmal wiederholen. Man bittet ihn zu Gaste, und er erwidert: „Es werden Hindernisse eintreten."

Paul Pfizer sagte bei Otfried Müllers Tode: Das kann nur einem deutschen Gelehrten geschehen, daß er an einer alten Inschrift stirbt. — Aber (sage ich) das ist eben unser schönstes, vielleicht auch unser einziges Vorrecht, daß so etwas nur uns geschehn kann.

Rückert ist ganz herabgebracht. Er will gar nichts wissen von Büchern und Schriften und lebt fast allein mit den Blumen und Bäumen seines Gärtchens. Es sind die Folgen der schnöden, kritischen Mißhandlungen, die er erfahren. Der beißigste Hund, wenn man ihn bei der Zunge faßt und sie drückt, zieht den Schweif ein und wird auf immer scheu und feige. Dies Kunststück üben unsere kritischen Schinderknechte mit Lust und Virtuosität an unseren Dichtern. Es ist ihnen an Rückert, Platen, Immermann und wohl auch an unserem Grillparzer gelungen.

*

Ein treuherziger, ehrlicher Schwabe Philipp Huber hatte Niembsch als Bedienter nach Amerika begleitet, war dann als Arbeiter in ein Bergwerk getreten und lag Niembsch in sehr drolligen Briefen fortwährend an, daß er ihn als Pächter und Ausroder auf das von Niembsch gekaufte Land (ein Urwald) setzen möge. Nach langem Zögern entschloß sich der in derlei Geschäften überaus lässige Niembsch, seiner Bitte zu willfahren. Aber wenige Tage vor dem Eintreffen des Briefes, der die nötige Vollmacht enthielt, war in dem Bergschachte ein Stein auf Huber gefallen und er eines jämmerlichen Todes gestorben. Wahrscheinlich hätte ein um ein paar Wochen früher geschriebener Brief Huber bestimmt, die Bergarbeit zu verlassen, und ihn so am Leben erhalten. Es ist ein seltsam Verhängnis, daß eben Niemsch so etwas treffen muß, ihn, der ohnedies immer geneigt ist, die Nachtseite des Lebens, und seines eigenen insbesondere, in das Auge zu fassen.

124. 19. Oktober 1840.

Anastasius Grün hat als Gutsherr die angestammte Verpflichtung, für ein gewisses Spital „jährlich zwei Hemden per Kopf" zu reichen. Der Herr Verfasser der Spaziergänge und des Schutt strich jedoch diese Schuldigkeit und setzte: „alle zwei Jahre ein Hemd".

125. 21. Oktober 1840.

Aus Anlaß des Gutzkowschen Werner, den die Feigherzigkeit und Borniertheit der Wiener Kritiker als ein bedeutendes Werk proklamiert, sagte Niembsch: „Hundert Meilen weit ist Gutzkow von der Natur entfernt; sie sagt ihm nichts, er fühlt sie nicht. Ein solcher Zustand scheint mir die wahre Verdammnis; und er ist eine wahrhaft traurige Erscheinung bei einem Manne, der so schöne und ausgezeichnete Gaben besitzt und namentlich im Ausdruck, in Handhabung der sprachlichen Form nicht selten eine wahre Meisterschaft beurkundet."

126. 22. Oktober 1840.

Niembsch: Ich konnte diese Nacht nicht schlafen, und da erfand ich den Stoff eines Trauerspiels in drei Akten. Ich will ihn euch aber nicht erzählen, denn sonst schreibe ich das Stück gewiß nicht. Uhland hat recht, zu sagen, daß man von einem Gedichte, bevor es gemacht ist, den Inhalt nicht sagen solle; da der Trieb, den Gedanken darzustellen, in der Mitteilung desselben zum Teile schon befriediget werde.

127. 25. Oktober 1840.

Niembsch: Graf Alexander Württemberg und David Strauß trafen bei Kerner, der ein alter Freund des letzteren ist, zusammen, und gerieten hart aneinander. Graf Alexander strich die Deutschen heraus. Strauß sagte mit der ihm eigenen kalten Ruhe: „Ach, die Deutschen sind Schafe, ihnen ist nicht zu helfen." Graf Alexander eiferte darüber, daß die Deutschen freilich immer mehr herunterkommen müßten, wenn es elende Menschen unter ihnen gebe, die sich selbst ein Geschäft daraus machen, sie

herabzusetzen. „Herr Graf," fuhr der berühmte Biograph Jesu Christi auf, „halten Sie mich für einen elenden Menschen?" „Ich bedaure sehr," erwiderte Graf Alexander, „wenn Sie sich getroffen fühlen. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich Sie nicht gemeint habe; bin übrigens zu jeder Satisfaktion, die Sie verlangen, bereit." „O ich bitte," entgegnete Dr. Strauß. — Graf Alexander schilderte die gedrückte Stellung eines Friedenssoldaten und das Wünschenswerte eines Krieges. „Herr Graf," sagte Strauß, „Sie haben durchaus keine Ursache, den Krieg zu wünschen. Sie und Ihre Klasse können dabei nur verlieren." —

Der König von Preußen ist ein Pietist, und seine Frau, die ihn beherrscht, ist es noch mehr. Aus Pietismus hat er das Ballett abgedankt. Als Kronprinz wegen seiner beißenden Sarkasmen gefürchtet, kramt er nun das von Gottes Gnaden und alles, was dazu gehört, (so schreibt mir Ruge) hervor, und alle seine Reden an das Volk sind Komödienspielerei im größten Stil. Für die ausgesprochene Absicht, daß Preußen bleibe, wie es ist, steckt er das von seinen Berlinern herausgebrüllte Ja! in die Tasche, aber eine Konstitution verweigert er, und dafür, daß die Sache von Hannover einigermaßen ehrenvoll ausgeglichen werde, sagt und tut er nichts. Der Deutsche aber ist selig, wenn ihm ein Fürst auf die Schulter klopft, und täte er ihm auch übrigens alle Mißhandlung an. Sie zitterten schon in Königsberg, weil sie ein freieres Wort schüchtern ausgesprochen, daß er sie samt und sonders festsetzen werde, und jubelten, als sie erfuhren, daß er jenes Wort nicht ungnädig aufgenommen, den ausgesprochenen Wunsch aber keineswegs erfüllen werde. Der eingeborne Sklavensinn des Deutschen, sein gänzlicher Mangel an Menschheitsgefühl ist etwas Fürchterliches. Er ist wahrhaft ein geborner Sklave, ein geborner Hund. Die politische Seite des Deutschen ist seine schlimmste.

128. 2. November 1840.

Niembsch: Diese Nacht wachte der alte Hypochonder mit all seiner Gewalt in mir auf. Ich glaubte in mich hineinsehen zu können.

Es lag wie eine steinerne Sphinx in mir. Mein Kern ist schwarz, er ist Verzweiflung. Wenn ich heiter bin, ist's immer nur äußerer Anflug. Von früher Jugend an konnte ich höchst unglücklich sein ohne alle Ursache.

129. 15. November 1840.

Niembsch sagte zu Seidl, es sei ein gutes Zeichen, daß ein serviler Dichter in Deutschland jetzt durchaus nimmer sich halten könne. Seidl sprach davon, wie sehr Erziehung und Gewohnheit hierbei in Betracht zu nehmen seien, und versicherte, er könnte seinen eigenen Kopf zur Zensur liefern und sei überzeugt, daß die Behörde darin nicht einen einzigen Gedanken zu streichen finden werde. Niembsch hatte bei dem Gespräche ganz vergessen, daß Seidl seine Gedichtsammlungen hohen Staatsbeamten aus der Aristokratie zu dedizieren pflegt. Wenige Tage hernach erzählte Seidl, daß Graf Sedlnitzky ihm die Aussicht auf eine Zensorstelle eröffnet habe.

*

Niembsch: Auch die Tiere haben ja Leidenschaften, und ich bemerkte einmal an einer Hyäne einen Laut und dabei eine Bewegung, welche zusammen eine solche Mischung von Zorn und Ekel ausdrückten, daß ich gewissermaßen freudig darüber erschrak, wie sehr das Tier die Stimmung zu bezeichnen verstand, die ich in mir selbst verspürte.

*

Niembsch: Meine Mutter war eine überaus leidenschaftliche Frau. Sie stammte aus Dalmatien und hatte auch an Augen, Haaren und Hautfarbe das Ansehen einer Raizin. Ich erinnere mich sehr wohl, als mein Vater starb — ich war etwa fünf Jahre alt — stellte sie sich auf eine in den Keller führende Falltüre, raufte ihr Haar und stampfte mit den Füßen, damit die Türe einbreche und sie in den Keller hinabstürze. Auch ihre Liebe zu mir war eine höchst leidenschaftliche. Als ich einmal mit den Kutschern auf die Pferdeweide hinausgeritten war und die Nacht nicht wiederkehrte, lief sie verzweifelnd Tag

und Nacht zu Fuße im Lande umher, und ich fand sie, als ich zurückkehrte, halbtot vor Erschöpfung. Sie wohnte in Preßburg, und ich überraschte sie von Wien aus mit einem Besuche. Als sie mich ansichtig wurde, tat sie einen Sprung, so hoch wie der Tisch, und der heftige Zahnschmerz, an dem sie mehre Tage gelitten hatte, war wie weggeblasen. — „Du," sagte sie einmal zu mir, „ich könnte mich für dich schinden lassen. Es gibt keine Marter, die ich um deinetwillen nicht ertrüge." Aber ich habe sie auch stets sehr in Ehren gehalten, und sie hat mir noch auf dem Totbette das Zeugnis gegeben, daß ich sie in ihrem ganzen Leben niemals beleidiget habe.

*

Sophie: Öfter schon ist Ihnen selbst der Zweifel aufgestiegen, ob Sie denn irgend jemanden auf der Welt so eigentlich lieb haben.

Niembsch: Nennen Sie mir doch irgendeinen wahnsinnigen Gedanken über mich selbst, der mir nicht schon durch den Kopf gegangen wäre.

*

Wir sprachen von Thiers. Ich bemerkte, daß er in einer niedern Sphäre, der eines Journalisten, Pamphletisten, auch wohl modernen Historikers, vortrefflich sein möge, der Stellung eines Premierministers aber und Lenkers der Schicksale eines großen Reiches keineswegs gewachsen sei. — Niembsch: Er ist der französische Rotteck, so weit nämlich ein Franzose dergleichen sein kann; denn er ist dem Deutschen, der die Flammen eigentlich mit seinen langen Ohren anzufachen pflegt, in diesen Kreisen stets überlegen.

130. 16. November 1840.

Niembsch: In letzter Nacht habe ich bis 2 Uhr gearbeitet und drei Gedichte gemacht. In solcher Nacht kann man sich leicht bis zur Improvisation steigern. Das dritte Gedicht improvisierte ich förmlich. Es war ganz fertig. Ich schrieb es nieder, als ob mir jemand es diktierte. Ich habe Kopfschmerz und fühle mich

unwohl; doch will ich heute nacht wieder dichten. Mit der poetischen Stimmung ist es so wunderbar wie mit den Schnepfen. Plötzlich sind sie da und ebenso plötzlich wieder weg. Man muß sie benützen. Einen Dichter kann alles stören und aus der Stimmung bringen. Eine Fliege vermag das.

Ich bin der unglückseligste der Menschen. In die Zukunft mag ich gar nicht schauen, sie ist grauenvoll.

131. 2. Dezember 1840.

Heine müht sich sehr ab mit seiner Prosa. Er streicht und feilt ausnehmend lange daran. Durch sein Buch über Börne hat er sich ein untilgbares Denkmal der Arroganz, der niedrigen Gesinnung, der Schande gesetzt. Unter anderem bramarbasiert er da mit seiner Herausforderung Menzels, und doch wagte er diese nur, weil er gewiß wußte, daß Menzel sie nicht annehmen werde, und brachte, diesem Wissen zum Trotz, sechs qualvolle Monate der Todesangst zu, bis Menzels Weigerung nach Paris gelangt war. So erzählte der bekannte geistreiche und gebildete Russe Melgunoff, der ihn wohl kannte.

*

Niembsch widmet jetzt seine Tage der Violine. Er besitzt ein sehr gutes Instrument und unermüdliche Ausdauer. Leicht mag es so geschehen, daß er auch darin es zur Meisterschaft bringt.

„Meine Tochter, die in Steiermark lebt," — so erzählte Holtei in meiner Gegenwart — „schrieb mir folgenden guten, für ein Drama ganz brauchbaren Zug. Graf Dorset hat einen alten Diener, der von einem Onkel in Amerika vier Millionen Taler erbte. ‚Was wirst du denn nun machen?' fragte der Graf. ‚Na, wenn mich Euer Gnaden nur behalten wollen,' sagte der Diener. ‚Sterb' ich, so sollen Euer Gnaden mein Erbe sein.'"

132. 3. Dezember 1840.

Niembsch: Saphir ist von allzu arger Gemeinheit. Das Beste bleibt, was Sternberg über ihn sagte. Er nannte ihn die alte literarische Wanze.

133. 9. Dezember 1840.

Der Geiger Lanner hat mit dem Kunsthändler Haslinger einen Vertrag auf zehn Jahre über den Verlag seiner Tanzkompositionen abgeschlossen, der ihm ein jährliches Honorar von 8000 bis 10000 fl. C. M. sichert. Der deutsche Dramatiker muß sehr fruchtbar und sehr glücklich sein, wenn er sich das Jahr hindurch 1200 fl. erwirbt, und auch ein Genie, wie Niembsch, muß froh sein, wenn ihm seine literarische Tätigkeit einen solchen Jahresertrag abwirft, und, feiert er etwa ein Jahr, dem Hunger entgegensehen. Welche Zeit für den Dichter! und welch ein Land dies Deutschland! und vollends Österreich! Auch fühlt sich Freund Niembsch durch solche Erfahrung und die Betrachtungen, welche sich daran knüpfen, im Innersten gedrückt und entmutiget, und er widmet alle Kraft seiner Geige. Für den Musikmeister und Konzertgeber ist noch ein großes Feld des Erwerbes in Amerika. Tausendmal lieber will er sich selbst in Deutschland als Mitglied einer Kapelle sein Brot erwerben, denn als Professor der Ästhetik und durch schriftstellerische Tätigkeit.

134. 12. Dezember 1840.

Es war von meinem jüngsten Söhnchen Artur die Rede, der zu seiner Mutter gesagt hatte: „Nicht wahr? wir können Gott nicht sehen, er aber sieht uns?" — und: „Kann man im Himmel mit den Engeln auch spielen?" — Niembsch bemerkte: „Die Kinder haben weit mehr Neigung und Liebe für das Übersinnliche als die Erwachsenen. Ach, könnte man sich nur auf eine Stunde in all die glückliche Einfalt des Kindersinnes zurückversetzen, es wäre eine Stärkung für das ganze Leben."

*

Niembsch hat jetzt öfter bedeutende Anfälle von Hypochondrie und spricht die Überzeugung aus, bald sterben zu müssen. Seltsamerweise erzählte ihm nun in diesen Tagen der Fabrikant Zöpritz aus Württemberg (Schwiegersohn des alten Hartmann, Schwager Reinbeks, in deren Hause zu Stuttgart Niembsch wie ein

Sohn aufgenommen ist), daß Gervinus, als sie zusammen über Niembsch sprachen, bemerkte: er habe in seinen literarhistorischen Studien stets gefunden, daß Erscheinungen wie Niembsch kurz vorübergehende waren. Niembsch werde nicht lange leben.

*

Gervinus hat dem gedachten Zöpritz viel zu danken. Auf seine Kosten ließ dieser ihn in Heidelberg studieren. Als Gervinus durch eine reiche Heirat und seine literarischen Leistungen in bessere Lage gekommen war, erstattete er dankbar seinem Nährvater die gehabte Auslage zurück.

*

Ein artiger Beitrag zur Lebensgeschichte der Literatur in Österreich: Hofrat Hoch ist der Polizeidiktator in diesem unglückseligen Gebiete. Zensor Deinhardstein hatte die sprachlichen Werke des Herrn Heinsius erlaubt. Der Hofrat läßt ihn kommen: „Wie können Sie die Werke eines so berüchtigten unzüchtigen Schriftstellers erlauben . . .?“ Er hatte was von Heinse und seinem Ardinghello gehört und wurde vom Zensor belehrt. Nach einigen Wochen kommt ein Buch von Heine an. Deinhardstein setzt sein damnatur drauf. Wieder ruft ihn Hofrat Hoch und spricht: „Haben Sie mir nicht erst vor ein paar Wochen gesagt, daß der Heine ein ganz unverfänglicher Grammatiker ist, was wollen Sie ihn heute verbieten?“

135. 3. Januar 1841.

Niembsch: Tieck war mir immer zuwider. Alle Wahrheit ist ihm fremd. Er erstrebt nur das Seltsame. Die Welt, in der er sich bewegt, ist eine durchaus künstliche, gemachte. Wunderlich kann er genug sein, aber an der eigentlichen Kraft poetischen Schaffens gebricht es ihm.

136. 16. Januar 1841.

Niembsch: So hat niemand den Schmerz verstanden wie Beethoven. Was der Laokoon für den physischen Schmerz, das ist er für den der Seele. Er weiß uns seine Schlangen an das

Gemüt zu legen, daß wir unter ihrem Druck aufstöhnen möchten. Gegen diesen Schmerz Beethovens sind die schmerzhaftesten Partien Lord Byrons nur oberflächliches Kitzeln und Krauen. Beethoven stand öfter in der Nacht auf, trat zum Klavier, spielte einen Gedanken, ging stundenlang im Zimmer auf und nieder und spielte in Pausen immer wieder dasselbe. Es war ihm noch immer nicht tief genug hinabgedrungen in die Tiefe des Menschenschmerzes, er wollte diesem die letzte Türe aufmachen, hinter welcher nichts mehr ist als Verzweiflung. Da zeigt es sich recht, daß Melodie doch eigentlich nur Nebensache ist in der Musik. Als ich neulich das A moll-Quartett von Beethoven gehört hatte, fühlte ich mich innerlich wie zerstört. Den ganzen nächstfolgenden Tag hätte ich weinen können und mögen, so war mir zumute.

137. 22. Januar 1841.

Ich besuche zuweilen Auguste Brede, eine sehr verständige und gebildete Frau, die ihre Lebensereignisse mit manchen ausgezeichneten deutschen Persönlichkeiten zusammengeführt haben. So kannte sie Varnhagen in Prag. Dieser schrieb über sie an Rahel in Berlin, worauf Rahel antwortete, sie kenne die Brede schon als Schauspielerin. Als sie von Paris zurückkehrend durch Leipzig kam, sei sie ins Theater gegangen, in der Überzeugung, nach den französischen Schauspielerinnen werde keine deutsche im Lustspiel einen günstigen Eindruck auf sie machen, die Brede aber habe sie eines besseren belehrt. Später kam Rahel nach Prag, wurde von Auguste in ihrer Wohnung aufgenommen und schloß sich in innigster Freundschaft an sie. Eines Tages lagen beide unpäßlich zu Bette in aneinanderstoßenden Zimmern bei offener Türe. „Stellen Sie sich vor, was mir geschieht," schreit die Brede plötzlich. „Nu was denn?" ruft Rahel erschrocken. „Da lese ich eben, daß Klopstock gestorben ist (1813), und ich dachte doch, der Mann sei Gott weiß wie lange schon tot!" — „Aber ganz so geht's mir ja auch", entgegnete Rahel. — Clemens Brentano war leidenschaftlich in die Brede verliebt und

überflutete sie mit den schönsten Briefen. Varnhagen schwätzte ihr diesen Schatz später ab und stellte ihn Brentano zurück, der vorgegeben hatte, die Briefe zu einer literarischen Arbeit benutzen zu wollen. — Einmal gab Varnhagen Brentanon in vollem Ernste eine Ohrfeige. „Hören Se", sagte Brentano in seinem Frankfurter Dialekte, „was fallt Ihne denn ein?!"

138. 22. Januar 1841.

Ad vocem Kritik gibt es einiges Artige zu notieren. Viele rieten mir, die Rezensenten mit Geld oder Aussicht auf solches oder wenigstens mit einem Besuche zu bestechen. Glücklicherweise konnte ich mich nicht überwinden, irgend etwas davon zu tun, und habe mir so wenigstens den Respekt bewahrt. Frankl fand, daß 25 fl. für Bäuerle viel zu wenig wäre. Groß-Hoffinger schrieb dem Stahlstecher Mahlknecht, wenn er seine Arbeiten im „Adler" gelobt sehen wolle, müsse er ihm jedesmal 1 fl. C. M. übersenden. Vor der Aufführung der elenden Oper eines gewissen Geiger kam ein Neffe und Handlanger Saphirs zu der Frau des Tonsetzers, einer Putzmacherin, erklärte ihr, den größten Einfluß auf die hiesige Journalkritik zu besitzen, und erbat sich 500 fl., wenn man die Oper überall gelobt sehen wolle. Er erhielt das Geld, und die Oper wurde im „Humoristen" — jämmerlich durchgeschimpft. Auf die Beschwerde des künstlerischen Ehepaars, desavouierte Saphir seinen Neffen und dessen ganzes Beginnen. Und diesen Saphir haben einige reiche jüdische Handelsherren eben jetzt durch Zahlung von 12000 fl von drängenden Gläubigern befreit. Für welchen großen deutschen Dichter würden, ich will nicht sagen, deutsche Kaufleute, sondern das gesamte deutsche Publikum dasselbe tun?! für den edlen Lenau sicher nicht! O Zeit! o Welt! o Poesie! o Tugend!

139. 16. Februar 1841.

Niembsch: In dem kleinen Gedichte „Prognosticon" hat Kerner sicherlich an mich gedacht. Niemandem gefallen seine Gedichte so sehr wie mir. Sie sind mir lieber als die Uhlands, sie sind

natürlicher. — Auerspergs Leidenschaft ist der Geiz. Aus Geiz hat er eine unbedeutende Frau geheiratet, aus Geiz die Poesie an den Nagel gehängt, um ungestört seinen Bauern das Fell über die Ohren ziehen zu können. Der deutsche Michel, den er mit seinem Freiheitsgesange auf das Ungeheuerste zum Besten gehabt hat, beginnt aber schon, ihn zu klopfen, und wird es noch tüchtig. Was mich betrifft, waren mir schon die „Spaziergänge" und der teilweise scherzhafte Ton darin verdächtig. Ich glaubte nicht an ihre Wahrheit; der echte Schmerz über das Elend der Menschheit vermag keinen Spaß zu machen. Börnes politischer Ingrimm war ein echter, nie aber der Auerspergs, von dem die Breslauer Zeitung (wahrscheinlich Hoffmann v. Fallersleben) singt:

Der grüne Graf.

Sein anastasisch Leben liegt nun in grüner Ruh,
Ihm schloß der Kämmrerschlüssel der Dichtkunst Pforte zu.

Gestern war Auersperg bei Niembsch. Dieser hielt ihm über alles, was seinem Afterliberalismus vorgeworfen werden kann, eine lange Predigt. „Ganz Savonarola!" entgegnete der Graf, nachdem jener geendigt hatte.

140. 19. Februar 1841.

Graf Auersperg gab das Manuskript der „Spaziergänge" einem nach Hamburg reisenden Kommis der Geroldschen Buchhandlung mit dem Auftrage mit, einen Verleger zu suchen, und diesem zu eröffnen, daß nach Maßgabe des Absatzes seiner Zeit der Verfasser sich um das Honorar melden werde. Campe druckte eine starke Auflage, die reißend abging. Ohne spezielle Ermächtigung veranstaltete er nun eine zweite Auflage von 4000 Exemplaren. Jetzt meldete sich Auersperg um das Honorar, und Campe übersendete ihm für beide Auflagen — 200 fl. Nun möchte Campe eine dritte Auflage veranstalten, Auersperg aber nichts mehr mit ihm zu schaffen haben. Da droht Campe brieflich, er wolle den Grafen Auersperg als Verfasser denunzieren, wenn er bei einen andern die dritte Auflage mache. — Und ist ein vorzugsweise liberaler Verleger, der Verleger Börnes!!

141. 6. März 1841.

Beethoven pflegte sich, als er schon taub war, wenn er Klavier spielte, plötzlich mit beiden Armen auf die Tasten zu legen, wobei er heulend unartikulierte, ganz tierische Töne ausstieß. — Einmal hatte er sein Zimmer mit dreierlei Tapeten ausgeschmückt. Er hatte nämlich früher drei kleinere, verschieden tapezierte Zimmer bewohnt, hatte sich über den Hausherrn geärgert und riß die Tapeten von den Wänden herab, um sie in dem einzigen Zimmer seiner neuen Wohnung aufzukleben. —

Niembsch: Wenn ich nicht mehr genug hätte, um meine geringen Lebensbedürfnisse zu bestreiten, würd' ich mir eine Kugel vor den Kopf geben. Das ist eine längst beschlossene Sache. Das Leben ist mir ja bei weitem nicht interessant und wichtig genug, um es mit Opfern und Qualen zu erkaufen. Die Szene in dem gestrigen Stücke (es war „König und Bauer" von Lope de Vega, bearbeitet von Halm), wo im Hintergrunde die Bauern spielen, tanzen und singen und vorne das liebende Paar auf der Rasenbank koset, hat mich ganz traurig gemacht. Welche Liebe zum Leben gehört dazu, um so etwas zu ersinnen, und wie konnten das doch nur diese alten Dichter! Wem von uns neuen, verdrießlichen würde so etwas einfallen! Nur wer das Leben liebt, kann es schildern; darum habe ich keinen Glauben daran, daß mir jemals ein Drama gelingen werde. Überhaupt ist in unserer Zeit das Drama tot.

142. 14. März 1841.

Niembsch: Hätte meine Großmutter länger gelebt, ich hätte müssen Arzt werden. Sie zeigte mir die Päckchen mit Dukaten, welche sie für die bei den strengen Examinationen zu entrichtenden Gebühren bestimmt hatte. — Baader ist der einzige, welcher den Wert und die Bedeutung des Bildes in der Sprache erkennt und schildert. Das Bild ist das Wesen der Poesie, es ist das Höchste. Gott selbst spricht mit der Menschheit nur in Bildern. Und die Dummköpfe von Kritikern halten das Bild nur für einen Schmuck und Zierat der Dichtersprache!

143. 17. März 1841.

Niembsch: Der hier befindliche junge Architekt Etzelt aus Stuttgart erzählte mir viel von all den äußerlichen Unvollkommenheiten dieser Stadt, hölzernen Häusern, offenen Rinnsteinen, schlechtem Pflaster, einfachen Fenstern u. dgl., aber die Liebe und Freundlichkeit der Schwaben überwiegt dies alles; sie hat mir gar oft für eine warme Stube gegolten.

144. 31. März 1841.

Niembsch: Der König von Preußen ist ein politischer Heuchler. Die „Hallischen Jahrbücher“ haben den Mut, mit ihm anzubinden. Man muß Respekt haben vor den Herren Ruge und Konsorten. Wenn sie es auch plump angreifen, so sind sie doch ehrliche und allein wahrhaft liberal gesinnte Leute. — Heine schimpft bekanntlich über alle neuen deutschen Schriftsteller, nur Immermann, da er doch einen zum Gegensatze braucht, lobt er. Von Grabbe aber ist nirgends bei ihm die Rede. Das wird durch folgende, hier von dem Londoner Musikprofessor Becher erzählte Anekdote erklärt. Immermann, Heine und Grabbe waren in Berlin zusammen. Die letzteren beiden rieben sich häufig aneinander. Grabbe behielt aber an Witz und Derbheit immer die Oberhand. Eines Abends hatte Grabbe Heinen besonders glücklich niedergekämpft, so daß dieser keinen anderen Ausweg mehr fand als die Drohung, er werde sich mit der Feder rächen. Da packte der kräftige Grabbe das Männchen, drückte es an die Wand, hielt ihm ein blankes Messer vor die Augen und schrie: „Wenn du es wagst, je ein Wort des Schimpfes über mich drucken zu lassen, so komme ich dir nach, wo du auch seist, und fasse dich, wie ich dich jetzt habe, und schlachte dich ab wie ein Huhn!“ — Das scheint sich der tapfere Heine gemerkt zu haben. Er wußte wohl, daß Grabbe der Mann war, eine solche Drohung wahr zu machen.

Immermann, ohnedies voll der Überzeugung, daß er der erste Mann in Deutschland sei, nahm auch gegen Grabbe gern die Miene des Protektors an. Das wurde diesem einmal in einer

Gesellschaft zu viel und er rief: „Hören Sie, Immermann, was fällt Ihnen ein? Von Leuten, die ich meines Umganges würdige, lass' ich mich nicht protegieren!"

145. 2. April 1841.

Niembsch: Ich war einst ein so fester Lateiner, daß ich ganze Reden in dieser Sprache halten konnte. Einmal, als Student zu Preßburg, hielt ich im Rausche eine solche Rede über die Unsterblichkeit der Seele. Unser Famulus und Stiefelputzer, ein armer Student, namens Trabalik, rief dabei einmal über das andere aus: „pulchre loquitur" und heulte vor Rührung. Dieser Trabalik war übrigens eine merkwürdige Figur. Er hatte Riesenkräfte. Wir wohnten im zweiten Stockwerke und hatten da einen freien Brettergang mit Eisengeländer. Mehrmals ließ ich mich von Trabalik an der Brust packen und über das Geländer hinaus in die Luft halten. Trabalik war es nur ein Spiel, drei bis vier Fleischerknechten die Köpfe zusammenzustoßen. Auch ertönte der Ruf nach Trabalik überall, wo es eine Rauferei gab. Einsmals veranstalteten die Studenten ein Fest in einem Gartenhause. Der Garten war erleuchtet; da sah ich in einem Gebüsche zurückgezogen Trabalik, einen ganzen Schinken in der Hand, den er in der Küche gestohlen. Er hantierte und spielte mit der Keule an seinem Munde wie mit einer Flöte.

146. 14. Juli 1841.

Einige Worte von Zedlitz aus einem vor mehren Wochen mit ihm geführten Gespräche: Unsere Freunde (die Wiener Poeten) glauben leider, genug getan zu haben, wenn sie frondieren. Sie reden immer von dem Ansehen der Pariser Dichter. Diese nehmen sich aber ihre Stellung selbst, man findet sie in allen Salons, während unsere in den Bierhäusern liegen und schimpfen. — Auch in meiner jetzigen Stellung (der Staatskanzlei adjungiert mit 3000 Gulden) mache ich immer Opposition und bin so glücklich, manches Gute wirken zu können. So ist es mein Werk, daß wir uns Schaffarik erhalten

haben. Ich stellte dem Fürsten vor, welche Schmach es wäre, wenn Preußen, das 1 Million Slawen regiert, uns, die wir deren 10 Millionen regieren, einen Mann entführte, der im Slawischen die Reputation hat, welche Grimm im Deutschen genießt. Dem Fürsten leuchtete das ein, und er beauftragte mich, in seinem Namen darüber mit Kolowrat zu sprechen. Dieser war erfreut und bemerkte, er hätte, da er ohnedies als Slawenprotektor verschrien sei, in der Sache nicht gerne die Initiative ergriffen. So wurden Schaffarik Eröffnungen gemacht. Freilich begehrte der überbescheidene Mann so wenig, daß er dreimal soviel hätte fordern können.

---

147. Linz, 6. April 1841.

Liebe Sophie!

Ich habe die Freude am Reisen, so wie manche andre, völlig verlernt; auch das bequemste, und wenn es durch die schönsten Gegenden geht, hat für mich sein Lästiges und Absurdes. So bin ich denn mürrisch und verstimmt gestern abends hier angekommen und bewohne dasselbe Zimmer im Adler an der Donau, welches Sie mit Ihren Schwestern innehatten. Kaum angekommen, wurden wir von Bauernschmid empfangen, und Evers mußte heute vormittag volens nolens der Gemahlin desselben was vorspielen. Diese Frau gehört unter die fadesten Dinge der Erde. Auch Bauernschmid wurde mir diesmal etwas lästig; denn mir kommt vor, als seien seine Aufmerksamkeiten mehr ein Wunsch, mit zelebren Leuten in Linz zu paradieren, als wahrhafte Neigung. Wir tragen solche Bekanntschaften, die unser Leben nichts angehen, gleichsam als tote Massen mit fort, und früher oder später wird sie unser Leben, wenn es anders ein fließendes, bewegtes ist, hinauswerfen, wie der Wasserstrom die Leichen, womit er sich eine Strecke lang schleppen mußte. Darum wird man je älter je ausschließender und unduldsamer. Das Tote muß hinaus ohne Komplimente.

Morgen früh reisen wir weiter nach Regensburg. Die Dampfschiffe des Königs von Bayern sollen fast so schlecht sein

wie seine Verse. Zum Glück wird abends gelandet. Auf dem Dampfschiff Sophia traf ich mit Betty Herz zusammen. Sie erneuerte die alte Bekanntschaft und teilte mit mir die Langeweile und eine Pomeranze. Die liebste Figur unter den Reisenden war mir ein italienischer Matrose. Ein antiker, echt römischer Kopf, mit der reinst erhaltenen römischen Derbheit und usurpierenden Insolenz. Die Augen nicht größer als nötig, um in die Welt zu schauen und sich die Leute darin zu suchen, aber nicht groß genug, um in das Räuberherz schauen zu lassen. Ein ganz kräftiger, von hundert Stürmen hart gehämmerter Kerl, neben dem sich ein österreichisches, aus Eitelkeit, Wahn und Arroganz zusammengeblasenes Offizierlein kläglich genug ausnahm, daß es trotz seiner Widerlichkeit nicht ohne Mitleid betrachtet werden konnte. Dann war ein Bauer am Bord, der beständig durch das Gitter auf die Maschinen hinabspähte und herumschlich wie die lauernde Dummheit. Die Kajüte stak auch voll Dummheit, teils schwatzender, teils schnarchender. Der Teufel hole das Reisen. Leben Sie wohl, liebe Sophie, und grüßen Sie Max und die Kinder schönstens.

Niembsch.

148. Stuttgart, Dienstag (13. April 1841).

Liebe Sophie!

Vorgestern abends bin ich und zwar in einem schlechten Zustand hier angekommen. Das bayerische Dampfschiff, das mich nach Regensburg brachte, ist in der Tat noch schlechter als alles, was ich von König Ludwig je gelesen habe. Das übelste Wetter traf mit der Erbärmlichkeit der Kajüte zusammen, um mir einen beträchtlichen Schmerz im Rückgrat anzuhängen. Den ersten Tag fuhren wir bis Fitzhofen, oder wie das Nest heißt, dort wurde übernachtet. Um vier Uhr früh ging's weiter bei großer Kälte und einem garstigen Schneesturm. Ich legte mich in der sogenannten Kajüte auf die Bank und schlief, während Wind und Wasser auf mich hereinspielten und hinter meinem Rücken und in demselben ein hübsches Rheuma zu-

sammenmachten. In Regensburg schlich ich bereits gekrümmten Leibes umher, und die Fahrt von da nach Augsburg im Eilwagen die Nacht durch war eine wahre Folterfahrt. In Augsburg wurde ausgeruht von zehn Uhr vor- bis vier nachmittag, dann bestieg ich einen neuen Folterkasten und kam nach einer Nacht und einem Tag voll Schmerzen und Verwünschungen in Stuttgart an. Gestern rastete ich total. Die Ruhe und ein Zugpflaster haben so weit gewirkt, daß ich heute, obschon mit Beschwerde, doch ausgehen konnte. Der erste Weg war zu Hallberger. Es ist mir gelungen, dieses harte Rindfleisch etwas mürbe zu klopfen. Er wird wohl abstehen von seinem stupiden Projekt. Von ihm ging ich zu Cotta. Der war wie gewöhnlich ganz Artigkeit und Gefälligkeit. Zum Herbste wird die Taschenausgabe meiner sämtlichen Lyrereien in zwei eleganten Bändchen mit zwei Stahlstichen erscheinen. Das Weitere der Bedingungen wird nächstens abgemacht werden. Nun will ich mit Energie an meine Albigenser dran. Vielleicht bring' ich sie fertig bis zu meiner Abreise, die unwiderruflich festgesetzt ist auf den 20. Juni.

Mein verblichenes Latein wird mit Lust und Liebe wieder aufgefrischt. In Regensburg kaufte ich von einem Antiquar in seiner Straßenbude ein paar Bücher von großer Brauchbarkeit. Mein Aufenthalt in Ischl soll nicht nur für mich ein angenehmer, sondern auch für Sie und den Ernst ein nützlicher werden. Ich will mir wenigstens meinen Kaffee und meine Erdbeeren mit Schulmeisterei redlich verdienen.

Reinbecks und Hartmanns hab' ich alle gesund und vergnügt angetroffen, auch Mariette mit ihren Kindern. Als ich vor Alexanders Haus vorbeifuhr, ward ich von einem seiner Bedienten erblickt, und der treue Freund fand sich bald nach meiner Ankunft bei mir ein. Er ist durch seine Wasserkur wunderbar hergestellt. Außer ihm sah ich noch Pfizer, den ich zu mir bitten ließ, nämlich den Gustav. Evers ist eine gute, liebe Haut.

Ich werde hier viel arbeiten. Alexander und Evers haben

bereits meine bestimmte Erklärung, daß ich vormittags nie einen Besuch annehmen werde; ich aber werde weder vor- noch nachmittags mich viel damit abgeben. Die Albigenser, die Römer und die Geige brauchen viel Zeit, und meine Hausgenossen wollen auch was von mir haben. Doch einige Gänge sind freilich unerläßlich. Uhland ist hier und Schwab wird erwartet.

Mit Kerners Augen geht's immer schlechter. Ich werde ihn bald besuchen wie auch Mayern in Waiblingen.

Noch immer bin ich etwas kreuzlahm. Das Reisen wird einem je lästiger, je näher man der großen Reise rückt. — Bei Euch wird es jetzt schon lebhaft genug hergehen. Die Theatervorstellung sollte doch durch den Trutsch als Mönch beschlossen werden. Ich lasse dem lieben Buben sagen, daß ich von meiner Bagage nichts verloren habe und ihm für seinen herzigen Abschied etwas Schönes mitbringen werde. An Freund Max werde ich schreiben, sobald ich mit Moriz gesprochen. Ich will seiner Angelegenheit mit Eifer gedenken. Grüßen Sie auch Zoe und Ernst, und schreiben Sie nur recht bald

Ihrem Niembsch.

149. Stuttgart, 20. April 1841.

Liebe Sophie!

Diesmal schreib' ich Ihnen im Bette. Mein Unstern hat es bei einem Rückenschmerz nicht bewenden lassen, sondern mit malitiöser Ausführlichkeit eine Halsentzündung hinzugefügt, an der ich seit vier Tagen zu leiden habe, heute aber noch einen Scharlach draufgesetzt. Hoffentlich wird der niederträchtige Zyklus, wenigstens fürs erste, damit geschlossen sein. Beim Aufstehen sah ich heute meinen Hals so rot wie östreichische Generalshosen und fand die Röte auch über Brust, Unterleib und Schultern verbreitet. Auch die Arme beginnen sich zu röten; die Eruption ist eine rasche und allgemeine, und sie läßt nach der Aussage meines Arztes, des Medizinalrats Becher, einen leichten und günstigen Verlauf erwarten. Daß meine Krank-

heit ungeselliger Natur und mir hoffentlich alle lästigen Besuche vom Leibe halten wird, das ist wohl noch das Beste dran; ihr Schlimmstes ist, daß sie mich um den Frühling verkürzt.

Fieber stellt(e) sich des Abends bereits seit einigen Tagen ein, wurde aber von mir, indem ich es lediglich für ein Attribut der Halsentzündung nahm, wenig beachtet. Nun hat es freilich eine edlere Bedeutung. So ein Menschenkörper ist eben eine unruhige, gar unsichere Wohnung. Sehr traurig wäre mir's, wenn sie mir ferne von Ihnen, liebe Sophie, gekündigt würde.

Außer Cotta, Hallberger und Alexander habe ich hier noch niemand besucht, meines übel zugerichteten Leichnams wegen. Mir ist die Geselligkeit zum Greuel geworden, und ich habe auf das Bestimmteste erklärt, daß ich gar keine Gesellschaft besuchen werde. Und daß ich Wort halten werde, schwöre ich bei meinem Scharlach und so wahr ich dessen glückliches Ende und Sie in Ischl wiederzusehen wünsche. Der Hofschauspieler Moritz hat den Brief und die Manuskripte von Freund Löwenthal durch mich erhalten und wird mir, wenn er kein Scharlachflüchtiger ist, hoffentlich bald Bescheid sagen, oder wenn er mich scheut, an Max schreiben; was ich übrigens von seiner Artigkeit ohnehin erwarte.

Die Donauzimmer im Adler zu Linz habe ich ausdrücklich verlangt. Ich war dort am besten beherbergt während der ganzen Reise, nur daß mir das Dampfschiff, zum Rückzug versuchend, den ganzen Tag vor Augen lag. Ja, wir haben uns recht zusammengelebt, und daß mir Ihre Kinder, wie Sie schreiben, noch immer gute Nacht wünschen, als wäre ich da, hat mich wehmütig ergriffen. Auch mein Freund Max, obgleich ihm unser Abendessen manchmal zu still dünkte, wird mich zur gewohnten Stunde gewiß auch ein wenig vermissen. Nun ist Euer Polterabend und Jettis Hochzeit auch vorüber. Wenn sie Glück hat, wird sie glücklich sein; die innern Bedingungen einer guten Zukunft sind auf beiden Seiten der jungen Ehe vorhanden. Gott segne sie! Daß Ihre Brüder in der Nähe wieder für Sie erwarmen, freut mich. Sind auch beide jetzt

mit ihrem Glück viel zu sehr beschäftigt, als daß sie der Liebe viel Raum geben könnten, so wird doch beiden einst gewiß die Erkenntnis werden, daß es ohne die Grundlage der Liebe kein wahres Glück gibt, und daß von aller Gunst des Geschicks, die sie erfahren haben, eine Schwester wie Sie die seltenste ist.

Während ich dieses schrieb, hat sich der Ausschlag auch über die Hände gezogen, und er reicht mir beinahe bis an die Feder. Im Zimmer ist's recht warm, daß ich die Hände wohl 'rausstrecken kann. Das gutmütige dicke Stubenmädle heizt wacker ein, und wenn ich klingle, springt sie tapfer (schwäbisch für: schnell).

Meine freundlichen, teilnahmsvollen Hauswirte werden es an sorgfältiger Pflege gewiß ebensowenig fehlen lassen als ich an Gehorsam. Höchst fatal wäre mir, Mariettens Kinder anzustecken. Das könnte zur Vervollständigung des obigen Zyklus noch fehlen.

An den Albigensern hoffe ich weiter zu arbeiten auch während der Krankheit. Dieser Tage habe ich einen angefangenen Gesang beendigt; den Comminges. Die Latinität wird aber jedenfalls mein Lager teilen.

Leben Sie wohl, teuerste Sophie.

Mein Zustand ist ganz unbesorglich.

Grüßen Max und Kinder herzlich.

Niembsch.

150. Stuttgart, 21. April 1841.

Mein teurer Freund!

Du würdest lachen, sähest Du mich daliegen, den alten, bärtigen Zigarrenraucher mit einer Kinderkrankheit. Das Rauchen nämlich lass' ich mir nicht nehmen. Sie haben mir das Fleisch und den Wein entzogen; es sei! — sie haben angeordnet, das Bett dürfe nicht aufgerüttelt und die Wäsche nicht abgeschüttelt werden; auch darein füg' ich mich als Bärenhäuter; aber an die Zigarre lass' ich mir nicht greifen. Der Ausschlag ist noch immer in floribus und an manchen Stellen so dicht, daß ich

z. B. das Handgelenk ohne empfindliche Spannung nicht beugen kann. Das Fieber ist unbedeutend. Ich habe die Nacht ziemlich geschlafen. Die Sache nimmt einen guten Verlauf.

Wenn ich nur an meinen Albigensern fortmachen könnte; aber eine musa scarlatina scheint es nicht zu geben. Gestern besuchte mich Gf. Alexander und wollte wie sonst auf mich zueilen; da rief ich ihm aus meinem Bette ein warnendes Halt entgegen und wies ihm die Scharlachbinde um meinen Hals. Er schrak ganz ehrlich zurück, und es begann auf seinem Gesichte sich ein possierlicher Kampf zu entspinnen zwischen Freundschaft und Angst, der damit endigte, daß er unter einem Vorwande höchst eilig zur Tür hinaus entschwand. Seitdem hab' ich ihn nicht wieder gesehen; doch hat er mir ein Thermometer geschickt, auf daß die Temperatur in meinem Zimmer stets auf den gleichen Wärmegrad reguliert werden könne, was seiner Ansicht nach von höchster Wichtigkeit sei. Ich ließ das Thermometer an die Wand hängen, wobei eine in Kupfer gestochene Madonna ihren Nagel räumen mußte, und wobei mir einfiel, daß die Madonna, wenn auch nicht für meinen gegenwärtigen Zweck, doch als Thermometer der Vergangenheit wohl zu brauchen sei, indem sie uns zeigt, wie einst in der Welt eine wärmere Temperatur geherrscht habe.

Gf. Alexander trug mir neulich auf, Dir ja gewiß zu schreiben, wie er sich sogleich nach Dir erkundigt habe und wie herzlich er Dich grüßen lasse. Was ich also hiemit getan haben will. Er lebt mit seiner Helene wieder auf friedlichem Fuße. Sie, diese im Irrgarten von Ränken und Schulden herumtaumelnde Dame, ist überaus lustig. Dein Freund Moritz ist mit dem „Glas Wasser“ beschäftigt, das hier nächstens gegeben und wahrscheinlich verschüttet werden soll. Das mußt Du schon abwarten, eh Du eine Antwort von ihm hoffen kannst.

Leb wohl, mein Freund, und schreibe mir bald.

Tausend Schönes an Sophie.

Niembsch.

151. Stuttgart, 22. April 1841.

Liebe Sophie!

Gestern besuchte mich noch der Geheimrat Schelling, einer der besten Ärzte hierorts, und fand alles vortrefflich; doch müsse ich 4—5 Wochen das Zimmer hüten. Schlechte Frühlingstage! Schurz soll Ihnen meinen an ihn geschriebenen Brief mitteilen, wenn Sie über meine Krankheit was Weiteres zu vernehmen wünschen. Leben Sie wohl, teuerste Freundin! Grüßen Sie Max und Kinder.

Ihr Niembsch.

152. Stuttgart, 23. April 1841.

Liebe Sophie!

Schonung meiner Augen ist mir zwar aufs strengste geboten, indem sie angegriffen sind und man befürchtet, es könnte sich etwas auf dieses Organ werfen; doch ich kann Sie, teuerste Freundin, nicht ohne Nachricht lassen. Der Verlauf meiner Krankheit ist fortwährend so günstig wie möglich. Das Fieber hat heute schon ganz aufgehört; das Exanthem tritt bereits seinen Rückzug an. Ich habe heute nacht gut geschlafen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und schreiben Sie mir recht bald.

Mit Grüßen an Max und Eure lieben Kinder

Ihr Niembsch.

153. Stuttgart, 25. April 1841.

Liebe Sophie!

Sie verweisen es meinem ersten Briefe von hier, daß er eine Krankengeschichte enthalte; und beinahe erschrocken, muß ich Sie um Vergebung bitten, daß ich jenem unangenehmen Briefe, Ihre Teilnahme vielleicht überladend, eine Reihe anderer habe folgen lassen, welche ebenfalls Krankengeschichte enthalten. Ich bin eben krank, und wenn ich krank bin, kann ich an meine Freundin nicht als ein Gesunder schreiben. Freilich gibt das eine gar langweilige Lektüre mit einem Sandschen Roman verglichen:

doch will ich Sie lieber langweilen als bekümmern, gar nicht schreibend.

Meine Briefe enthalten Ihnen überhaupt zu viel Geschichte, namentlich von Freunden, die für Sie keine sind. Etwas scharf sondern Sie Ihre Interessen von den meinigen und deuten mir an, daß Ihrer Teilnahme auch hierin zu viel zugemutet werde. Der Tag, an dem Sie sich solcherweise gegen mich geäußert, war nun gewiß keiner von den freundlichen, noch die Stimmung eine von den sympathischen; immerhin aber hätte Ihnen die nötige Unverdrossenheit zu der Bemerkung erübrigen sollen, daß es dem fernen Freunde nicht wohltun könne, sehen zu müssen, wie seine Briefe mit mehr Kritik als Freude aufgenommen werden.

Was die Geschichte mit dem Philologen betrifft, so bedaure ich, daß Sie etwas unzart darauf hingewiesen sind, ihn nunmehr bloß als ein Lexikon zu benützen; sowie ich nicht weniger bedaure, daß Sie auf sotane Benützung sich nicht früher schon von selbst beschränkt haben.

Ihr erster Brief war am fraglichen Dienstag noch nicht angekommen.

Schönen Dank für die Blumenblätter. Ich schicke Ihnen dafür ein Maiblümlein, das durch zwei Tage mich erfreute und freundlich den ganzen Frühling bei mir vertrat.

Ich grüße Max, Kinder und Schwestern, die so freundlich waren, mich grüßen zu lassen.

Ihr Niembsch.

Meine Krankheit verläuft ordentlich.

154. Stuttgart, 28. April 1841.

Liebe Sophie!

Heute ist's der neunte Tag, daß ich liege; und daß ich die Krankheit habe, nach meines Arztes Behauptung, wenigstens der elfte. Nunmehr ist die Periode der Abschuppung eingetreten, und ich habe Hoffnung, wenn das Wetter so schön bleibt, binnen 4—5 Tagen wenigstens dem Bette zu entrinnen, wenn ich auch dem Zimmer noch einige Wochen lang verfallen bleibe.

Unglückselige Reise! hätte ich sie nur später unternommen, vielleicht, daß ich dann nicht erkrankt wäre. Höchst störend bin ich den beiden hausgenössischen Familien und ihrem glücklichen Zusammenleben dazwischengefahren. Der zweite Stock ist vom ersten ganz abgeschlossen; man kommt nicht zusammen, der Kinder Mariettens wegen, die bis jetzt zu meiner Beruhigung gesund geblieben. Überhaupt hat man in Stuttgart großen Respekt vor dem Scharlachfieber. Alexander, Evers, Pfizer u. a. sind für mich verschollene Leute. Da ich wieder lesen und schreiben darf, bin ich damit vollkommen einverstanden.

Wenn Sie wüßten, liebe Sophie, welche Freude mich belebt, wenn mir ein Brief von Ihnen gebracht wird, würden Sie mir oft und nie ein unfreundliches Wort schreiben. Leider hab' ich in den neun Tagen meines Krankenlagers nur einen Brief und zwar einen solchen erhalten, daß er mich noch immer wurmt. Ja! so ein unfreundliches Wort von Ihnen bleibt mir lange in der Seele sitzen und nagt darin als ein recht böser Wurm, den ich nicht zerdrücken kann.

Vorgestern hab' ich ein Lied gedichtet von zwölf Strophen.

Die Albigenser beschäftigen mich angelegentlich. Ich habe drei Gesängen einen Schluß gegeben. Bald werden sie zum Drucke reif sein. Wegen zu befürchtender Monotonie dürfen sie keine zu große Ausdehnung erhalten. Ich muß diese Arbeit so bald möglich abschütteln, um mit frischer Kraft und Lust an eine neue zu gehn. Ich habe mir aus der hiesigen Bibliothek den Gregorius Turonensis bringen lassen und will darin nach Stoffen suchen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, lebt wohl, mein Freund Max und Ihr, liebe Kinder!

Euer Niembsch.

155. Stuttgart, 1. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Daß Sie so besorgt und geängstigt sind, ist mir tausendmal herber als meine Krankheit selbst. Wir werden uns in

Ischl wiedersehen. Noch halten die Bande, die mich an dieses Leben knüpfen. Meine Natur scheint sogar durch diese Krankheit, als durch einen kräftigen Ausstoßungs- und Reinigungsakt, Anstalten zu einem gesicherten und recht arbeitsfähigen Wohlsein treffen zu wollen. Allerdings ist der Scharlach eine tückische Krankheit, und mir ist der Dämon des Verderbens, der neben der heilkräftigen Macht in meinem Körper lauert, keineswegs unspürbar und unbewacht. Als ich neulich das Lied dichtete, regte sich jener deutlich, und ich enthalte mich jeder Arbeit, seitdem ich wahrgenommen, wie schon ein lebhafter Gedanke imstande ist, meinem Pulsschlag ein schnelleres Tempo zu geben. Eine große Mattigkeit und Niedergeschlagenheit ist gegenwärtig meine Klage. Die Abschälung geht ziemlich rasch vonstatten. Kopf und Brust sind immer frei geblieben. Mein Aussehen ist, besonders dank meinem unbeschränkten Bartwuchs, nach der Aussage Reinbecks: schauderhaft.

Der Verlust eines so schönen Frühlings ist zu bedauern. In hiesiger Gegend gibt es schon blühende Kastanien, grüne Weinberge und viele Nachtigallen; aber seltsam genug, noch keine Schwalbe. Sollte der April die Natur so gelockt und gekirrt haben, um sie an einen rauhen Mai zu verraten? Herzlichsten Dank auch Dir, mein lieber und getreuer Löwenthal, für Deine besorgte Teilnahme! Am dritten Tage meines Krankseins schrieb ich an Schurz, er wird aber meinen Brief erst am 5. Mai erhalten. Durch ein Versehen unsrer Magd wurde das Schreiben unfrankiert in den Briefkasten geworfen, und erst vorgestern zufällig von jemand, der meine Schrift erkannte, unter dem Gitter erblickt, wo die nicht expedierbaren Briefe ausgestellt werden. Schurz wird Euch den kleinen Einschluß an Sophie wohl überbringen. Lebt wohl!

Euer dankbarer Niembsch.

Grüßet die lieben Kinder, Schwestern und Eltern herzlich. — Eine Bitte:

Wache, der unbarmherzige Agent der Barmherzigen, hat mir hierher geschrieben. Möchte doch Löwenthal ihm die paar Worte

sagen, schreiben oder sagen lassen: Ich bedaure sehr, daß ich mein Versprechen nicht habe einlösen können. Im Winter die Grippe, dann ihre lähmenden Folgen, sodann meine Abreise, und jetzt der Scharlach sind gewiß ein ganzes Bündel bündiger Entschuldigungen. Wache, sei billig und verzeihe.

Ballplatz Nr. 23.

156. Stuttgart, 3. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Gestern sind die Schwalben, das erste Gewitter und ein Brief von Ihnen gekommen. Es war ein schöner, erquickender Tag für die Natur und mich. Mir geht es heute ganz gut. Ihre freundlichen Vorschriften will ich auf das gewissenhafteste befolgen und sogar um eine Woche länger im Zimmer bleiben, als es der Arzt für nötig erklären wird. Den Mai will ich gerne noch drangeben, damit mich der Juni um so sicherer gerüstet finde. Mein Arzt, ein denkender und erfahrner, behandelt mich ganz vernünftig, Reinbecks pflegen mich mit größter Sorgfalt, und ich selbst schone mich mit nicht geringerer, die Krankheit hat den gutartigsten Verlauf genommen, was wäre da noch zu besorgen? (Unberufen!!!) Die Fabrikation einer neuen Oberhaut geht recht eifrig vonstatten, und ich hoffe das neue Gewand dann eine ziemliche Zeitlang zu tragen; die Natur wird sich doch nicht umsonst damit geplagt haben wollen.

Meine Augen waren bloß angegriffen und gerötet, nicht eigentlich krank und entzündet. Das ist auch völlig wieder gut.

Die große Erregbarkeit zu fieberhaften Wallungen hat sich ebenfalls verloren. Mein Puls ist wie in gesunden Tagen. Doch meide ich alles, was dahin führen könnte. Sie hatten zwei Tage keinen Brief von mir, bis Sie jenen gereizten und bissigen erhielten; doch ich habe für jeden dieser Tage an Sie geschrieben, nur die Briefe nicht abgeschickt, sondern vernichtet, weil sie mir zu rauh waren. Der dritte war es zwar auch mitunter, aber schon viel geschmeidiger und gehaltener. Ich war in der Tat gekränkt und aufgebracht. Könnte mich ein

unfreundliches Wort von Ihnen nicht so verletzen, so könnte auch ein freundliches mich nicht so beglücken. Das ist die Schlüsselgewalt, die Sie über mein Herz haben.

Wo in Ischl hat denn Sandmann die Wohnung für Euch genommen? Mich freut es recht, daß der 'gute Waldmeister dafür gesorgt hat, und ich will ihm dafür eine Aufschrift auf sein Haus machen, wie er sie wünscht. Nächstens werd' ich Ihnen mein neues Lied schicken.

Schönste Grüße an Mutter, Schwestern und Vater und Schwäger. Den guten Schwarz, meinen angenehmen Stubengesellen von Penzing, möchte ich gerne wiedersehen, sowie seine Kinder, das herzige Mathildchen. Grüßen und küssen Sie mir Ihren Liebling, die kleine Metze, und erschrecken Sie nicht an diesem Namen, denn Metze ist auch die altdeutsche Abkürzungsform für Mechthilt oder Mathilde; das Diminutiv: Mazzeka ist nicht übel. Mich freut's, daß das gute Minerl in der Heimat wieder aufblüht. Schwarz soll eben nach Wien transferiert werden.

Leb wohl, lieber Max! Ernst, Zoe und Trutschi!

Gott umgebe Sie immer und überall, liebe gute Sophie!

Ihr Niembsch.

157. Stuttgart, 4. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Heute befinde ich mich um ein Unbegreifliches besser; ich fühle die Wiederkehr meiner Kraft und Heiterkeit. Das machen die Schwalben und Konsorten. Der Arzt hat mir erlaubt, einige Stunden außer Bett zu bleiben. Der Appetit ist vortrefflich, der Schlaf so gut, daß sich Artur desselben nicht zu schämen hätte, das Rauchen schmeckt herrlich, so daß ich die Wolken bis an die Decke blase mit orientalischem Behagen. Aber besorgen Sie nicht, teuerste Freundin, daß ich mich durch mein Wohlgefühl auch nur zur kleinsten Unbesonnenheit verleiten lasse. Ich füge mich der zum Teil wirklich ekelhaften Scharlachdisziplin mit der pünktlichsten Unterwürfigkeit. Schon

hab' ich mich zum kompletten Bärenhäuter herausgebildet. Meine Wäscherin muß verhungern, und ich habe so unreine Hände wie der ärgste Gassenbub. Ich stecke recht tief im Genesungsschmutze, auf den manche Ärzte, wie z. B. der große Ludwig, großes Gewicht legen. Und vollends der Bart! Ich bin ein wahres Scheusal. Meine Hausgenossen sahen den Skandal allmählich anreifen und gewöhnten sich kleinweis an das Greuliche; sonst könnten sie mich ohne Entsetzen nicht anschauen. Das Stubenmädle vermeidet sorgfältig, mich anzublicken, denn die müßte wenigstens in ein respektwidriges Lachen ausbrechen. Sie werden nun schon wieder einige Briefe von mir erhalten haben. Ich lass' es nicht daran fehlen auch in Zukunft. Sie haben mich von Ihrer Teilnahme so überführt, daß ich jetzt ganz keck und zudringlich mit meinen Krankengeschichten herausrücke. Und bin ich einmal gesund, so werden Sie auch das oft genug zu hören bekommen.

Die Besucher halten sich noch immer ferne. Graf Alexander schreibt mir zuweilen; ich antworte sparsam, indem ich besorge, daß ihm meine Zettel ansteckungsverdächtig sind und er wer weiß welche Räucherungsprozeduren damit vornimmt, bevor er sie berührt. Ein großartiger Hasenfuß in diesem Punkte. Die Frauen sind da viel mutiger. Die Witwe des berühmten Theologen Olshausen auf der Durchreise wünschte mich kennen zu lernen und hätte meine Krankheit gar nicht gescheut. Doch will ich daraus nicht folgern, daß weibliche Neugierde stärker sei als männliche Freundschaft. Ich dankte für die Ehre. Der Graf Wilhelm hat seine Frau, die Leuchtenberg, in München gelassen. Es soll eine üble Ehe gegeben haben. Von diesem Wilhelm werd' ich Ihnen einmal eine Geschichte erzählen, wie sie Satan selbst nicht teuflischer hätte ausführen können.

Es bleibt bei der Unwiderruflichkeit des 20. Juni. Jetzt kann ich schon so sprechen, denn ich fühle mich bereits dampfschiff- und eilwagenfest.

Mit tausend Grüßen an Max und die Kinder

Ihr Niembsch.

158. Stuttgart, 6. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Diesen Brief schreibe ich Ihnen mit gewaschenen Händen und gewaschenem Kopfe. Der letztere ist es jedoch nur figürlich und zwar durch Ihren Brief, für welchen ich Ihnen nicht genug danken kann. Er ist heilsam, o heilsam!

Mir geht es fortwährend vortrefflich. Das Wetter ist schön und so warm, daß man mit dem schlimmsten Willen sich gar nicht verkühlen könnte. Meine Gesellschaft beschränkt sich fast allein auf Reinbeck und Emilie. Ein guter Zeitvertreib hat sich mir im Damenspiel geboten. Ein kolossales Spielbrett wird auf mein Bett gelegt, und abwechselnd wird von mir bald dem guten Reinbeck, bald Emilien eine Niederlage beigebracht. Reinbeck, der als Schachspieler nicht unbedeutend zu sein behauptet, fühlt als solcher seinen Stolz gekränkt, daß er im gemeinen Damenspiel nicht aufkommen kann, und Emilie bricht oft in Klagen aus über ihre Borniertheit, wie sie es nennt. Das unterhält mich.

Des Abends wird mir zuweilen Musik gebracht von musikalischen barmherzigen Schwestern. Wenn das Klavierzimmer offen steht, so kann ich durch meine etwas geöffnete Türe, vor der mich eine spanische Wand schützt, jeden Ton hören. Diese unsichtbar hörbaren Spenderinnen sind: Fräulein Leibnitz, Madame Heinrich, Fräulein Zumsteeg und Evers. Die Leistungen an Klavierspiel und Gesang waren bis jetzt sehr dankenswert. Die Evers, welche ich noch nicht kenne, hat eine sehr frische und gute Jugendstimme, und so viel ich aus dem Vortrage einiger Lieder entnehmen konnte, auch gute Methode. Besonders angesprochen hat mich mein von Evers in Musik gesetztes Gedicht: „Ach, wärst du mein, es wär' ein schönes Leben“.

Heute sagte mir der Arzt, daß wir diese und noch die folgende Woche wichtig nehmen müssen, sodann aber ein kleiner Ausflug mir schon gestattet sein werde. Dann sind vier Wochen vorüber. Ich will übrigens gerne freiwillig noch einige Tage zulegen, um alle Möglichkeit einer nachzügelnden Kränklichkeit

abzuschneiden. So etwas würde mich als ein wahres Unglück treffen.

Noch einmal Dank für den letzten Brief. Ich habe jedes Wort Ihrer schönen und mir so befreundeten Seele in die Schatzkammer lieber Erinnerungen nieder(ge)legt, deren ich von Ihnen viele bewahre, und bewahren werde mit meinen letzten Gedanken.

Am Sarge eines Schwermütigen
(der sich selbst den Tod gegeben).
Naturgeister singen:

Er ist von uns gewichen,
Er ist so früh verblichen;
Laßt uns in kühlste Schatten
Dies heiße Herz bestatten.

Wir singen manche Weisen,
Wenn wir die Erd' umkreisen;
Die bängste aller bangen
Hat lauschend er empfangen;

Das Lied, das dumpf wir klagen,
Wenn wir den Wildbach jagen,
Und wenn wir Blitze flechten
In schwülen Sommernächten.

Es tönt im Ruf der Unken,
Von dunkler Wehmut trunken,
Und in den Widerhallen
Bewegter Nachtigallen.

„Fahrwohl!“ nachruft es leise
Dem Frühling auf die Reise;
Wir hauchen es gelinde
Durchs Haar dem toten Kinde.

Die Röslein all' zerpflücken
Und zu die Äuglein drücken
Dem Lenz wir und dem Kleinen;
Und niemand sieht uns weinen.

Wenn Wölf' im Eise suchen
Ihr Leben und verfluchen;
Und wenn das Käuzlein grelle
Aufstöhnt in seiner Zelle;

Wenn sich die Meereswellen
Auftürmen und zerschellen,
Im Sturm die Möwen zagen,
Erhebt es laut sein Klagen.

O Möwenschrei und Schwanken! —
O menschliche Gedanken
Vom Leben ew'ger Dauer,
Hört ihr des Liedes Trauer? —

Doch sind die Stimmen alle
Nur abgebrochne Halle,
Ein ahnendes Besinnen
Kaum auf des Lieds Beginnen.

Bei seinem vollen Klange
Ach! würde uns zu bange,
Wir stünden schmerzlich träumend,
Das Erdenwerk versäumend.

Dies Herz hat es vernommen
Und sang es fort beklommen,
Dies Herz hat ausgesungen
Das Lied und ist zersprungen.

Wenn ich nur schon wüßte, wie es Ihnen gefällt, liebe Sophie! Mir ist dieses Gedicht so recht warm und stetig aus der Brust gequollen, wie schon lange keines mehr. Es ist Ihnen geweiht. Leben Sie wohl. Bin ich auch manchmal unartig, so glauben Sie mir doch: ich stelle Sie hoch, oder vielmehr, ich erkenne es freudig, wie hoch Sie Gott gestellt hat.

Grüßen Sie Freund Max und die Kinder.

Unwandelbar Ihr Niembsch.

159. Stuttgart, 8. Mai 1841.

Mein teurer Freund!

Innig freut es mich, daß Du auf die Nachricht von meiner Erkrankung sofort nach Stuttgart reisen wolltest. Ich muß dieses edle Auflodern Deiner treuen Freundschaft geahnt haben, denn ich habe die Zeit her oft und mit besonders reger Neigung Deiner gedacht. Es ist soviel, als ob Du den weiten

Weg zu mir wirklich gemacht hättest, denn im Gedanken liegt die Liebe und der ganze Mensch. Dank, Bruder, schönsten Dank! Mit mir geht es jeden Tag besser. Die Natur betreibt das Geschäft der Ab- und Wiederanhäutung mit löblichem Eifer. Freilich hat sie immer noch viel zu tun. Ein paar Socken, Handschuhe, Hosen und Wams, alles vom feinsten Leder und so gemacht, daß man nirgends eine Naht sieht, das ist keine kleine Arbeit. Mein Befinden dabei ist vortrefflich, und ich glaube jetzt schon das Wohltätige der gründlichen Restauration zu fühlen, welche die Natur mit meiner Krankheit gewollt zu haben scheint.

Wenn die für Euch in Ischl genommene Wohnung die vorjährige der Primadonna ist, so gratuliere ich dazu. Meines Erinnerns ist sie geräumig, bequem, gut eingerichtet, und wenn auch an schöner Aussicht der Kößlerischen nachstehend, doch auch in diesem Betracht angenehm.

Also seit 44 Jahren wieder der erste ganz schöne Frühling! Das hat mich wehmütig berührt. Wenn ein Turnus von so viel Jahren und schlechten Lenzen herum sein muß, bis einmal endlich ein schöner kommt, so erlebe ich keinen solchen mehr, und den einzigen, der in mein Leben fiel, mußte ich so elendiglich versäumen. Das ist wieder vom schwärzesten Pech, das ich habe. Man sollte vom Frühling in keiner Gestalt versäumen, auch dort nicht, wo er, Mensch geworden, uns geschenkt ist, und darum hätt' ich an Deiner Stelle den Artur, diese lieblichste Inkarnation der Quintessenz aller schönen Lenze, nicht fortgelassen, da Du ihn doch lange genug missen wirst, wenn er nach Ischl zieht. Freilich werden die Kleyles und namentlich die gute Johanna sich auch weidlich an ihm ergötzen, und es ist ihnen zu gönnen. Als das liebe Kind den Abend vor meiner Abreise, plötzlich aus Schlaf und Verdruß sich erhebend, mir zurief: „Niembsch, geben S' acht, daß Ihnen nix g'schieht", hatte es vielleicht ein dunkles Vorgefühl von meinem Unfall?

Du hast sehr wohl und weislich daran getan, die freundlichen Behelligungen aus Westfalen zu erbrechen und zu lesen.

Wie giftig der Scharlach ist, ersah ich heute wieder aus einer Geschichte, die Dr. Schelling erzählte. Die Mutter eines Scharlachkranken sammelte aus ekelhafter Zärtlichkeit die bei der Abschuppung desselben abgegangenen Hautstücke und bewahrte sie als teure Reliquie in einem Schächtelchen. Der Wiedergenesene öffnete dieses nach einem Jahre und ward neuerdings vom heftigsten Scharlachfieber ergriffen. Da ist Gift und Bosheit, wie man kaum glauben sollte. — Ich wollte diesen Nachmittag auch an die liebe Sophie schreiben, doch ein Besuch des Regierungsrats Weißer hielt mich so lange ab, daß ich vor Postabgang kaum noch die Zeit gefunden, Dir zu antworten. Grüße sie herzlich, Sophie, Kinder und Kleyles.

Dein Freund Niembsch.

160. Stuttgart, 9. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Gar nicht recht ist es mir, daß Sie Ihre Briefe an mich nicht mit der vollsten Zuversicht schreiben, mir damit große Freude zu machen; denn ich befürchte von diesem Mangel an Selbstvertrauen ein Seltenerwerden Ihrer Briefe, der immer mit Sehnsucht erwarteten, mit größter Freude empfangenen. Darum soll es mir lieb sein, wenn Sie, solange ich hier bin, immer noch ein Restchen Besorgnis über meine Gesundheit und damit den Wunsch behalten, häufige Nachricht von mir zu bekommen. Dann schreiben Sie selbst auch fleißig.

Mir geht es immer gut und besser; doch mit der Häutung zu langsam. Warum nimmt die Natur nicht ein paar Gesellen auf, um schneller damit fertig zu werden? Oft befällt mich eine Ungeduld, daß ich zum Fenster hinausspringen möchte. Mir ist mein Zimmer schon unerträglich geworden. Zum Glück darf ich doch wieder etwas meine Geige streichen.

Im Gregorius Turonensis, dessen Geschichte der Franken ich mit Interesse durchlese, hab' ich noch keinen Stoff gefunden, vielleicht stoß' ich aber noch auf einen solchen. Im dritten Buche traf ich die Anekdote, woraus Grillparzer sein „Weh dem,

der lügt!" gemacht hat. Es ist mir unbegreiflich, wie ihn dies schale Zeug zu einer größern Arbeit erhitzen konnte.

Heute erhielt ich folgende Stegreifverse von Kerner:

Berlin! wie verständig, wie weise bist du!
Ich steh' vor dem Tore und höre dir zu.
Heraus fährt ein Windstoß und hebt mich empor,
Ich friere, ich falle nach Wien vor ein Tor.
Draus strömt es wie Sonne und wärmt mir die Brust.
Wie wird mir's gemütlich! o Wien, meine Lust!
Wie möcht' ich dich preisen! wie singen allwärts:
Berlin ein Gehirn ist, doch Wien ist ein Herz!

Die Gräfin Helene hat das Schleimfieber. Die Reinbecks haben den Ausschlag schon gehabt und pflegen mich treu und ohne Scheu.

Gestern abend spielten die Zumsteeg und die Leibnitz mir ein Beethovensches Quintett vierhändig. Sodann spielte die Leibnitz den Trauermarsch, den ich so sehr liebe. Plötzlich aber brach er ab, und ich wußte nicht warum und ärgerte mich, bis Emilie herüberkam und mir erzählte, die Leibnitz sei mit einemmal vor Trema ohnmächtig geworden, kalt wie eine Leiche, und habe müssen gelabt werden; ich aber habe lachen müssen. Doch was hilft das alles? Ich wollt', es wäre Reisens Zeit und alles schon vorüber. Mit meiner Kinderkrankheit muß ich auch etwas von der Kindernatur abbekommen haben, denn ich freue mich in der Tat wie ein Kind nach Ischl. Der Kutscher, der mich da hineinfahren wird, soll ein herrliches Trinkgeld haben. Wäre es mit meiner Krankheit schief gegangen, so könnt' ich jetzt schon draußen liegen, wo man kein Posthorn mehr schallen hört und die Ungeduld im Herzen ausgeschlagen hat.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und grüßen Sie mir die Unsern herzlich.

Ihr Niembsch.

161. Stuttgart, 12. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Meine völlige Genesung ist das einzige, was ich hier abwarten werde. Über meine Gedichte ist noch nicht kontrahiert worden, da Cotta abwesend war und wahrscheinlich noch ist; doch hat er mir vor seiner Abreise Vollmacht erteilt, in seiner Offizin drucken zu lassen, was und wann ich wolle. Ich kann mir die Korrektur meiner Gedichte nach Ischl schicken lassen oder auch ganz ersparen. Die Albigenser will ich, solang ich noch hier bin, druckbar machen, gut oder übel, gleichviel; ich streife sie mit meiner alten Haut ab für immer.

Der Doktor hat mir erlaubt, heute mein Zimmer zu verlassen und eine Stunde in den Gemächern meiner Hauswirte herumzuwandeln; allein, ich tu's nicht. Ich wage nicht das geringste, denn mir liegt alles dran, bald ganz hinauszukommen. Was ist damit gewonnen, das Zimmer zu wechseln, wenn ich nicht das Land wechseln kann?

Sie fragen nach meiner Kost und Eßlust. Ich darf alles essen, und es schmeckt auch. Die Schwestern Emiliens wechseln mit ihr ab, mir was Gutes zu kochen. Die Kräfte sind wieder da, und mit ihnen wächst meine Ungeduld. Das Arbeiten greift mich nicht mehr an, freut mich aber nicht; selbst Musik, selbst Beethoven nicht. — Ich bin mißmutig, das können Sie schon aus meiner Schreibart sehen. Es sind lauter Hacksätze. —

Fahren Sie nur recht oft nach Weinhaus und bleiben dort viel im Garten, liebe Sophie. Die Angegriffenheit Ihrer Brust hat mich sehr erschreckt. Wenn Sie die Reise nach Ischl vorbereiten, so beschwör' ich Sie, es gelassen und langsam zu tun.

Mein erlauchter Hasenfuß hat sich noch immer nicht blicken lassen. Der wird sich wundern und sehr getäuscht finden, wenn er glaubt, ich werde nach meiner Genesung zu haben sein. Die Gelegenheit, mit mir zu schwatzen, ist ihm für diesmal unwiederbringlich verloren. Kaum genesen, bin ich auch dagewesen. Ich lasse mir für meine Reise einen tüchtigen Mantel machen und will, sobald es sich tun läßt, in kleinern Stationen ohne



Emilie von Reinbeck.

Nach dem Aquarell von Mariette Zöppritz 1834.

Im Besitze des Freiherrn Arthur von Löwenthal.

Anstrengung fortwandern. Vierzehn Tage von heut werd' ich noch im Haus bleiben müssen, dann gewöhne ich mich allmählich an die Luft und sehe mich nach einem Hauderer um. Ja, nach einem Hauderer. Diesmal will ich bequem reisen. Im Juni sehen wir uns. Mir ist mein hiesiger Aufenthalt diesmal so ganz verleidet, daß ich gern mit jedem gesunden Handwerksburschen tauschen und zu Fuß davonlaufen möchte. Nun ich aber ein armer rekonvaleszierender Teufel bin, muß ich schon mit einem Hauderer anbinden. Da fahr' ich den ersten Tag bis Ulm, den zweiten nach Augsburg, dann München, Wasserburg, Salzburg, Ischl. Oder: 1. nach Ulm; 2., 3. bis Augsburg zu Wasser; 4. nach Linz; 5. nach Ischl. Auch ich hoffe, in der ersten Juniwoche flügg zu sein. In fünf oder sechs Tagen bin ich mit der Luft schon wieder gut Freund, wenn ich einmal ausgehn kann. Schreiben Sie mir fleißig, ich bitte Sie herzlich. Sie erhalten in diesem Monat wenigstens noch sechs Briefe von mir. Nehmen Sie Ihre bisherigen lateinischen Aufgaben alle mit nach Ischl, damit ich beiläufig sehen kann, auf welcher Stufe Sie stehn. Ernst hat wohl dieselben Pensa. Nur langsam einpacken und sich schön dabei helfen lassen, hören Sie? nichts Schweres heben; den häuslichen Eifer bezähmen und nicht zum Räumfieber steigen lassen. Leben Sie wohl, teure Sophie, grüßen Sie Maxen und die Ihrigen alle.

Ihr Niembsch.

162. Stuttgart, 14. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Sie sind nicht wohl. O werden Sie nicht krank, sorgen Sie dafür, werden Sie nicht krank. Lieber würde ich meine Muse tot daliegen sehen, als Sie in Lebensgefahr; daß ich selbst lieber in Freuden mich begraben ließe, um Sie zu erhalten, versteht sich von selbst und will weniger sagen. Sie, teure Freundin, haben, was an meinem Talente das Beste ist, Sie haben mein Herz gebildet; dafür gibt es keinen würdigen Dank, als den ich soeben ausgesprochen. Soll ein Baum kräftig und

sicher zu Himmel gedeihen, so muß er fest und beharrlich im Boden wurzeln. Ich stehe und wachse in Ihrer Freundschaft. Jedes hochwallende grüne Blättlein an mir zeugt von einer heimisch und wohlgeborgenen Wurzel. Einst scheide ich von dieser Welt mit dem freudigen Bekenntnisse, daß Sie, teure Frau, es waren, die mir ein Vaterland gegeben, die mir den Wurm des Zweifels geknickt und den Sturm des Hasses gestillt, die, an Geist und Herz mächtig wie wenige ihres Geschlechts, in einem höhern Lebenskreise das für mich getan, was jene längst modernde andere teure Frau so gerne getan hätte. O liebe Sophie, beruhigen Sie mich bald mit besserer Nachricht. So sehr bin ich von diesen Gedanken eingenommen, daß ich keinen andern für Sie habe und schreiben kann, wenn es nicht der ist, den Sie gerne vernehmen, daß es mir immer besser geht.

Leben Sie wohl, mit herzlichen Grüßen an Max, Kleyles und Ihre Kinder

Ihr Niembsch.

Schonen Sie sich beim Einpacken und bei allen Reiserüstungen; hören Sie!!! ich bitte Sie!!! Nicht zu viel Abschiedsbesuche auf einmal; nur alles langsam, langsam, mit Würde und Anstand; es schickt sich ja nicht einmal so herumzufahren. Hören Sie!!!

163. Stuttgart, 16. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Sehr freut es mich, daß Ihnen mein Lied gefällt; das ist gut, das muntert auf. Ihre Lobsprüche sind Haber für meinen Pegasus, der beste, der für ihn gewachsen ist; kann gar nicht schaden, wenn Sie zuweilen ein wenig davon aufschütten.

Sie können mein Siegel schon wieder ohne alle Sorglichkeit brechen, liebe Sophie! meine Briefe sagen Ihnen alle, daß ich seit dieser Krankheit gesünder bin als lange vorher.

Gestern war Dr. Schelling bei mir, unter allen mir bekannten Ärzten mir der liebste. Als er so neben mir dasaß und ich ihn mit größtem Wohlgefallen betrachtete, mußte ich mir

denken: wärest du doch in Wien für meine liebe Sophie! Dieses Manns Gesicht ist eine so überaus einnehmende Mischung von Weisheit und Kindlichkeit, wie ich noch nie gesehen. Ich stellte mancherlei Fragen an ihn, die angelegenste unter andern, ob ich bald reisen dürfe? Der Herrliche antwortete mir, daß ich nach vier oder fünf Ausgängen sofort ohne Gefahr mich auf die Reise begeben könne; nur keine Nachtfahrten! Das stimmt ja eben ganz trefflich mit meinem Hauderer zusammen.

Seien Sie mir nur nicht traurig, liebe Sophie, ich will es an „recht vielen guten freundlichen Worten", die Sie brauchen, solang' ich lebe, nicht fehlen lassen. Sie spenden dafür zuweilen ein wenig von Ihrem köstlichen Haber. Nicht wahr?

Im Herbst nach Wien.

Noch ist mein Stübchen still und keineswegs zur Rauch- und Schwatzbude geworden, wenigstens das letztere nicht. So wohl getan hat mir die Einsamkeit meiner Krankenzeit, daß ich wünschen muß, ich hätte für die meisten Besucher immerdar so was abschreckend Unnahbares. Die Welt wird nicht auf mich hereinbrechen, sondern ich werde sobald möglich von hier hinausbrechen. Noch diesen Monat muß ich mich hüten, dann bin ich frei und flück. Mein großer grauer Ischler Regenmantel ist bereits in der Mache.

Ich war nicht sehr matt, als ich aufstand, und bin es jetzt gar nicht mehr. Der Appetit ist vortrefflich; viele hundert Spargel waren sein Opfer. Der liebe Artur, daß er nach mir gefragt hat! ich grüße ihn schön dafür.

Leben Sie wohl, teure Sophie, grüßen Sie.

Ihr Niembsch.

164. Stuttgart, 18. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Meine angenehme Gewohnheit, abwechselnd den einen Tag einen Brief zu bekommen, den folgenden einen zu schreiben, hat, was das Bekommen betrifft, schon wieder einen Stoß erlitten. Nur in der sichern Erwartung, daß sich der heutige Abend besser bei mir einstellen wird, schreibe ich Ihnen schon wieder.

Ich schreibe diesmal gar zu gerne. Der Briefknopf scheint mir eben erst in der letzten Krankheit aufgegangen zu sein; doch ist er es nur gegen Sie, liebe Sophie! Ich bin jetzt über die Albigenser her. Der Wille ist lebhaft, und das ist schon sehr viel. Zwei Gesänge von den erstern, und gerade die fatalsten, hab' ich umgearbeitet und in einen Gesang umgesungen. Jetzt klingt es. Doch behält der Stoff allezeit eine gewisse Widerhaarigkeit, und meine Muse, die ärmste, muß schon gegen den Stachel lecken. Das kann ihr aber nur nützen, indem es ihr die Zunge stärkt.

Mir geht es recht gut, liebe Sophie, und nach Ihrem letzten Briefe glaub' ich mit Freuden das nämliche von Ihnen. Doch wiederhole ich meine Bitte um Schonung Ihrer Gesundheit, namentlich bei den Reisebereitungen, auf das dringendste. Wenn man sich nicht gehütet hat, andern so lieb und teuer zu werden wie Sie, so hat man sich dadurch die Verpflichtung zugezogen, auch andern zuliebe auf sich selbst acht zu haben. Also gelassen! gelassen!

Das Wetter hier ist fortwährend herrlich. Man hat schon Heuernten gemacht. Meine Gesundheit bessert sich fühlends mit jedem Tage. Schon kann ich mit großer Anstrengung arbeiten ohne allen Nachteil. Hauderer, sei mir gegrüßt, sei mir geküßt!

Mein Freund Max soll mir doch auch einmal antworten.

Daß Karl Groß bei Ihnen war, freut mich sehr, ich werde ihm nächstens schreiben. — Bringen Sie doch dem Brautpaar Lebzeltern-Colloredo meine Glückwünsche und meinem lieben Nachbarn wie allen den Seinigen meinen Gruß.

Gott sei um Sie, wie er in Ihnen ist, liebe, gute, einzige Sophie! Grüßen Sie meine Freunde.

Niembsch.

165. Stuttgart, 20. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Wer weiß, ob Sie dieser Brief noch in Wien antrifft. Daß Sie der Hochzeit entwischen wollen, ist natürlich. Die

Verwandten des Bräutigams sind Ihnen zu unnatürlich; so ein Aristokratenweibel, das sich Ihnen, liebe Sophie, entgegenspreizt, muß einem Herzweh machen. Wann wird die Welt vom Adel genesen? Alte Klage, alte Frage!

Mir geht es halt immer noch sehr gut. Sie werden an meinem Appetit eine Freude haben; ich lasse vorläufig die Kati grüßen, um mich bei ihr gut anzuschreiben.

Bei uns ist das Wetter gar nicht rauh. Gestern nachts um 1 Uhr wies mein Thermometer 20. Meine Abschuppung ist beinahe vorüber. Nur an den Händen bin ich noch ein Zerrissener.

Max, dem ich nächstens wieder schreiben werde, macht mir einen schmeichelhaften, zugleich komischen Vorschlag. Ich soll Nells Hofmeister sein, d. h. mein Honorar in Gastein an meinen Zögling verlieren? Die erste Frage: wo sind Karten? die zweite: wo sind die Würfel? die dritte: ist niemand da, dem man die beiden alten Kindsköpfe zur Aufsicht übergeben kann?

Ich freue mich jetzt viel zu sehr nach Ischl, als daß ich einem anderweitigen Reiseplan auch nur scherzweise Raum geben könnte. Wenn dieser Brief noch in Wien erbrochen wird, so lassen Sie meine ernstliche Bitte nicht verloren sein: schonen Sie sich vor und auf der Reise sorgfältigst.

So hat der arme Artur schon wieder einen Unfall gehabt. Er soll, was er tanzen gelernt hat, fleißig üben, um seinen Füßlein, die ein etwas schweres corpusculum zu tragen haben, mehr Festigkeit und Sicherheit zu geben, der liebe herzige Spitzbub. Meine Zoë bekommt ein schönes Tüchel, das ich ihr an meinem ersten Sonntag in Ischl umhängen werde. Auf das Roserl freu' ich mich sehr. Die bekommt auch ein Tüchel.

Gestern hat sich hier ein junger, talentvoller Maler namens Busch mit Kohlen erstickt; auf seinem Tische lag ein Brief an Aug. Wilh. Schlegel, dessen natürlicher Sohn er war. Besonders glücklich soll er Bettelbuben gemacht haben, im Geschmack Murillos.

Ich werde nicht lange auf mich warten lassen. Die

Albigenser müssen gut tun. Das himmlische Ischl soll mich zu einer neuen Arbeit ermuntern. Leben Sie wohl, liebe Sophie, leb wohl, Max, lebt wohl, Kinder.

Ihr Niembsch.

166. (Stuttgart,) 23. Mai (1841).

Liebe Sophie!

Mißlich ist es, an jemand zu schreiben, von dem man nicht weiß, wo er ist? Fixiere ich Sie in Wien, so schnellen Sie nach Ischl hinüber, und rede ich Sie hier an, so entweichen Sie nach Wien zurück. Ich stelle mich mit meinen Fragen, Wünschen und Grüßen also zwischen Wien und Ischl auf und lasse Sie vorüberfahren. Wie geht es, liebe Freundin!? warum schreiben Sie so selten? warum hat sich Ihre Schreiblust bereits zu einem viertägigen Fieber herabgestimmt? Das sind so Fragen, die ich der Ferne, der unzureichenden Bestie, übergebe, ohne eine Antwort zu bekommen, die ich doch auf der Stelle haben möchte. Den Raum hat der Teufel erfunden, sagt Karl Daub, und o wie hat Karl Daub recht! Die Zeit hat der erstere zwar auch erfunden; doch die ist schon besser, weil flüssig und sich selbst auffressend. Heut ist's die fünfte Woche vorbei, daß ich so verflucht erröten mußte, daß ich leicht hätte verbleichen können, wenn ich anders fern von Ihnen sterben dürfte. Das aber darf nicht geschehen, und ich werde Ihnen einst in meiner letzten Stunde gewiß sehr überzeugende Worte von der Unsterblichkeit sagen und von unserm Wiedersehen im väterlichen Hause. Leben Sie wohl, liebes Sopherl!

Niembsch.

167. (Stuttgart, 23. Mai 1841.)

Teurer Freund!

Eine drollige Proposition, die wegen Gastein. Ich habe bereits einiges darüber verlauten lassen. Ich kann Reisepläne nicht kumulieren, lasset mir Ruhe, ich bin ein Genesender, sonst werd' ich ein Verwesender, Ruhe! — Mit mir geht es prächtig.

Die Hände nur sind noch in der Schuppung und haben ein ganz verlumptes Aussehen, doch schreiben sie gute Verse, und eben heut ist mir ein tüchtiger Passus geraten.

Zur Erlösung von der Martinsschand gratuliere. Der Kerl ist aus dem gemeinsten Kot geknetet. Dem Staatsmann Holbein wird sich doch auch noch beikommen lassen. Das war vielleicht nur die übliche Antrittsgravität; er hat vermutlich von dem anarchisierenden Leichtsinn Deinhardsteins gehört und wird nun zum Gegensatz durch hohe Strenge imponieren wollen. Ein guter Theaterdirektor muß selbst Komödie spielen und seinen Leuten damit zeigen, daß er vom Fach sei. Wenn Du Heußenstamm siehst, so bitte ich, ihn zu grüßen. Alexander wird seine Besuche bei mir erst mit der nächsten Woche wiederbeginnen. Von Moritz hab' ich nichts gesehen noch gehört. Grüße Kleyles und Deine Kinder, wenn sie doch da sind.

Lebwohl, lieber Freund!

Niembsch.

168. Stuttgart, 29. Mai 1841.

Liebe Sophie!

Ich sitze ganz stolz an meinem Schreibtische. So gut ist es mir zum erstenmal geworden, daß ich drei Briefe von Ihnen zugleich zu beantworten habe. Dank, Dank, liebe Sophie, für die schönen, beglückenden Blätter! Nun will ich aber auch gewissenhaft und genau alles sagen, was Sie wissen wollen. Dr. Schelling habe ich allerdings erst während meiner Krankheit in seiner vollen Liebenswürdigkeit kennen gelernt. Mein Ordinarius war Dr. Becher, auch ein geschickter Arzt, der mich schon früher behandelt hatte.

Cotta ist seit einem Tage von Doternhausen zurück. Er hat im voraus allen Bedingungen zugestimmt, welche ich ihm in betreff meiner Albigenser machen würde. An diesen habe ich die Tage her unablässig gearbeitet und sie bis auf weniges ganz wiederabgeschrieben und dabei hier und dort Verbesserungen angebracht. Alles werd' ich tun, um das Manuskript hier lassen

zu können. Sie haben recht, diese Albigenser sind ein wahrer Hemmschuh. Beim Abschreiben hab' ich die Arbeit genau geprüft und gefunden, daß der Stoff selbst durchaus fragmentarischer Natur ist und sich nicht anders als in einzelnen Schilderungen poetisch behandeln läßt. Mehre von meinen Gesängen find' ich gut, und zwar so gut, daß die schwächern schon mitlaufen können. Überhaupt will ich an meinem Motto festhalten: „Sie sollen's fressen.“ Es wird doch zur Zeit in Deutschland nichts Bessers gemacht. Die Taschenausgabe meiner Gedichte wird bis zur Herbstmesse gedruckt und die Korrektur von mir in Ischl gemacht werden.

Sie reisen morgen ab. Reisen Sie glücklich. Mir ist bang. Zöppriz hat vor einigen Tagen eine Fracht Wolle in der Donau verloren, das Schiff scheiterte bei Linz. Der Unfall des Dampfschiffs Sophia kommt noch dazu, um mich zu beunruhigen. Könnt' ich Sie doch in Linz erwarten! Gott gebe Ihnen und den lieben Kindern und der Schwester seine verläßlichsten Schutzgeister bei! Ich bete zu den Wellen und den Felsen.

Auf ausdrückliches Verlangen meines Arztes und aufgemuntert durch das wärmste Wetter, bin ich bereits vor acht Tagen im Garten gewesen und zeither auch schon einigemal in der Stadt herum. Ich schreibe Ihnen das erst heute, weil ich der Nachricht gleich die beruhigende Versicherung beigeben wollte, daß mir die Ausgänge vollkommen gut bekommen sind. Ich bin freigesprochen. Nun reise ich auch bald. Den Tag zeige ich Ihnen in meinem nächsten Briefe an. Ich hoffe, am 15. Juni bei Ihnen zu sein. Ja, der Trutschi ist ein sehr liebes Kind, und ich will ihn noch besonders an mein Herz ziehen und, wenn ich's imstande bin, ihm auch noch nützlich werden. Sie haben recht, die Zahnlücke ist traurig. Ein Göttersommer soll das werden in unserm schönen Ischl. Ich freue mich unbeschreiblich darauf. Wir wollen wandeln, liebe Sophie! auf- und abwandeln. Der liebe Ernstl soll mir schön übersetzen, und Sie, teuerste Schülerin, sollen mir recht

tief in die lateinische Grammatik schauen. Sie werden solche noch sehr anziehend finden. — Der dumme Schneider hat mir mit meinem Mantel eine Konfusion gemacht und bringt mir ihn erst dieser Tage. Dann hab' ich nur noch mit Cotta über das Irdische zu verhandeln, um sofort dem Himmlischen zuzureisen! Grüßen Sie Liebroserl und Kinderlein.

Ihr Niembsch.

169. Stuttgart, 1. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Leider kann ich wegen der rauhen Witterung und einer abermaligen Zahngeschwulst den Tag meiner Abreise heute noch nicht bestimmen; zweifle aber nicht, daß ich bis 15. d. M. in Ischl sein werde. Indem ich dieses schreibe, seid Ihr, meine Lieben, wohl schon an Ort und Stelle, und Sie werden mir vielleicht schon ein Kämmerlein gewählt haben. Ich bin sehr mißmutig über diese Möglichkeit einer Verzögerung; doch glaub' ich nicht, daß die ganze rheumatische Geschichte mehr als drei Tage verderben wird. Einstweilen bin ich aber höchst verdrießlich. Cotta, der Schuß, war kaum hier angekommen, als er auch schon wieder nach seinem Landgut Hipfelhof abfuhr, von wo er jedoch morgen wieder zurückkehren soll. Wenn ich ihn nicht habhaft werden kann, so fahre ich auch so davon. Die Hauptsache ist doch schon im allgemeinen festgesetzt: die Gedichte (Taschenformat) werden gedruckt und zwar sogleich. Nur die Bedingungen sind noch abzumachen, was sich schon finden wird. Die Albigenser werden gedruckt, sobald ich sie hergebe. Hallberger fügt sich. Also bin ich quasi im reinen; ich sage mir's wenigstens selbst vor, um nur fort zu können. Meine Ungeduld ist die ärgste Krankheit. Bis 15. muß ich bei Euch sein.

Lebt wohl!

Ihr Niembsch.

170. Stuttgart, 4. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Schelling erklärte heute, daß bei der großen Empfindlichkeit meiner neuen Haut — die sich auch bereits durch eine Zahngeschwulst ausgesprochen hat — und bei der etwas rauhen Witterung vor acht Tagen schlechterdings ans Reisen nicht zu denken sei. Das ist das Letzte, was ich mir gefallen lasse; dann aber versteh' ich keinen Spaß mehr und reise. Also am 12. d. M. reise ich ab.

Sie haben aus einem meiner Briefe herausgelesen, daß ich eine Lust nach Gastein hätte, trotz meiner ausdrücklichen Erklärung, daß ich nicht einmal im Scherz einen andern Reiseplan als den nach Ischl fassen könne. So sehr freue und sehne ich mich nach Ischl, daß ich einen andern Weg, der von dort noch weiter abführt, nicht einmal zu einer kleinern Spazierfahrt einschlagen mag und weder nach Weinsperg fahre noch nach Weiblingen, ja nicht einmal zu bewegen bin, den Alexander einmal nach Serach zu begleiten. Gestern hab' ich mir den bösen Zahn, weil er mich am Reisen hätte hindern können, ausziehen lassen; kurz ich lebe ganz in dem Gedanken, bald bei Euch zu sein; und muß nun sehen, daß Sie, liebes Sopherl, mich verkennen! Ich bin auch verdrießlich, verdrießlich wie Sie und wohl noch etwas mehr.

Gott sei mit Ihnen! Der lieben Rosalie wünsch' ich herzlichst die wohltätigste Wirkung der Gebirgsluft auf ihr teures, schönes Leben. Tausend Grüße an die Kinder.

Erholen Sie sich und freuen sich lieber auf unser Wiedersehen, als daß Sie mir grollen.

Leben Sie wohl, teuerste liebste Freundin!

Ihr Niembsch.

171. Stuttgart, 8. Juni 1841.

Liebe Sophie!

Samstag, den 12., reise ich ab. Noch hab' ich zwar ein rheumatisches Leiden, einen Schmerz im Hüftgelenk, wogegen

ich einen ausgedehnten Zugpflasterfleck applizierte; doch am festgesetzten Tage setze ich mich, wenn es auch mit meinem Leiden bis dahin nicht abgetan sein sollte, samt Schmerz und Pflaster in den Wagen und fahre zu Ihnen. Diese letzten Tage sind für meine hiesigen Freunde die verlorensten von allen, denn meine Ungeduld wächst mit jeder Stunde. Wahrscheinlich reise ich zu Lande, des abscheulichen Wetters wegen. Nach meiner Berechnung treffe ich am 16. in Ischl ein.

Eine wundersame Ungeduld hat sich meiner bemächtigt, so daß ich durchaus nichts arbeiten, tun und denken kann. Keine Ruhe als im Grabe. Das Alter wird mich nicht kühlen, denn ich fühle vielmehr mit dem Zunehmen desselben eine immer höhere Steigerung meines heftigen Gemüts.

Gestern und heute hat mich Mikschik besucht und mir von Ihrem guten und von Rosaliens üblem Aussehen erzählt. Ich hoffe von Ischl das Beste für das gute liebe Mädchen. Auch ich werde der Erholung bedürfen. Die Krankheit hat mir doch zugesetzt; erst jetzt spüre ich's.

Von einem ordentlichen Briefe kann nicht mehr die Rede sein. Leben Sie wohl, liebe Sophie!

Ihr Niembsch.

172. München, 14. Juni 1841.

Lieber Freund!

Längst würde ich Dir wieder geschrieben haben, hätte mich der leidige Herr Hofschauspieler Moritz nicht hingehalten mit seinen eitlen Versprechungen, mir endlich eine bestimmte Entscheidung in Deiner Angelegenheit und einen Brief an Dich mitzugeben. Einige Tage vor meiner Abreise besuchte ich ihn und fand ihn an der Gicht leidend, übrigens Kaffee trinkend, Zigarren rauchend und übersprudelnd von pomphaften Versicherungen seiner großen Verehrung und Dienstfertigkeit für Dich. Dringend bat ich ihn, mir nur einige Zeilen an Dich mitzugeben; er versprach es wieder auf das bestimmteste und hielt wieder nicht Wort auf das unverschämteste. Das eine

Deiner Stücke: „Die Versicherung“ sei schon zweimal in die Austeilung gegeben worden, werde aber doch schwerlich zur Aufführung gelangen, indem die Schauspieler kein rechtes Herz dazu fassen können, sagte er mir; hingegen werde Dein, mir unbekanntes, englisches Stück „Anna“ bis zum nächsten Herbste unzweifelhaft gegeben werden. Ich glaube dem Manne, wenn man ihn so nennen kann, nichts mehr und habe ihn in meinem Ärger bereits in den Haufen der Aufzugebenden geworfen. Versuche es, wenn Du magst, noch einmal mit dem Leichtsinnigen, schreibe ihm zu, mahne ihn schärfer. Vielleicht richtest Du dennoch etwas mit ihm aus. Nach Abzug der komödiantenhaften Übertreibungen und Faseleien in seinen Äußerungen über Dich, scheint mir doch noch ein gewisser Rest realer Neigung für Dich zu erübrigen, bei welchem Du ihn immerhin packen magst. Seine gaukelnde Unzuverlässigkeit hat mich so gründlich verdrossen, daß ich in meinem Ärger ihm vielleicht unrecht zu tun geneigt bin. Versuch' es also noch einmal.

Von Leo von Walten hab' ich drei Exemplare für Dich in meinem Felleisen.

Heute abend reise ich nach Salzburg und übermorgen nach Ischl.

München ist mir nach dem Tode meines alten Freundes Baader vollends unerträglich. Allerdings hätte der gute Theosoph in seinen späten Lebenstagen nicht noch einmal zum Fleische herabsteigen sollen, wie Du bemerkt hast. Die Materie rächt sich an ihren Verächtern; wollen sich diese aus ihren stolzen Höhen zu ihr herablassen, so werden sie leicht von ihr aufgefressen.

Graf Alexander trug mir die schönsten Grüße an Dich auf. Er ist fortwährend völlig gesund. Die Wasserkur hat sich an ihm so glänzend bewährt, daß man in der Tat an nasse Wunder glauben muß.

Mit meinen vertrackten Albigensern bin ich halt immer noch nicht fertig. Nie mehr will ich eine Arbeit unternehmen, bei welcher der terminus ad quem nicht von vorherein klar

und fest steht. Wirst Du um den Preis auf das beste Lustspiel nicht auch konkurrieren? Es wäre schön, wenn Du auf diesem Wege mit einem Schlag festen Fuß fassen könntest. Leb wohl!

Dein Niembsch.

---

173. Lend, 30. Juli 1841.

Liebe Sophie!

Gestern sind wir nach einer hübschen Fahrt zur Gosauschmiede und einem Eierspeisfrühstück in derselben, sodann nach Auf- und Abkletterung der Zwieselalpe, wo die Aussicht überaus herrlich war, und endlich nach einer Fahrt durch das hübsche Annaberg und St. Martinstal abends 9 Uhr in Hüttau angekommen. Die Aussicht von der Zwieselalpe machte für mich den Tag aus; doch mußte ich diesen Genuß mit Schmerzen in meinem linken Beine erkaufen. Alles übrige war leidlicher Beschaffenheit und nicht erheblich genug, als daß ich es schriftlich rekapitulieren möchte. Heute plätscherte uns beim Erwachen so ein rechter Gebirgsregen entgegen. Wir fuhren aber dessenungeachtet weiter und langten zu Mittag hier an. Nach Tisch wollten Enders und Ernst einen Spaziergang zur Klamm machen, ich wollte allein sein und blieb zu Hause. Morgen früh setzen wir den Weg nach Fusch fort. Ich bin recht froh, daß ich den Ernst mithabe. Er ist ein lieber, guter Junge. Ein Verhältnis zu den Enderes, irgendwelcher Art, kann ich nicht intonieren. Es sind freundliche Menschen, doch mir völlig unverwandt, fremd. Bei ihm geht alles zu sehr ins Breite, bei ihr ins Spitze. Eine auf einer Präsentierschüssel herumtanzende Nadel gibt ohngefähr ein Bild von diesem Ehepaar. Wenn ich nur schon Fusch gesehen hätte und wieder bei Ihnen und der lieben Rosalie wäre! Das Wetter scheint diesen Abend besser zu werden. Nell wird heute hier erwartet, und ihm will ich diesen Brief mitgeben.

Die Gebirge von Fusch sollen durch starken Schnee uner-

steiglich geworden sein. Mit fünf Tagen wird also die Reise beschlossen sein können.

Meine Laune ist übel zugerichtet. Leben Sie wohl, teure Sophie; herzlich grüß' ich mein liebes Roserl und die Kinder.

Ihr Niembsch.

Ernst läßt Euch schön grüßen.

(Brief von Ernst.)

Liebe Mutter!

Wir sind jetzt in Lenden und es ist noch uhngewiß wo wir hingehen werden. Ich wurde bei der letzen Station sehr naß so daß wie wir hier ankahmen ich mich ganz umziehen mußte.

Grüße mir alle die unsrigen.

Ich schreibe Dir nur die paar Worte weil ich es Dir versprochen habe.

Lebe wohl liebe Mutter.

Ernst.

---

174. Ischl, 7. September 1841.

Staunende Freundin!

Liebe Sophie!

Wenn den beiden verehrlichen Auböcksháusern, dem großen wie dem kleinen, schon mein Abreisen närrisch vorkam, so wird ihnen meine schleunige Umkehr und namentlich das Motiv dazu, vollends toll erscheinen. In vermeintlicher Flucht vor dem Sklavenjubel bin ich eigentlich aus der Traufe in den Regen geraten, denn in Ebensee wütete die Huldigung auf das empörendste. — Der viele Ärger, den ich dort, und schlechter Hirschbraten, den ich in Gmunden geschluckt, haben mir die Nacht verdorben und allerlei böse Träume verursacht. Mir träumte, ich wäre, in Wien angekommen, vom Nervenfieber befallen worden, und das träumte mir mit einer so warnenden, überzeugenden Lebhaftigkeit, daß ich in meinem Aberglauben mich zu schleuniger Rückkehr um so eher entschloß, als ich überdies mein Manuskript in Ischl vergessen, in den unrechten Koffer

gepackt hatte, ferner noch ein fremdes wunderschönes Hemd, dessen Restituierung an den vielleicht bald abreisenden Eigentümer mir am Herzen liegt, in meiner Bagage fand und endlich auch noch den Schlüssel zur Kürschnersspelunke in meiner Rocktasche entdeckte. Ich bin also wieder da, schreibe aber vorerst diesen Brief, weil ich lieber über meine Schrift als über meine, trotz aller ihrer Absonderlichkeiten von mir sehr in Ehren gehaltenen, Person die erste Frische des Auslachens ergehen lassen will.

Ist einige Beruhigung der löblichen Zwerchfelle eingetreten, so bitte ich mir hievon einen gütigsten Wink zu geben, damit ich den Rest des Spottes, des verhallenden, über mich ergehen lasse, wenn Sie nicht vielleicht meine Gemeinschaft scheuen als eines Menschen, cui non est sanum sinciput.

Niembsch.

Aus Marens Notizen.

175. Ischl, 7. September 1841.

Niembsch, durch die Rücksichtslosigkeit seiner Ischler Hauswirtin, welche ihn jeden Abend im Dunkel die Treppe hinauf und in sein Zimmer tappen ließ, dann durch die Vorbereitungen für des Kaisers Empfang entrüstet, faßte vorgestern plötzlich den Entschluß, von hier abzureisen, geriet aber so erst recht in den kaiserlichen Zug hinein und mußte in Ebensee sogar den Gesang der von den Alpen herabgejagten Sennerinnen zur Empfangsfestlichkeit entweiht sehen. Mißmutig über alles dies und den Regen dazu, lehnte er im Tore des Gasthofes zum Schiff in Gmunden, als Flohberger vorüberkam, jetzt Stadtbote von Gmunden, vor zehn Jahren Besitzer eines Einspänners und Hauderer. Er war es, mit welchem Niembsch seinen ersten Ausflug in die Welt gemacht. Flohberger hatte ihn das erstemal nach München geführt; es war die Reise zu seinem Ruhm. Der Fuhrmann erinnerte sich noch an alle Details der Reise und rief sie auch Niembsch ins Gedächtnis zurück. Er bemerkte, wie dieser damals noch lustig gewesen sei, und wie er seit einigen Jahren dies nun

nicht mehr an ihm wahrnehme. Auf Niembschens Frage, was denn mit dem Gaule von damals geworden sei, erwiderte der Stadtbote: „O, an dem ist auch kein Knochen mehr gut!“ Durch solche Züge (sagte der gestern schon wieder mit Beschämung zu uns zurückgekehrte Dichter) mehr als durch alles andre wird einem das hereinbrechende Alter vor die Augen gerückt.

176. Wien, 20. Jänner 1842.

Es sind mehr als vier Monate zwischen dem obigen Tage und dem heutigen verflossen. Es ist so lange her, daß ich mir einige Schlagwörter Lenauscher Gespräche notiert habe, daß ich sie ihrem vollen Sinne nach selbst nicht mehr verstehe und das damit Gemeinte nur mehr in ganz unbestimmten Umrissen festzuhalten vermag. Es war in dieser Zeit einmal von der heutigen Kritik und der Art und Weise die Rede, wie die „Gedichte eines Lebendigen“ in den Hallischen Jahrbüchern herausgehoben würden. „Auersperg, der doch so unendlich höher steht als dieser Lebendige,“ sagte Niembsch, „wird unbedenklich von ihm wie von dem Kritiker mit Kot beworfen. So sehr ist die politische Muse eine feile Dirne, die jetzt diesem sich ergibt und in der nächsten Stunde einem anderen nachläuft. Künftig soll mir auch all der bisherige Kram von Theologie aus meinen Gedichten wegbleiben. Am Ende sind doch nur die Natur und die echt menschlichen Empfindungen die ewig giltigen Vorwürfe der wahren Poesie. Und doch glaubt die erbärmliche heutige Kritik, diese sogenannte subjektive Poesie nicht genug verachten zu können.“

Ein andermal sagte Niembsch: „Wieviel zufriedener und glücklicher war ich, als ich in Obskurität meine Verse machte, als jetzt, wo ich berühmt bin.“

Ein andermal erzählte er folgende Geschichte: „Bäuerle, der Redakteur der Theaterzeitung, hatte einen Preis von 12 # für ein Gedicht zum Geburtstage des Kaisers Franz ausgesetzt. Bauernfeld lieh sich den Namen eines Schulkameraden von anerkannter Geistesschwäche und sendete unter diesem Namen

ein Gedicht ein, welches den Preis erhielt. Der angebliche Verfasser meldete sich, aber die Preisrichter, welche den Mann kannten, wollten nicht glauben, daß das Gedicht von ihm sei, und es mußte Bauernfelds Pflegevater Dr. Nowak, intervenieren und versichern, daß der zu Krönende das Gedicht wirklich gemacht habe. Der Ehrensold wurde dann von dem wahren Dichter und seinen Freunden bei lustigem Gelage vertan."

177. 25. Januar 1842.

Niembsch: Von allen Grillparzerschen Arbeiten hat mir nichts ganz gefallen als „Libussa". Diese Griechen in unseren Dramen, die gar keine Griechen sind, taugen nichts. Bei ihnen war die Sinnlichkeit etwas Geheiligtes, bei uns ist diese Grillparzersche Sappho eine widerliche sinnliche Vettel.

Als man Tieck fragte, wie ihm Schwaben und seine Bewohner gefallen haben, entgegnete er nur: „Sie brennen Talglichter".

Ehe und Kinder, das ist die einzige Realität auf Erden. Max mit seinen drei lieben Kindern ist einer der glücklichsten Menschen. So ein Produkt wie Artur ist mehr als jedes Trauerspiel und jedes Epos.

178. 27. Januar 1842.

Niembsch: Freiligrath ist ermüdend in seinem ewigen Ausmalen bunter Szenerie. An Gedanken ist er völlig arm.

*

Frankl entbehrt zu sehr eines festen Haltes, um Dichter oder Kritiker zu sein. Und wenn junge Dichter zu ihm kommen, so predigt er ihnen, daß eine feste Gesinnung für einen Dichter etwas Unnötiges und sogar Gefährliches sei. Ich aber halte ihnen eine Gegenpredigt. Frankl spielt den Don Juan. Er soll eine magische Gewalt auf Weiber ausüben, immer mehre Liebesverhältnisse zugleich unterhalten, täglich Liebesbriefe empfangen und beantworten, stundenlange Besuche von Damen erhalten, Gaben von unbekannten Händen und dgl. Aber es ist nichts gefährlicher für einen Dichter, als sich an einem

weiblichen Herzen zu versündigen. Er verliert dadurch die Parole, mit der er selbst in das Menschenherz eindringt, er wird von dem Menschenherzen verstoßen.

*

Die Sage vom Don Juan ist groß, größer als die des Faust, die in ihrer ursprünglichen Gestalt nichts gar Besonderes hat. Ein Zug der Don Juan-Sage wurde von den Dichtern bisher gar nicht benützt, daß nämlich der Geist früher Don Juan zu Gaste bittet und ihm Kröten, Schlangen, Skorpionen und alles mögliche scheußliche Geziefer vorsetzt, was alles Don Juan in Schrecken und Angst hinunterschlingt. Welche tiefe Bedeutung liegt hierin, und daß dem Verbrecher zuletzt noch die erste Liebe, Elvira, erscheint, und daß der unüberwindliche Geist die Materie am Ende bändiget! Ich habe auch die Idee, Don Juan zu bearbeiten, und ich würde ihm eine ganz neue Seite abgewinnen.

*

Wir Studenten in Preßburg (ich zählte damals 19 Jahre) bildeten eine förmliche Musikbande. Ich spielte die Geige, ein anderer hatte das Violoncell vor sich hängen und strich es. So durchzogen wir musizierend die Straßen.

179. 28. Januar 1842.

Niembsch: Vielleicht haben wir nun bald auch einen schwäbischen Parnaß. Zu einem solchen wüßte ich viele gute Züge, z. B. Gustav Schwab wurde, als er Theologiä Studiosus in Paris war, von seinen Freunden verleitet, in ein Bordell zu gehen. Dort machte sich ein sehr reizendes Mädchen an ihn, die ihm gar wohl gefiel. Er küßte ihr die Hand und zuletzt sogar das Ohrläppchen. Da erwachte das Gefühl der Scham und Sünde in ihm, und er stürzte hinaus und fiel beinahe die Treppe hinab.

Ein andermal war er in Paris zu Gaste und hatte viel getrunken. Er rannte in den Flur und befriedigte am Eingange des Hauses ein Bedürfnis. Da kam ein Herr und eine Dame

vorüber, und jener sagte zu seiner Begleiterin: „Sehen Sie hier ein deutsches Schwein."

Schwab fuhr mit Niembsch in den Anlagen zu Stuttgart spazieren; da sah er des Königs Kutsche ihnen entgegen kommen. Der liberale Sänger der Polenlieder hieß sein mit im Wagen befindliches Söhnlein die rote Mütze, die es hatte, vom Kopfe nehmen und einstecken, damit Seine Majestät nicht etwa glauben mögen, daß er ein Jakobiner sei.

Uhlands jetzige Frau hatte „Ernst von Schwaben" gelesen und erklärt, daß der Dichter desselben ihr Mann werden müsse. Uhland aber mochte sie nicht und ging ihr aus dem Wege. Schwab, in echt schwäbischem Kupplergeiste, tat alles Mögliche, um die beiden Leute zusammen zu bringen. Die Sache beschäftigte und beunruhigte ihn sehr. In dieser Zeit kam er einmal, schwer geladen, vom Abendessen nach Hause. Seine Frau lag schon im Bette. Er wollte seinen Mantel auf den Nagel hängen und konnte es nicht zuwege bringen, so trüb waren ihm die Augen und so unsicher alle Gliedmaßen. „Hör' einmal, Sophie," sagte er zu seiner Frau, „wenn ich den Mantel hinaufkriege, so kriegt Uhland die * *." Und er bemühte sich lange, bis der Mantel an der Wand hing. „Nun kriegt er sie", sagte er und legte sich beruhigt zu Bette.

Karl Mayer ist höchst zerstreut. Einmal erwartete er sehnlichst einen Besuch. Endlich sah er ihn die Straße daher kommen. Aber es währte lange, und niemand trat herein. Da ging der ungeduldige Kriminalist und Dichter selbst an die Türe und klopfte dann von innen an und rief: herein! — Ein andermal saß er schreibend am Fenster und wollte zu diesem hinausspucken. Aber er spuckte auf den Brief vor ihm und warf die Feder zum Fenster hinaus.

Derlei lustige Züge gehörten in eine solche Broschüre, nicht aber bissige.

*

Prokesch und Niembsch fanden sich vor ein paar Jahren in einer Abendgesellschaft bei meinem Schwiegervater zusammen.

Niembsch aber fühlte keinen Beruf, den andern anzusprechen oder irgend Notiz von ihm zu nehmen. Seitdem erklärte Prokesch, er begreife nicht, was man aus Lenau für Wesens mache. Er kann ihn nicht leiden, selbst die Erwähnung seines Namens ist ihm unangenehm.

180. 4. Februar 1842.

Niembsch: Kerner ist der liebenswürdigste Mensch und der bedeutendste unter den schwäbischen Dichtern, weit innerlicher und wahrer als Uhland, der mehr dem Mittelalter nachbildet. Diesen mystifizierte Kerner einmal sehr ergetzlich, indem er bei einer Burgruine ihm eine angebliche, aber in der Tat von ihm improvisierte Volkssage erzählte. Uhland machte ein sehr schönes Gedicht daraus und war, als Kerner ihm dann den Betrug entdeckte, Pedant genug, es zu zerreißen. —

Grimms Grammatik nannte Schlegel die Grimmatik.

181. 16. Februar 1842.

Niembsch: Prof. Schwenk aus Bonn macht in der Halleschen Literaturzeitung uns modernste Lyriker alle auf das jämmerlichste herunter. Das ist die Frucht, deren Samen der poesielose Erzpedant Gervinus ausgestreut hat. Aber diese Reaktion ist notwendig und heilsam. Sie muß endlich zu einer gründlichen Untersuchung und Feststellung des Wertes der neuesten Lyrik führen. Es muß einmal erkannt werden, ob etwas und was an der neuesten Poesie sei, wie sie sich von der älteren unterscheide, ob die Poesie Vor- oder Rückschritte gemacht habe. Das Publikum muß aus dem nebelhaften Dunkel, worin es hierüber schwebt, herauskommen. Es hilft nichts, man muß zuletzt selbst Kritiker werden. Selbstquäler, setzte ich hinzu. —

Niembsch: Ich sprach jüngst mit Auersperg über den König von Preußen, und wie unklug und unrecht es sei, daß man pasquillartige Gedichte gegen ihn loslasse, wodurch man ihm am Ende noch seinen guten Willen verleiden könne. Auersperg griff das auf und sagte, er wolle in diesem Sinne ein Gedicht

machen. Aber ich will es ihm wieder ausreden. Es könnte ihm schaden. Man könnte von ihm sagen: seht, wie er es nun mit den Königen hält!

182. 18. Februar 1842.

Zedlitz zu Auersperg: Ich weiß nicht, was mir die Leute darüber Vorwürfe machen, daß ich Staatsdienst genommen. Wenn Österreich einem seiner Generale beföhle, dem Don Miguel zu Hilfe zu marschieren, und er täte es, so würde er damit nur seine Pflicht erfüllen. Und so mache auch ich es. Ich schreibe, was die Regierung mir aufträgt, dabei sage ich ihnen aber doch Dinge, die kein anderer zu sagen wagt. —

„Er ist im Grunde ein guter, dicker Kerl", sagte Auersperg.

183. 19. Februar 1842.

Niembsch: Ich freute mich in Lessing, den ich jetzt lese, einen Gedanken zu finden, den ich längst ebenfalls gehegt, ohne zu wissen, daß auch Lessing ihn habe. Er verlangt nämlich von einem Maler nichts als Ausführung, eigentliches Malen. Die sogenannte Erfindung rechnet er ihm nicht hoch an. Das ist ganz auch meine Ansicht und Ammerling, der Maler, mir daher lieber als Cornelius und Schwind, die Zeichner, die Erfinder. Ganz dasselbe gilt auch in der Poesie. Die Ausführung ist das höchste. Schon Horaz rät in der ars poetica, lieber die Iliade in Akte abzuteilen als etwas nie Dagewesenes zu sagen. Shakespeare erfand sich keinen Stoff. Aber das blöde Volk merkt gar nicht, daß in der Ausführung selbst, in der Wahl dieser oder jener Szene, dieses oder jenes Ausdrucks, in dem Aufsetzen der rechten Farbe beim Dichter wie beim Maler eben die höchste Erfindung liegt.

Die Engländer sind das erste Volk. Sie haben das ganze Gefühl der Menschenwürde, sind Menschen. Der Deutsche ist ein Sklave, ein Ochse; er hat einen unheilbaren Druck auf das Gehirn, einen unlöslichen eisernen Reif um den Kopf.

184. 21. Februar 1842.

Niembsch: All das Gerede von Nationalkraft und Einigkeit der Deutschen ist fabelhaft. Man sehe nur, wie sich die Bevölkerungen der vielen Landesabteilungen untereinander hassen. Die Franzosen hatten nur eine Spur einer Religionsidee, und sie ließen sich zu Hunderttausenden dafür totschlagen. Sie hatten nur einen Schatten der Idee politischer Freiheit und machten die Revolution. Der Deutsche hat die Idee der Freiheit durch und durch ergründet, aber er rührt keinen Finger dafür. Das ist ein Volk von Schulmeistern. Wenn man sich einem Seehafen nähert, erscheint alsbald ein Boot voll mit Lotsen, die einem den Weg zeigen. Über solche Lotsenschaft haben es die Deutschen nie hinausgebracht.

185. 23. Februar 1842.

Niembsch: Gestern las ich in einem Liede Saphirs vom Menschenleben eine Stelle über des Dichters Leben von solcher Wahrheit, daß ich im Innersten davon gerührt und erschüttert wurde. Ich hasse Saphir gar nicht. Er ist ein unglücklicher Mensch. An Verstand und Talent den meisten von denen, die ihn verachten, weit überlegen. Er kommt mir immer wie ein literarischer Wolf vor. Alle fliehen oder verfolgen ihn, und er muß beißen, wenn er nicht verhungern will.

186. 1. März 1842.

Als Niembsch in der sechsten Grammatikalklasse bei der Prüfung Stellen aus Horaz und Ovid mit besonderem Feuer vortrug, prophezeite der Direktor des Pester Gymnasiums Pater Glycerius Eigel, daß er ein Dichter werden würde. — Mir hat der Himmel, nebst manch anderem Glücksgut einen Knaben geschenkt, seit seiner Geburt ein Kind von so außerordentlicher sinniger Schönheit, daß selbst der große Porträtmaler Ammerling, der nichts weniger als ein Schmeichler, sondern das aufrichtigste Naturkind ist, zugab, daß kein griechischer Bildhauer je einen schöneren Kindesleib geformt, Rafael keinen schöneren gemalt habe. Der

Anblick dieses Knaben machte und macht mich oft, völlig abgesehen von aller Vaterfreude, in jenem Genusse schwelgen, welchen die Beschauung eines hohen Kunstwerkes dem Kunstfreunde nur verschaffen kann. Ich behauptete und behaupte noch mit aller Ruhe der Überzeugung, daß ein solches Kind in einem Jahrhunderte vielleicht nur einmal geboren werde, eine Behauptung, die freilich bei dem Gros der Menschen nur Gelächter erregt. Dieses Kind nun, Artur heißt es, zeigte auch schon frühzeitig eine eigentümliche Richtung des Geistes und Charakters. Es ist höchst empfindlich gegen Spott und Gewalttat und rächt sich für die letztere jederzeit. Schon frühe bewies Artur ein hervorstechendes Geschick im Rechnen und hatte große Freude an Reimen. Dabei kommen auch ganz seltsame Züge an den Tag, z. B. er weint vor dem Schlafengehen plötzlich bitterlich, weil ihn die Mutter dauert, welche ihm Pantoffeln gekauft, die er nun doch nie trägt. Dann seufzt er wieder tief auf; warum? weil seine Tante Johanna (wahrer Prototyp eines liebevollen Mädchens) neulich die ganze Nacht Bücher aufschneiden mußte, was ihr natürlich nur geträumt hatte. Es frappiert mich oft im Innersten, sagte gestern Niembsch, wie solche Züge an Artur (wir pflegen ihn alle mit dem Liebesnamen Trutsch, Trutschi oder Trutschl zu nennen) mir die Züge meiner eigenen Kindheit wiederholen. Artur hat ganz die äußerste Verschämtheit wie ich als Kind. Und nun erzählte er die Geschichte vom Hemdewechsel, die ich, wie ich glaube, schon einmal aufgezeichnet. Er erzählte ferner, daß er einmal eine Stunde bloß deshalb geweint habe, weil seine Schwester (zwei Jahre jünger als er) länger als er leben werde. Ja, dieser Trutschi, schloß er, ist ein besonderer Mensch. Er wird ein Dichter werden. — Möchte Freund Niembsch hier so wahr prophezeit haben, als der gute Pater Glycerius von ihm prophezeite!

187. 5. März 1842.

Kerner und Niembsch lieben sich sehr. Oft muß Niembschens Bild auf einen Stuhl gestellt bei Kerner mit zu Tische sitzen.

Kerner ist von einer der ältesten Adelsfamilien. Das Diplom rührt vom Kaiser Max her. Kerners Bruder, ein Jakobiner und während der Revolution in Paris, zerriß es als überflüssigen Wisch.

188. 15. März 1842.

Der deutsche Michel hat so großen Respekt vor allem, was in Masse auftritt, seien es nun Geld, Ahnen oder Gelehrsamkeit, sagte Niembsch.

Bauernfeld ließ sich in Berlin erkundigen, was denn mit der Preisverteilung für das beste Lustspiel geschehe. Man möge nur Geduld haben, sagte einer der preisrichtenden Hofräte, bis Liszt von Berlin wieder abgereist sei. Solange der in Berlin weile, seien die Gemüter zu sehr in Anspruch genommen, um sich mit Angelegenheiten wie jene Preisverteilung beschäftigen zu können.

189. 2. April 1842.

Rückert soll bisweilen grob und unerträglich sein. Er sagte selbst einmal zu Reinbeck: Ach, wenn du wüßtest, was ich für eine Bestie bin, du würdest mich gar nicht in deinem Hause dulden.

Bauernfeld, ein seelenguter und verständiger Mensch, hat die ebenso takt- als zwecklose Manie, an öffentlichen Orten sich in lauten Schimpfreden gegen hohe österreichische Staatsbeamte, insbesondere gegen Graf Sedlnitzky zu ergießen. Das tat er auch gestern wieder. Er verglich den Grafen laut mit dem Teufel und behauptete, man wisse nicht, welcher von beiden der schlechtere Kerl sei. Von Franz Baader war auch die Rede, und der gebildete Musiker und Kritiker Dr. Becher sprach von der großen Achtung, in der dieser Name in Deutschland stand. „Pah“, fuhr Bauernfeld in seiner wegwerfenden Manier heraus: „So weit ist's mit mir noch nicht gekommen, daß ich mich um solche Dummheiten bekümmere.“ Das verdarb, erzählte uns abends

Niembsch, mir vollends den Appetit zum Essen. Bauernfeld ist zu keck, über einen Mann, vor dem selbst Hegel den allergrößten Respekt hatte, so zu reden, da Bauernfeld an Denkkraft gegen Baader doch in der Tat nur ein Trottel ist. Baader dachte nur in den höchsten Regionen, und es ist mein Stolz, daß er ein Sendschreiben an mich richtete. Wenn er etwas recht Schlagendes gesagt hatte, pflegte er die Zunge herauszustrecken. Das war ein Triumphzeichen, das sich seine Eitelkeit erlaubte.

190. 10. April 1842.

Die erhabenen Gedanken eines Hegel, in der trockenen Philosophensprache der Paragraphe vorgebracht, machen größeren Eindruck auf mich, als wenn ich sie bei Shakespeare finde. — Ein Weib kann nichts Höheres als ein Weib sein. Die genialen Weiber böckeln alle, sie haben den Bocksgeruch. Auch eine Bettina müßte im Umgange unerträglich werden.

191. 19. April 1842.

Niembsch: Die jetzige Instrumental-Virtuosität ist etwas ganz Relatives. Was einer auch ausführe, ich kann mir immer noch denken, daß ein anderer etwas noch Künstlicheres zustande bringe. Dagegen repräsentiert ein seelenvoll vorgetragenes Adagio das Unendliche. Es kann nicht besser sein. Der Eindruck ist vollkommen befriedigend. Auch nimmt die heutige Virtuosität die ganze Menschenkraft in Anspruch. Ein solcher Virtuose kann keine Ideen haben.

Niemsch: Concilium Tridentinum. Dort kehrten sie mit der dreizackigen Gabel noch einmal allen katholischen Mist auf einen Haufen.

192. 21. April 1842.

Einig mit mir ist auch Niembsch der Ansicht, daß der größte Schauspieler und eines der mächtigsten dramatischen Talente unserer Zeit Raimund war, weit ursprünglicher und unmittelbarer als selbst Grillparzer.

193. 10. Mai 1842.

Wir sprachen von der menschheitentwürdigenden Abgötterei, die heutzutage mit den Musikvirtuosen getrieben wird, während von einem Beethoven nur so wenige Notiz nehmen. Das ist natürlich, sagte Niembsch. Das Genie hat immer für den großen Haufen etwas Fremdes und Zurückscheuchendes. Ein Liszt, dem es doch eigentlich an aller genialen Produktionskraft gebricht, steht ihnen näher.

---

194. Linz, 17. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Ein paar Worte nur, in Eile; denn Bauernschmid ante portas, und wir sind ziemlich spät angekommen, da schlechten Wetters wegen das Schiff einige Stunden anliegen mußte. Schlecht war auch die Kost, das Lager und überaus schlecht die Gesellschaft. Ich bin müde von allem; besonders von der Wehmut unsrer Trennung.

Lebt wohl! Ich grüße Max und die Kinder von ganzem Herzen.

Bald mehr von München aus

Ihr Niembsch.

195. München, 22. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Kaum hatt' ich in Linz das Briefchen an Sie geschrieben, so kamen auch schon Bauernschmid und Heusenstamm, um den Abend mit mir zuzubringen. Den Morgen drauf fuhr ich auf der Eisenbahn bis Lambach und von dort auf dem Stellwagen in Gesellschaft von lauter Bauern und Wirten, geplagt von ununterbrochnen Biergesprächen nach Salzburg. Hatten mich die Bierleute schon gelangweilt und geärgert genug, so taten es auf dem Wege von Salzburg nach München zwei schweizerische Tierärzte noch weit mehr. Wir fuhren zu dritt

mit einem Salzburger Landkutscher. Diese Schweizer waren gute Kerle, aber fürchterlich; ihr Sprechen war entsetzlich. Haben Sie es nie gehört, dieses Heraufwürgen und Herausröcheln von Rachenlauten, das vielmehr ein artikuliertes Erbrechen denn ein Sprechen zu nennen ist? Kurz, die Kette unangenehmer Eindrücke riß nicht ab bis München. — Bei der Kürze meines hiesigen Aufenthalts hab' ich mich auf das Besehen zweier Kirchen beschränkt. Die Ludwigskirche ist in ihren Bauverhältnissen sehr schön, doch der Ton der innern Verzierungen schien mir ein zu lustiger; und namentlich mißfiel mir das Altarblatt mit dem jüngsten Gericht von Cornelius. Ein unerträgliches Figurengewimmel, alles mit lichtfarbnen breiten Gewändern, wogegen die Köpfe, die meist blonden, kaum irgend abstechen und gleichsam in der Garderobe versinken, erschien mir das Ganze fast wie ein himmlischer Tandelmarkt. Das Bild ist häßlich; was auch die Bewunderer des Cornelius zu seinem Lobe posaunen mögen. Dagegen gefiel mir die Allerheiligenkapelle durchaus. Ein herrliches Werk in allen Beziehungen. —

Von Bekannten hab' ich hier niemand gesehen als meinen alten Traubenwirt Gmähle und dessen Hausknecht. Heute nachmittag reise ich auf der Eisenbahn nach Augsburg und die Nacht durch auf dem Eilwagen weiter nach Stuttgart, wo ich morgen abends 6 Uhr eintreffe. Ich wollt', ich wäre schon wieder daheim. Leben Sie wohl, liebes Sopherl, bald schreib' ich wieder. Grüße an Max und alle die Ihrigen.

Ihr Niembsch.

196. Stuttgart, 28. Mai 1842.

Liebe Sophie!

Also bin ich wieder in Stuttgart, schier hundert Meilen von Euch entfernt, und diesmal auch noch in einer Angelegenheit, die mich in ihren Folgen der Heimat vielleicht entfremden wird. Das ist die Rücksicht, die mich in Beendigung meiner letzten Arbeit und im Betriebe ihrer Veröffentlichung so lau und fast schüchtern sein ließ; nur die Hoffnung, daß der an

die Wand gemalte Teufel diesmal doch nicht kommen werde, gibt mir noch Stimmung und nötigen Eifer zu meinem Geschäfte. Ich habe die Wünsche meines Lebens in einen engen Raum zusammengeschlossen. Einem Volke, das auf ganz andere Dinge als Poesie zu horchen hat, mit meinen Liedern im Ohre zu liegen, erscheint mir mehr und mehr wie ein schimärisches Treiben und könnte mich für einen großen Verlust im Leben nicht entschädigen. Mit meiner Gesundheit bin ich zufrieden. Reinbecks und Hartmanns sind über mein Hiersein sehr erfreut. Graf Alexander sitzt auf Serach, mit zweien seiner Kinder, die übrigen mit der Mutter sind in Florenz geblieben. Ihn hab' ich noch nicht gesehen. Evers ist wieder hier.

Über meine weitern Sommerplane hab' ich noch nichts bestimmt. Ich danke Ihnen, liebe Sophie, für Ihre Bemühung zum Geigenmacher Schmid, er soll den alten schlechten Scherben von Geige haben; jedoch ohne Bogen.

Tausend Grüße an Freund Max und Kinder.

Ihr Niembsch.

197. Stuttgart, 5. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Kaum kann ich aus dem Gedränge von Visiten herausatmen, mit denen ich heute zu kämpfen hatte. Die Klinke meiner Türe ist den ganzen lieben Tag nicht kalt geworden, von einer Hand nach der andern. Ich soll Ihnen schreiben, wie es mit meinen Stimmungen und Planen steht? Meine Stimmungen sind nur ein beständiges Streben, wieder zu einer tüchtigen Arbeit zu kommen, und so auch meine Plane. Es ist mir wenigstens gelungen, zwei größere Arbeiten zugleich zu beginnen und in jeder bereits sind einige hundert Verse gemacht worden. Mit dem Druck ist begonnen worden.

Baron Münch ist hier, doch nur auf einige Tage.

Gesellschaften besuche ich keine, Einladungen zu Tisch akzeptier' ich keine. Der Strom von Visiten wird mit dem

heutigen Schwall wohl abgelaufen sein, und dann hindert mich nichts mehr an rüstigem Fortschreiten in meinen Arbeiten.

Daß Sie nach dem Gebrauch von Karlsbad nicht nach Baden ziehen werden, ist schade; Sie werden doch nicht in der Stadt bleiben? Leben Sie wohl, liebe Sophie! An Max, dem ich mit nächstem schreibe, viel Schönes, auch den Kindern und dem Hause Kleyle.

Ich muß schließen.

Ihr Niembsch.

198. Stuttgart, 12. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Unerträgliche Hitze! schlechtester Humor! Wieder einmal der bekannte fressende Unmut, nagend an Leib und Seele. Als mir gestern bei Tisch die Äußerung entfuhr, daß mir's ekle vor allem um und um, wohin ich nur schauen möge, frug mich Reinbeck mit freundlichem Entsetzen, ob er denn auch zu den Gegenständen meines Ekels gehöre? Hypochondrie und Gemütsschäden.

Sie fragen nach den Trauerspielstoffen. So wie sie vorliegen, sind es keine solche; die Hauptsache müßte erst hineinerfunden werden.

Wann reisen Sie nach Karlsbad? wann kommen Sie wieder zurück? und wo werden Sie dann wohnen?

An ein dolce far niente ist jetzt bei mir nicht zu denken. Hätt' ich auch sonst nichts zu tun, als meine Last von Unmut zu tragen, es wäre genug; ich werde aber auch noch anders gedruckt. Sonderbar, wie wenig Freude ich dran habe. Cotta verspricht sich glänzende Erfolge; die Buchhändler warten mit Begierde auf mein neues Buch, wie Cotta mir sagte, doch mich kann nichts locken und reizen mehr in der Welt; 's ist halt nichts.

Mein Zimmer ist gegenwärtig mehr ein Backofen zu nennen. Läßt die Hitze nicht nach, so verlass' ich es. Mit der dramatischen Poesie ist's auch nichts. Unsere jetzige Poesie ist

ihrem innersten Wesen nach eine lyrische; alles andere ist ein Gerede von außen her, wenn auch Zuhörer genug dafür sich einfinden. Hat denn die dramatische Poesie auch Organe in unserer Zeit; schwebt sie nicht wie ein Gespenst, mit bloßem Scheinleib über unsere Bretter? Wen es freut, der mag seine laterna magica immerhin anzünden. Ich habe den Gedanken wieder auf lange hinausgeschoben. Halms neuestes Stück hat eben nur soviel Wirksames, als es Lyrisches hat.

Leben Sie wohl, liebe, teure Sophie. Wenn ich mich noch auf irgendwas freuen kann, so ist's auf unser Wiedersehen.

Grüße den lieben Kindern.

Niembsch.

199. Stuttgart, 12. Juni 1842.

Lieber Max!

Ich kann Herrn Koch zur gewünschten galvanischen Bekanntschaft nicht verhelfen, denn ich habe sie selbst nicht und kenne auch keinen Vermittler.

Was hältst Du vom König von Preußen? Der neue Orden ... hat mich vollends enttäuscht. Er scheint mir ein hegemonistischer Kunstgriff, weiter nichts. Wie der Zollverein um Deutschlands Materie, soll der Orden um Deutschlands Geister das preußische Bandel herumwickeln. Hammer-Purgstall! lebt er noch? als ich seinen Namen unter den verzeichneten Ordensrittern vermißte, fing ich an, für sein ordensüchtiges Leben zu zittern, und die Angst will mich noch nicht verlassen. Auch darin liegt Hegemonie-Manie, daß Süddeutschlands Gelehrte vom Orden ausgeschlossen wurden. Man wollte damit die stillberedte Tatsache hinstellen, die deutsche Intelligenz sei nur im Norden zu finden, dorthin gehöre also auch die Herrschaft. Im Süden steht der deutsche Geist erst auf der niedrigern (nach Hegel) Stufe des Kunstlebens, daher nur einige unserer Künstler dekoriert wurden, um doch etwas Sympathie für unsere Gegenden auch zu zeigen. Vortrefflich! Die Allge-

meine Zeitung liefert tagtäglich Futter für den Ärger, denn es wird immer ärger.

Leb wohl, lieber Freund, ich bin ordentlich dumm vor Mißmut.

Dein Niembsch.

200. Stuttgart, 16. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Ich danke für den kleinen und liebenswürdigen Brummer; hör' ich doch aus dem zänkischen Geräusch den wohlklingenden Sinn heraus, daß Ihnen meine Briefe wert sind.

Reisen Sie glücklich, liebe Sophie; möge die Natur ihre besten Heilkräfte für Ihr teures Leben aufbieten. Es ist noch niemand von innigern Wünschen nach Karlsbad begleitet worden, als die meinigen sind, die ich für Sie der Natur ans Herz legen möchte. Öffnen Sie Ihr Ohr den Ärzten, Ihr Herz der Heiterkeit und Ihr ganzes Leben allen wohltätigen Einflüssen des Himmels und der Erde. Amen, Amen! liebe, herrliche, seltene Frau!

Ich lebe hier ein sehr stilles, eintöniges Leben. Meine Geschäfte, mit deren Abschluß bei Cotta ich zufrieden sein kann, indem mir der Großmütige sogar freiwillig mehr anbot, als ich verlangt hatte, rücken zwar nicht sehr rasch, aber doch stetig weiter. In drei bis vier Wochen hoffe ich damit fertig zu sein. Hinsichtlich meiner fernern Reiseplane wird Freund Max wohl recht behalten, daß solche nicht weit über Stuttgart hinausreichen dürften. Mit der Gesundheit geht es der großen Hitze ungeachtet bis jetzt ganz gut.

Zur Neuigkeit melde ich Ihnen die bald bevorstehende Verheiratung der Gräfin Marie an Herrn von Taubenheim. Er hat sieben Jahre um sie gedient, sie wußte klug und gewandt ihn immer in ihrem Gefolge zu behalten als treue Nachhut, um seinerzeit, wenn jede glänzendere Hoffnung aufgegeben sein würde, hervorzurücken und sie zu retten vor den Schrecken und Schauerlichkeiten des Altenjungfernstandes. Taubenheim ist

für mich ein Gegenstand der Bewunderung; wie Geduld zur Leidenschaft werden kann, begreife ein anderer; wie ein tüchtiger Mann in den Kreis aristokratischer Zurücksetzungen und Demütigungen sich hineinbegeben mag um einer zweideutigen Liebe willen — ebenfalls ein anderer.

Sagen Sie Löwenthal, es wäre schön, wenn ich seine mystischen Worte von einem baldigen Wiedersehen recht verstanden hätte und ich mit ihm eine Rundreise zu meinen Freunden in Schwaben tun könnte. Sein Brieflein aber, sine die et consule, sine „salve" et „vale" war so kurz und dunkel, daß ich mich auch irren könnte. Leben Sie wohl, liebe Sophie, auf ein glückliches Wiedersehen.

Ihr Niembsch.

Grüße an die Ihrigen.

201. Stuttgart, 28. Juni 1842.

Liebe Sophie!

Vor allen Dingen muß ich Sie in Karlsbad begrüßen und bitten um eine gewissenhafte, genaue Erfüllung Ihres Versprechens, sich die Kur recht angelegen sein zu lassen. Sie sind ja unter anderm auch eine gute Wirtin und sollen daher schon aus ökonomischen Gründen dahin trachten, daß die Badekosten nicht vergeblich aufgewendet werden. Ich setze, wie Sie sehen, alles in Bewegung und rücke gegen Ihre bekannte Sorglosigkeit (in Beziehung auf Ihre Gesundheit) selbst mit solchen Gründen zu Felde, die mir sonst nicht leicht in den Sinn kommen.

Mit dem Arbeiten geht es so einigermaßen. Die Albigenser nehmen noch immer hier und dort meine Feile in Anspruch; doch ist außerdem auch einiges andere entstanden. In drei Wochen hoffe ich hier fertig zu sein; dann besuche ich noch Uhland und Kerner; und dann — hier liegt ein Schleier, für mich selbst. So weit ich aber den Lauf der Welt und den meinigen kenne, glaube ich sagen zu können, daß hinter dem Schleier was Heimisches steckt.

Münch hat hier wohlgefallen. — Ich spiele täglich auf meiner

Alten, und es geht mit meinem Spiele auch immer etwas vorwärts. Heute war ich von einem ausgezeichneten Virtuosen, namens Keller, besucht und keck genug, ihm eine halbe Stunde lang vorzufiedeln. Mein Spiel machte zu meiner Verwunderung Eindruck auf ihn, und er brach aus in die Exklamation: „Herr Jesus, was wäre aus Ihnen geworden, wenn Sie die Geige zum Fach genommen hätten; wie viel Ton! ja, etwas Großartiges!" Das freute mich mehr, als wenn meine Albigenser gefallen. — Dermaleinst werd' ich doch noch ein Beethovensches Quartett gut spielen; etwa in einem Jahre.

Otto Prechtler ist hier mit dem Komponisten Fuchs aus Wien. Die Östreicher Poeten kommen gerne nach Stuttgart, weil sie seit meinen Erfolgen glauben, daß hier die Lorbeern für sie wachsen. Von meinen Albigensern werden Sie freilich auch ein Exemplar bekommen, denn ich bin es ja gewohnt, mich Ihnen mit all meinen Arten und Unarten zu geben. Auf einer mittlern Stufe der Achtung und Neigung gibt man sich in gewählterer Toilette des Körpers und der Seele; auf der höchsten aber in jedem Aufzuge.

Grüßen Sie mir die liebe Rosalie und Ihre Kinder.

Ihr Niembsch.

202. Stuttgart, 6. Juli 1842. oder 5.?

Liebe Sophie!

Ich bin in diesem Augenblicke nicht imstande, Ihnen auf Ihren letzten Brief zu antworten, wie ich es gerne möchte. Meine Geschäfte umsummen mich wie ein Mückenschwarm. Mit den Albigensern geht es nun rasch vorwärts; ich habe noch vieles daran zu bessern gefunden; erst wenn es Ernst wird und meine Worte in die Welt hinaus müssen, pfleg' ich sie scharf und ganz genau zu mustern, wobei mir diesmal vieles aufstieß, was anders werden mußte. Ihr teurer Brief ist mir in meine gegenwärtige Lebensdürre wie ein süßer Frühlings-

regen hereingekommen und hat mich wahrhaft erquickt, und mehr als das.

Meine Reisepläne werd' ich nächstens eröffnen.

Meine Briefe sollen Ihnen nicht zum Maße meines Herzens dienen. Ein Blatt, und vielleicht das schlechteste aus einem ganzen immergrünen Walde ist ein jeder Brief, den Sie von mir erhalten; auch der beste und willkommenste ist nicht mehr. Ich lebe hier einsam, obgleich jetzt Wangenheim und seine Tochter im Hause sind. Fast den ganzen Tag bin ich arbeitend auf meinem Zimmer; selbst die Geige wird verkürzt. Ich schreibe Ihnen noch in dieser Woche mit mehr Ruhe.

Gott lasse Ihnen Karlsbad gedeihen! Das ist mein Wunsch vor jedem andern. Leben Sie wohl, liebes Sopherl!

Ihr Niembsch.

203. Stuttgart, Mittwoch 13. Juli 1842.

Liebe Sophie!

Ihre verdrießlichen Zeilen habe ich gestern erhalten und sie wurden von mir, da ich mich in der nämlichen Stimmung befand, als liebe Verwandte ans Herz gedrückt. Ach, liebe Sophie, was soll ich Ihnen denn von meinen Lebensereignissen erzählen? Ich besuche fast niemand als etwa Schwab und Pfizer; ich erlebe kaum etwas. Außer meinen altgewohnten freundlichen Hausgenossen gesellten sich seit einigen Tagen noch Wangenheim und seine Tochter zu meinem Umgang, eine Hofdame der Herzogin von Koburg. Wangenheim ist sehr gesprächig und mitteilend, seine Tochter ein artiges, gutes Mädchen. Er hat mir viel von Rückert erzählt und von dessen dramatischen Arbeiten; auch suchte er mich selbst zu solchen Produktionen zu überreden. Ich aber war die ganze Zeit über ausschließend und höchst eifrig mit meinen Albigensern beschäftigt, von denen ich bereits die letzte Revision auf dem Tisch habe. Da die einzelnen Gesänge dieser Dichtung in langen Zwischenräumen und in den verschiedensten Stimmungen entstanden sind, so blieb manches darin unvollständig, abgerissen,

unklar; und erst als ich die gedruckte Korrektur vor Augen hatte, stieß ich auf die größten Übelstände, und ich mußte mit dem Aufgebot meiner ganzen Kraft oft bis 1 oder 2 Uhr in der Nacht arbeiten, um sehr disparate Dinge in einen Zusammenhang, dergleichen ein Buch doch immer haben muß, gleichsam einzurammeln. Davon wird aber die Welt hoffentlich nichts merken, denn, unter uns gesagt, mir steht ein ziemliches Maß von Kunst zu Gebote; meine Abänderungen sind gut geheilte Beinbrüche. Trotz der afrikanischesten Hitze blieb ich doch so gesund, daß ich bei meiner Arbeit energisch fortmachen konnte. Paris schlag' ich in den Wind, Rügen in den Wind. Im August sehen wir uns wieder. Ich habe auch zählen gelernt. Brauchen Sie das Bad redlich, tun Sie es, liebe Sophie! Morgen besuch' ich Uhland in Tübingen, dann Kerner, Alexander und Karl Mayer. Ich werde ziemlich gleichzeitig mit Ihnen in Wien eintreffen. Wie lange ich dort bleibe, weiß ich noch nicht. Grüßen Sie mir Ihre Mutter, Rosalie und die Kinder schönstens, und sein Sie allerallerschönstens gegrüßt von Ihrem

Niembsch.

204. (Weinsberg, 5. August 1842.)

Liebe Sophie!

Cotta ist von Stuttgart abgereist und hinterließ mir einen Brief, worin er mich beschwor, seine Zurückkunft abzuwarten, indem er noch vieles mit mir zu besprechen habe. Das hat mich bisher festgehalten. Morgen kommt Cotta zurück, dann reise ich nach Wien. Ihr letzter Brief war mürrisch und verleidete mir alles Schreiben. Es ist auch nichts an dieser Briefsudelei.

Lebt wohl.

Niembsch.

Aus Marens Notizen.

205. 30. August 1842.

Niembsch hat Uhland wieder besucht und erzählt von ihm, wie echt und blühend sein Haß der Fürsten ist, und mit welch merkwürdiger Spürkraft er der Spur dee Poesie in alter Zeit und bei allen Völkern nachzugehen weiß. Sein Werk über das Volkslied, wovon er Niembsch eine Partie vorlas, wird dies glänzend dartun. Staunen erregend, sagt Niembsch, ist es, wie ein und derselbe poetische Gedanke bei vielen Völkern Aufnahme und Bearbeitung gefunden. Wie in der Urwelt Wasser alle Erde bedeckt, so sei es auch mit der Poesie im Mittelalter gewesen, die sich erst in der neuen Zeit bloß auf die Höhen zurückgezogen. Dieses Bild hatte gar sehr Uhlands Beifall.

Halm-Münch, der eine Reise durch Norddeutschland gemacht, brachte weder in bezug auf Politik noch auf Poesie Hoffnungen von dort zurück. Er verzweifelt ganz an dem Drama, das überall dem Übergewichte der Oper weichen muß. Sehr frappiert war er von der zynischen Servilität der verschiedenen deutschen Regierungsorgane insbesondere gegen den klugen Vertreter Österreichs beim Bundestage, seinen eigenen Oheim. Da und dort, sagte ihm dieser, zeigt sich wohl bisweilen Opposition. Die Regierungen selbst sind aber froh, sich hinter uns verkriechen zu können.

Dagegen hält Kerner alle Politik von sich ferne und verkehrt lieber mit seinen Hausgeistern.

206. 4. September 1842.

Niembsch: Ich habe jetzt zu Stuttgart den wegen politischer Verdächtigung von München ausgewiesenen Berliner Doktor Ehrenbaum kennen gelernt und mich oft trefflich mit ihm unterhalten. Er ist starker Hegelianer uud hat den Jargon dieser philosophischen Schule vollkommen in seiner Gewalt. Dabei sind seine Urteile geschmackvoll und treffend. Wenn er jemanden dumm nennen wollte, so sagte er, er habe keine Tiefe.

Von unbedeutenden Werken pflegte er zu sagen, daß sie kein seelisches Interesse haben. Die neueren Dichter nahm er alle scharf durch. Als Karl Mayer mir ein ganzes Paket seiner Schnaderhüpfeln gesendet und er einige durchgesehen hatte, fragte er, wer der Mann sei, und auf meine Antwort, daß er Tribunalrat sei, rief er aus: „Wie kann man Jurist und ein gescheiter Mensch sein und so dummes Zeug schreiben!“ Ein andermal sagte er: „Lieder des Sturmes! (Alexander Württemberg) was heißt das? Der Sturm hält sich nicht auf, er hat keine Zeit, sich hinzusetzen und Geschichten zu erzählen.“ Von Herwegh sagte er: „Er hat Talent, aber kein Chaos. Es ist keine Urwelt in ihm, die nach Gestaltung ringt“; womit er sehr richtig das Entscheidende einer poetischen Natur bezeichnete.

Münch sagte mir etwas sehr Treffendes. „Ich weiß nicht, wie mir die Menschen vorkommen. Sie wollen von dem Dichter, daß er etwas ganz Außerordentliches mache, aber sie wollen, daß er im Leben so sei wie andere Leute.“

207. 14. September 1842.

Münch erzählt: Man muß die Theater in den deutschen Städten sehen, um dann unser Burgtheater anzubeten. Dort bekommt man höchstens einmal einen Schauspieler zu sehen, ein Stück niemals.

Die Kritik in Wien ist verrufen und mit Recht, aber in den deutschen Journalen kann man für zwei Taler schon ansehnlich gelobt werden, für vier Taler aber wird man als der Erste seines Faches gepriesen.

Als ich bei Brockhaus war, wollte er mir durch die aufgeblasenste Vornehmheit imponieren und ging so weit, mir nicht einmal einen Sitz anzubieten. Da räumte ich von dem Sofa Bücher, die darauf lagen, weg; setzte mich und lud Herrn Brockhaus ein, neben mir Platz zu nehmen. Das tat seine volle Wirkung, und der große Herr wurde sehr höflich.

Gutzkow äußerte gegen Kolb, den Redakteur der Allgemeinen, daß er vom Theater nicht lassen könne und wolle, und wenn er dabei Souffleur sein müßte.

208. 18. September 1842.

Niembsch: Der Kölner Dom wird wohl nie vollendet. Aber schon das Unternehmen billige ich nicht. Es heißt nichts, so in die alte Zeit hineinzupfuschen. Auch Uhland ist derselben Ansicht. Es tut ihm leid, daß die jetzige Glorie dieses Baus verschwinden soll, und er hat darum jetzt sich ihn noch einmal recht besehen.

209. 21. September 1842.

Brentano soll ein so sonderbarer Mensch gewesen sein. Als die unter dem Namen Nindorf dichtende Obristin Frau v. Sukow (natürliche Tochter des Grafen Pappenheim) ihn besuchte, trat er mehre Schritte zurück und schrie ihr weinerlich entgegen: „Was wollen Sie? — bleiben Sie mir vom Leibe!“ Später aber wurde er zahm und nannte sie eine Anmutstrampel.

Wir sprachen von der Dichterin Betti Paoli (Glück), welche von Don Juan *, dem sie an poetischer Begabung offenbar weit überlegen ist, verführt wurde. Niembsch sprach die Überzeugung aus, daß dies leidenschaftliche Weib sicher nur durch ihre Gedichte, worin sie den treubrüchigen Geliebten oft mit solcher Schmach bedeckt, sich von ihrer Leidenschaft befreit habe. Ich teilte diese Ansicht vollkommen, mit dem Bemerken, Liebesgedichte seien für den Dichter nicht selten, was die Registratur für den Beamten; dort werden die Akten reponiert, die man oft sein Lebenlang nicht wieder zu Gesichte bekommt. So lege der Dichter seinen Liebesschmerz für immer in seinen Gedichten hin. Niembsch lachte und meinte, ich solle den Gedanken einmal in einem Lustspiele verwenden. In demselben Gespräche bemerkte er: Novalis hat es so schön ausgesprochen. Der schaffende Dichter dürfe keine Leidenschaft haben, damit alle ihm zu Gebote stehen! Ruhe, vollkommene

Seelenruhe ist in der Tat der süßeste irdische Zustand. Gewiß war Goethe auch hierin Meister und Vorbild. — Die närrische Bettina kompromittierte ihren alten Geliebten nicht selten; so versteckte sie sich einmal in seinem Zimmer, als er hohen Besuch bekam, sprang aber plötzlich hervor und auf den Tisch. Wundern Sie sich nicht, sagte der Dichter ruhig zu seinem Gaste, das ist mein Affe!

210. 27. September 1842.

Niembsch: In dem höheren Landschaftsmaler, dem Kompositionsmaler, wirkt wahre Naturkraft, ein solcher Künstler ist Schöpfer, er steht höher als die Natur. — Lessing konnte alles, was das Schöne dem Verstande darbietet, oder alle Widersprüche eines Kunstwerkes mit den Verstandesgesetzen wahrnehmen und darstellen, aber eine eigentliche divinatorische Anschauung des Schönen hatte er nicht. Daß aber eine solche etwas Eingeborenes und für sich Bestehendes ist, zeigt sich daraus, daß oft höchst gebildete und ganz ungebildete Menschen in ihrem Urteil über ein Kunstwerk völlig zusammentreffen. — In keinem Menschen hat sich je der Widerspruch zwischen Geist und Charakter greller gezeigt, als in Hegel. Sein Geist war kühn und genial, aber der feige Mensch erschrak selber vor seinem Gebäude, als es fertig war, und suchte es da und dort zuzustutzen und der preußischen Staatsweisheit zu akkomodieren. Ich war bis vor einem Jahre einer der heftigsten Gegner Hegels, damals studierte ich aber ein paar Werke von ihm und erkannte, daß doch nur auf der von ihm gebrochenen Bahn die Menschheit kann befreit werden. Überhaupt ist es doch etwas Schönes um die Zeit, wo alles, woran Jahrtausende geglaubt und fortgebaut haben, in Frage gestellt wird. — Ich war ein phantastischer Knabe; unter einem blühenden Apfelbaume in unserem Hofe pflegte ich oft hinzuknien und inbrünstig zu beten. —

Heine betrug sich äußerst freundschaftlich gegen Dessauer und besuchte ihn fast täglich. Eines Morgens kam er aber mit dem Anliegen hervor, daß er nun eine Reise mache, Geld brauche und

Dessauer ihm 500 Franken borgen möge; dieser schien zu zögern, gleich hatte der andere eine spitze Rede zur Stelle. Nun habe ich gar kein Geld für Sie, entgegnete Dessauer. Da verließ ihn Heine mit der Versicherung, daß er sehr unklug handle, daß er ihm in der Allgemeinen Zeitung weit über den Wert von 500 Franken hätte nützen können, und daß er ihm nun weit über diesen Wert schaden könne und werde. Und er setzte die Drohung sogleich durch einen bitterbösen Aufsatz in einer musikalischen Zeitung ins Werk. Dies der Charakter einer der Zierden des deutschen Parnasses!

211. 4. Oktober 1842.

Dingelstedt muß jeden Monat sowohl in die Allgemeine Zeitung als in das Morgenblatt 16 Spalten liefern, wofür er monatlich 400 Francs erhält. Oft, so sagt er selbst, entschlüpft mir eine Bemerkung, ein Witz, so matt, daß er für den „Humoristen“ zu schlecht wäre, aber ich denke, es füllt die Spalte und lasse es stehen. „Welche Frohne!“ sagte Niembsch, „dabei muß auch die Gesinnung völlig verloren gehen. Und die Gesinnung ist für den Geist, was die Assimilation für den Körper. Ohne sie kann der Dichter die Welt nicht beherrschen und verdauen und bekommt das Miserere, wie wir es eben jetzt an Heine sehen.“

212. 7. Oktober 1842.

Dingelstedt sprach von Halms „Sohn der Wildnis“: Das Stück beschleicht das Herz, ich weinte, als ich es sah, aber den nächsten Morgen hätte ich darüber weinen mögen, daß ich am Abend vorher geweint. Die Haare meines kritischen Bewußtseins sträubten sich darüber. —

Über dasselbe Drama bemerkte Niembsch: Die Liebesszenen darin sind wirklich schön und überwältigend. Aber die Liebe soll selbständig als Zweck für sich und nicht als Mittel für einen andern Zweck wie in diesem Stücke behandelt werden. Von diesem Gesichtspunkte aus muß allerdings das Wesen dieses Dramas unpoetisch genannt werden.

213. 8. Oktober 1842.

Niembsch: Heute las ich wieder in meinem Baader, der mich sehr lieb hatte und sich oft meiner erinnerte. Dieser merkwürdige Mann ist ein Poet in abstrakten Begriffen. Er weiß mit diesen so kühn und leicht umzugehen, wie unsereiner mit Bildern. Und das gewährt mir mehr Genuß als der schönste Roman. Geschichten interessieren mich einmal gar nicht. Das Zusammenhängen und Auseinanderfolgen der Begebenheiten kümmert mich wenig. Ich glaube immer, daß die poetischen Gedanken das Wichtigste sind.

214. 28. Oktober 1842.

König Ludwig hat durch sein in das Stammbuch der Walhalla geschriebenes, hier von dem boshaften Saphir abgedrucktes Gedicht uns großen Genuß bereitet. Ist es einerseits niederschlagend, einem Lande anzugehören, in dem keiner der tausend geharnischten Rezensenten es noch gewagt hat, diesem Ludwig zu sagen, daß er zu den jämmerlichsten aller gekrönten und nicht gekrönten Versifexe gehört, die je gelebt haben, so verdient andererseits der Spaß, den er uns bereitet, doch unsern Dank. Wer ein solches Gedicht schreiben und in die Welt hinausschicken kann, sagte Niembsch, der muß nicht nur ein schlechter Dichter, sondern auch ein ganz dummer und ungebildeter Mensch sein, und all sein Kunsttreiben zeigt sich als hohler Firlefanz. Der König von Württemberg glaubte einmal einen Tadel auszusprechen, als er sagte: Ich weiß nicht, die Gedichte des Königs von Bayern gefallen mir gar nicht. Solche Verse findet man ja in jedem Gesangbuche.

Rückert soll im Äußern ein Muster von Schmutz und Abgerissenheit sein. Als er einmal bei dem Herzog von Koburg zu Tische geladen war, mußten die Weiber drei Stunden an ihm fegen und flicken, um ihn nur erträglich präsentabel zu machen. Und da, sagte Sophie, gibt er seinen Kindern in Versen Lehren über Reinlichkeit und nennt sogar äußere Reinheit ein Unterpfand der inneren. Das letzte ist unwahr, be-

merkte Niembsch, denn wir finden, daß die Asketen Unreinlichkeit sogar mit unter ihre Kasteiungen aufgenommen haben.

Tieck verachtet die ganze Welt, sogar Goethen hat er innerlich verachtet.

Auersperg und du, sagte Niembsch zu mir, ihr seid die glücklichsten Dichter in Deutschland. Einen konkreten Buben, wie Artur ist, muß man haben. Alles andere ist nur glänzendes Elend.

215. 11. November 1842.

Holbein hatte über den Dünkel, die Verblendung hiesiger Poeten, über ihren gegenseitigen Neid, Mißgunst und Schadenfreude geklagt. Als ich das erzählte, bemerkte Niembsch, es sei am Ende eine ganz natürliche Erscheinung. Die Zeit ist der Poesie nicht günstig. Das Publikum interessiert sich nur für sehr wenige; und in die kleine Portion seiner Gunst wollen und müssen sich so viele teilen.

Niembsch: All das Geschrei von Einheit Deutschlands ist hohl und nichtig. Die Welt strebt nach Vereinzelung, nicht nach Einigung. Die Aufgabe der Menschheit ist so groß, daß sie nur in Parzellen geteilt hoffen kann, ihrer Meister zu werden.

Niembsch: Wir müssen eine neue Form erfinden, rief Dingelstedt gestern mit Emphase. Die alte taugt nicht mehr, sie ist verbraucht. Für alle Gattungen der Poesie bedarf es einer neuen Form. — Ich aber sagte ihm: es bedarf nur neuer Gedanken, und die alte Form reicht vollkommen aus. Ich wies ihn auf Beethoven hin, der eine völlig neue Musik geschaffen und dabei die hergebrachten Formen doch mit der gewissenhaftesten Pietät beibehalten hat. Damit schlug ich ihn aus dem Felde, daß er gar nichts erwidern konnte. In der Tat, wir haben ja selbst die Form, namentlich in der Lyrik viel weiter gebracht als Schiller und Goethe; im Reime z. B.: wir reimen nicht wie jene lediglich um des Wohllautes wegen. Sinn und Bedeutung des Reimes sind uns erst völlig klar geworden. Er darf nicht

auf unbedeutenden Worten ruhen, über die hinaus der Gedanke weiter eilt, er muß auf jenes Wort fallen, welches auch für den Gedanken das wichtigste ist. Der Ruhepunkt muß für den Ton wie für den Sinn einer und derselbe sein. Wenn Freiligrath auf und reimt, muß man ihn freilich hinausjagen.

216. 12. November 1842.

Niembsch fragte den badischen Legationssekretär Porbeck, einen tüchtigen Rationalisten, welchen persönlichen Eindruck Fürst Metternich auf ihn gemacht habe. „Ich war überaus gespannt," sagte Porbeck, „den berühmten Diplomaten zu sehen; als er aber in den Salon getreten war, war ich noch weit mehr erstaunt, einen nicht guten, sondern mittelmäßigen Schauspieler zu finden, der die Rolle des großen Diplomaten spielte." —

„Das Schöne," sagte Niembsch, „läßt sich ebensowenig definieren, als das Süße, es muß unmittelbar mit den (sozusagen) Sinnen des Geistes wahrgenommen, es kann nur gefühlt werden."

217. 19. November 1842.

Wie jeder ehrliche Literat, ja, wie jeder ehrliche Mann ist auch Freund Niembsch empört über Gutzkow und sein Treiben, das in den Pariser Briefen wieder seiner recht würdig an den Tag gebrochen. „Nach solch einem Menschen, der den Wirt, welcher ihn gastfreundlich aufgenommen, öffentlich verdächtiget, ob er ihn nicht etwa mit gestohlenem Gelde bewirtet, soll ein Deutscher nach Paris gehen!" rief Niembsch aus; „er müßte gewärtig sein, daß jeder gebildete Franzose vor ihm ausspuckte. Das ist Gutzkow, und das war er immer; der schlechteste Charakter und der Schandfleck in der deutschen Literatur, eine Schmeißfliege, die sich am Aase freut, ein Unhold, der so lange mit seinen scharfen Nägeln kratzt, bis er auf den Dreck kommt, der sein Element ist. Wie er jeden beneidet und haßt, der das ist und kann, was er nicht sein und leisten kann! Wie ihm jeder nicht von ihm selbst errungene Erfolg ein Greuel ist. Ja, ich will einmal ein Buch

schreiben unter dem Titel: Meine Zeitgenossen, wo ich sie bis auf die letzte Faser zerlegen will, diese erbärmlichen Wichte alle, ohne Ausnahme." — Wollte der Himmel, daß Niembsch diesen Gedanken wahr machte, daß aus solchem Munde unserer Zeit die Genugtuung und Ehrenrettung würde, es habe in der allgemeinen Misere ein Mann gelebt, der die ganze Unwürdigkeit dieser literarischen Gamins, dieser poetisch impotenten Tonangeber durchschaute und Mut genug hatte, ihnen ihre Schande ins Gesicht zu sagen. Aber er wird es nicht tun, er wird seine Zeit zu etwas Besserem verwenden zu können glauben, und die wegelagernden Gesellen, ihren schamlosen Gutzkow an der Spitze, werden ungehärmt ihr Wesen forttreiben. —

Niembsch: Platen war die künstlerischste Natur, die keuscheste Dichterseele unserer Zeit. Es gibt nichts Schöneres als seine Begeisterung für die Form, sein Schwärmen für Tonfall und Rhythmus.

218. 21. November 1842.

Niembsch: Ich habe einen guten Trauerspielstoff erfunden: Ein Mann ist Mitglied einer Verschwörung gegen das Leben des Königs. Ihn trifft das Los, den König zu ermorden. Da ergreift ihn die Liebe zu einem Mädchen. Diese, seine Liebe teilend und in sein Geheimnis eingeweiht, beschließt nach langem Kämpfen ihn dadurch zu retten, daß sie ihn an den Fürsten verrät, nachdem dieser ihr jedoch das Wort gegeben, ihn straflos zu lassen. Der König bricht aber sein Wort, und der Geliebte wird zum Tode verurteilt. Auf dem Wege zum Schafott wirft sich ihm die verzweifelte Verräterin entgegen; er aber wendet sich mit Abscheu von ihr weg. — In solchen Kollisionen liegt das Geheimnis der tragischen Erfindung. —

Mit Schillers Gedichten geht es einem seltsam. In der Jugend ist man entzückt davon. Wenn man älter wird und gewahrt, wie bei ihm die Begeisterung bisweilen sogar mit dem gesunden Menschenverstande davongelaufen ist, findet man weniger Gefallen an ihm. Später aber gewinnt man ihn neuerdings

ganz lieb. So habe ich bei meinem letzten Aufenthalte in Stuttgart viele seiner Gedichte wieder mit größter Freude gelesen. Er gibt sich so ganz der Begeisterung hin; es ist die wahre göttliche Trunkenheit in ihm. Immer hat er große Ideen, immer drängte es ihn, das Höchste zu erreichen, er war ein großer Mensch. —

Welche Zeit damals gegen jetzt! Wenn Klopstock nieste, sagte ganz Europa: Prosit! — Was gehört jetzt dazu, sich gegen den Schwall zu behaupten. Das erste Erfordernis ist Strenge und Würdigkeit der Form. Sie gibt einen festen Schuppenpanzer, durch den hindurch die andern einem doch am Ende nichts Rechtes anhaben können. Trete aber einer als literarischer Libertin hin, und sie werden ihm alsbald das Gewand in Fetzen vom Leibe reißen, daß er nackt dasteht. Ich danke dem Himmel, daß ich in meiner Jugend die alten Dichter, namentlich Horaz, recht studiert und so den Wert der strengen Form kennen gelernt habe. —

Dessauer sagte: „Ich weiß nicht, ich kann mich nicht befreunden mit diesem Dingelstedt. Er scheint mir so eine Journalistenseele.“ Dessauer hat nur zu sehr recht. Diese Journalisten und Rezensenten von Profession kommen mir vor wie die Eunuchen. Sie haben das zu behüten, dem sie selber nichts anzuhaben vermögen.

219. 1. Dezember 1842.

Niembsch: In der Einsamkeit verwildert der Mensch schnell und leicht. In Amerika beging ich Tollheiten, deren ich mich heute noch schäme. Eine Uhr, die nicht gut ging, schleuderte ich an die Wand. Einen Band des Konversationslexikons, in dem ich ein Wort nicht fand, warf ich ins Feuer. Die Aufwärterin, eine Irländerin, kam dazu und erkundigte sich ängstlich, ob das ein katholisches Buch sei. —

Auf der Rheinreise nach dem Einschiffungshafen fiel ich ins Wasser, wurde aber gleich wieder herausgefischt. Eine weit entschiedenere Lebensgefahr bestand ich einmal auf einem wal-

digen Berge in Schwaben, wo ich den Weg verfehlt hatte. Ich ging durch das Dickicht immer fort; plötzlich wich der Boden unter mir; kaum daß ich mich noch an einigem Gesträuche festhalten konnte. Tief unter mir hörte ich das Rauschen eines Wassers. Ich hing über dem Abgrunde. Ich warf meinen Stock über mich hinauf und schwang mich mit Not auf die feste Erde nach. —

Auf der Meerfahrt hatten die Matrosen mit einer großen Angel einen Haifisch gefangen, den sie triumphierend an Bord zogen und vollends töteten. Ich steckte dem schon abgehauenen Kopfe meinen Stock in den Mund, und der Kopf biß so heftig hinein, daß ich ihn an dem Stocke emporhob. —

Menschen, die nicht eine und dieselbe Sprache reden, verstehen sich nie. Wenn sie auch die Begriffe der von ihnen gebrauchten Worte gegenseitig auffassen, so entgeht ihnen doch der geheime Sinn, welchen jeder nach seiner Nationalität mit dem gebrauchten Worte verbindet; er weiß nichts von der Stimmung, mit welcher der andere das Wort braucht. Aus diesem Grunde gibt es auch keine wahre Übersetzung.

220. 2. Dezember 1842.

So wild und blutdürstig äußerte sich Herr Herwegh in Paris über die deutschen Fürsten, daß Dingelstedt und einige politische Flüchtlinge der Gesellschaft ihn selbst baten, seine Ausdrücke zu mäßigen. „Ich will ehrlos sein," sagte er, „wenn ich mich jemals mit diesem König von Preußen in eine Berührung einlasse." Und jetzt läßt er sich diesem Könige vorstellen, er, der ein freches Schmähgedicht gegen den Grafen Auersperg schleuderte, der sich nie einem Könige vorstellen ließ und noch heute den Kammerherrnschlüssel nicht hat, den er doch längst hätte haben können.

221. (Wien, Winter 1842/43.)

Lieber Freund!

Unter so vielen Grüßen sollst Du doch auch einen von mir finden, der, wenn er auch kurz sein muß, doch warm genug ist, um in Deiner terra nova nicht zu erfrieren.

Mich freut das nasse, milde Wetter um Deinetwillen, und schon ein paarmal, wenn ich nasse Füße hatte, dachte ich dabei: Wohl bekomm's, Max!

Großes Aufsehen macht hier ein Buch über Österreich und dessen Zukunft. Im übrigen ist alles im alten.

Glücklichste und rühmlichste Erfolge wünsch' ich allen Deinen Unternehmungen und freue mich sehr auf das Wiedersehen.

Dein Freund Niembsch.

222. (Wien, Januar 1843?)

Teurer Freund!

Während Du im fernen Norden so friedlich Deinen Geschäften obliegst und hoffentlich auch bald obsiegst, hat sich dahier im Kreis der Literaten ein Mäusekrieg erhoben, dessen Vorgänge so unerhört hitziger und heftiger Art sind, daß ich Dir wohl einige Nachricht davon geben muß. Die W. W. Briefe der Allg. Zeitung haben nämlich ihren Verfasser Herrn Dingelstedt bei den Wiener Literaten und in specie Journalisten in den komplettesten und leidenschaftlichsten Verschiß gebracht. Von allen Seiten her flogen ihm Betätigungen der Indignation und Mißachtung an den Kopf. Otto Prechtler, der sonst so sanftmütige, hat in der Konkordia das Blatt, worauf Dingelstedt sich eingeschrieben hatte, aus dem Album herausgerissen. Im Desiderienbuch des Lesevereins erschien eine von vielen Unterschriften bekräftigte Invektive gegen Dingelstedt mit dem Verlangen seiner Hinausweisung, worauf er seine Ehrenkarte abgeben mußte; auch die Matschakerhöfler Abendgesellschaften riefen ihr apage, satanas! gegen ihn aus. Ja! man spricht infolge alles dessen bereits von Ausforderungen, homerischen Zweikämpfen (batrachomyomachistischen) und ähnlichen großen Ereignissen; oder vielmehr, man hat davon

gesprochen, denn die moralisch-politische Indignation über jene Zeitungsartikel hat sich bei der Mehrzahl der Aufwallenden schon wieder gelegt und ist in die alte lethargische Zweideutigkeit der Gesinnung zurückgesunken, die in Vermittelungen und halben Entschuldigungen zur Ruhe kommt.

Ich gratuliere Dir von Herzen zur guten Aufnahme Deines Stücks in Berlin und hoffe, es werden die Wiener gegen ihren Landsmann nicht weniger gerecht sein.

Lebe wohl, lieber Freund!

Niembsch.

223. (Wien, Ende Januar 1843.)

Schreiben Sie diesen Brief ab, liebe Sophie, unterzeichnen Sie ihn und schließen ihn dem Manuskript bei. Josef wird es um $11^1/_2$ Uhr auf die Post bringen.

Euer Hochwohlgeboren!
Freiherr von Baerst!

In Abwesenheit und Auftrag meines dermalen auf einer Geschäftsreise zu St. Petersburg verweilenden Gemahls, des k. k. Rats Max Löwenthal, beehre ich mich, Ihrem Wunsche entsprechend, Ihnen dessen Stück „Anna Lovell“ zur Aufführung auf dem Breslauer Theater hiermit zu übersenden.

Hochachtungsvoll

Wien . . .

Sophie Löwenthal.

Die äußere Adresse werd' ich selbst draufschreiben.

224. (1842/3?)

Liebe Sophie!

Ich bitte mir meinen Mischka zu schicken: Sie sollen ihn heute wieder haben.

Ihr Niembsch.

225. (1842/3?)

Liebe Sophie!

Soeben kam Dr. Buddeus zu mir und sagte mir, das beste Mittel gegen solche Krämpfe, wie unser Muckerl hat, sei, den Vogel bis, wo die Flügel aufhören, also bis zum Halse exklusive in Wasser zu tauchen und dann mit Tüchern zugedeckt abtrocknen zu lassen. Versuchen Sie das!

Auf Wiedersehen

Niembsch.

Besonders dürfen die Ohren nicht naß werden.

Aus Maxens Notizen.

226. 25. März 1843.

Man soll gar nichts mehr schreiben und dichten, sagte Niembsch. Denn jetzt in Deutschland von Poesie reden, das ist so, als wenn man in einem H...hause von platonischer Liebe spricht.

227. 25. April 1843.

Niembsch: Die Menschheit laboriert an einer Merkurialkrankheit. Sie war der Auflösung nahe zur Zeit der Völkerwanderung, da gab ihr Rom das Kirchengift ein und half ihr damit taliter qualiter auf die Beine. Aber noch heute hat sie dieses hierarchische Gift im Leibe. Die beste Nachkur der Merkurialkur ist aber der Gebrauch des Eisens. Und dazu wird sich denn auch die Menschheit entschließen müssen.

---

228. München, den 29. April 1843.

Liebe Sophie!

Gestern abend um 9 Uhr bin ich nach einer vom übelsten Wetter schikanierten und nur von flüchtigen Mahlzeiten unterbrochenen Fahrt hier angekommen und zwar, wie es scheint, ohne alle nachteilige Wirkung auf meine Gesundheit. Nur die leidige Erschütterung durch schlechte Wagen auf schlechten Straßen spüre ich noch in allen Gliedern.

An den lieben und verehrten Hofrat, Ihren Vater, werde ich schreiben, sobald ich gesammelt und kräftig genug bin, um der Fülle des freudigsten Dankes, die mein Herz bewegt, einigermaßen entsprechende Worte geben zu können.

Wie es mir mit allen Empfindungen ergeht, daß sie mir immer lebhafter werden, je weiter ich mich in ihren Gehalt vertiefe, so geschah es auch diesmal, und bis zu einer peinlichen Höhe stieg während des Fahrens mein Unwille, daß ich mit allen Gefühlen der Freude und des Dankes immer weiter fort mußte, statt daß ich damit zu meinem wohlwollenden Freunde geeilt wäre, durch dessen unverkennbare Einwirkung mir eine so hohe Ehre zuteil geworden.

Einige Tage werde ich in München bleiben, um alles genau zu besehen, was seit einer Reihe von Jahren den schönen Sehenswürdigkeiten dieser Stadt zugewachsen ist; dann gehe ich nach Stuttgart, um dort mein papiernes Glück zu schmieden.

Sie sollen oft Nachricht von mir erhalten, liebe Sophie.

Leben Sie wohl und schreiben Sie mir bald nach Stuttgart, wo ich am 2. Mai eintreffen werde. Tausend herzliche Grüße an Max und Kinder, Eltern, Geschwister und Schwäger.

Ihr Niembsch.

229. Stuttgart, den 3. Mai 1843.

Liebe Sophie!

In Gesellschaft zweier Damen, welche von Zeit zu Zeit eine Flasche Wein aus der Seitentasche des Eilwagens hervorzogen und ohne Glas aus dem Kragen der Bouteille tranken, dann des Dr. Buddeus, mit welchem ich in München zufällig zusammengetroffen, bin ich gestern hier angekommen. Mein erstes Geschäft, nachdem ich gestern noch zu Abend gegessen und mich nachts ein wenig ausgeruht hatte, war heute an Ihren Vater zu schreiben. Der Brief an ihn und der gegenwärtige an Sie, liebe Sophie, gehen heute abend zugleich nach Wien ab.

Wir haben hier im Hause und in der Familie mehre Kranke. Die arme Julie liegt seit 14 Tagen an Gicht krank und ohne

Regungsfähigkeit ihrer Glieder; der alte gute Hartmann leidet an einem bedenklichen Brustleiden; das älteste Stiefkind der Weißerschen ist dem Tod nahe, und der alte Bediente Hartmanns, der ehrliche alte Karl, stirbt wahrscheinlich heute noch. Mariette mit ihren Kindern ist auch hier, was mir um so angenehmer ist, als der Anblick aufblühender Jugend inmitten des Verfallenden und Sterbenden ein wohltuender und entschädigender ist.

Das Wetter ist seit zwei Tagen sehr schön und wird hoffentlich in dieser erwünschten Eigenschaft noch eine Weile andauern.

Morgen beginne ich meine Erkundigungen, Verständigungen und Betreibungen bei der Cottaschen Buchhandlung.

Sein Sie so gütig, jemand in die Geroldsche Buchhandlung zu schicken und das letzte Heft der Nibelungen, welches von der Cottaschen Buchhandlung an die Geroldsche für mich nach Wien gesendet worden, abholen zu lassen und mir bis zu meiner Zurückkunft aufzubewahren. Herr Schirmer bei Gerold weiß um die Sache und hat das Heft zu seiner Beförderung an mich in Händen.

Wenn das Wetter mich nicht daran hindert, so denke ich bald nach dem Schwarzwalde aufzubrechen; etwa gegen Ende dieses Monats.

Dingelstedt ist hier vom König als Privatsekretär, do. Bibliothekar, Vorleser der Prinzessinnen und Gesellschafter der Majestät angestellt worden. Gratuliere!

Leben Sie wohl, teure Sophie, mit Freund Löwenthal und allen Eurigen herzlichst gegrüßt von

Ihrem Niembsch.

230. Stuttgart, 11. April 1843.

Liebe Sophie!

Daß Ihr Brief auf einem bäurischen Tische geschrieben worden, ist ihm nicht anzusehen; wohl aber, daß er bei seiner Entstehung von Frühlingshauch durchlüftet wurde, denn er ist sehr freundlich, wofür ich Ihnen herzlich danke.

Gerührt hat mich, was Sie mir von Ihrem lieben Vater schreiben, wie eifrig er sich bemüht habe, mir das schöne goldene Stück Ehre noch vor meiner Abreise zukommen zu lassen. Ich habe bereits vor acht Tagen an den edlen und wohlwollenden Freund geschrieben.

Sie werden unterdessen meinen Prolog auch in der Allg. Zeitung gefunden haben. Aus mehr als einem Grunde habe ich ihn dahin gegeben. Die Veröffentlichung durch die Wiener Zeitschrift schien mir nicht wichtig und solenn genug, und mir war es drum zu tun, daß die Welt selbst sehe, wie ich einen Fürsten besungen habe. — Ich glaube übrigens, daß eben die Keuschheit meines Lobes es war, was dem Erzherzog an meiner Huldigung zumeist gefiel. Hier in Stuttgart ist man allgemein erfreut, sowohl über das Gedicht als über die ausgezeichnet ehrende Anerkennung von Seite des Erzherzogs. Namentlich hat Paul Pfizer mit großer Freude sich darüber geäußert. Der Name des Erzherzogs lebt hier überall in verehrungsvollem Andenken.

Über meine Geschäfte kann ich Ihnen Bestimmtes noch nicht melden, weil Cottas Leute mit dem letzten Resultate der Messe erst von Leipzig zurückerwartet werden. Übrigens glaubt Cotta selbst an die Notwendigkeit einer weitern Auflage der Albigenser, wie auch meiner Gedichte.

Der alte Bediente ist bereits begraben und der fünfzehnjährige Stiefsohn der Lotte wird morgen begraben werden. Julie liegt noch immer mit regungslosen Füßen im Bette. Hartmann hustet, Emilie ebenfalls; das Wetter ist seit drei Tagen sehr schlecht.

Die Reisepläne werden sich auf ein bescheidenes Maß zusammenziehen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! leb wohl, Max! Kinder und alle gegrüßt!

Ihr Niembsch.

231. Stuttgart, den 17. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Ungestörte Gesundheit und eine mir sehr angenehme Zurückgezogenheit gewisser zeittöterischer Bekanntschaften gewähren mir Kraft und Muße vollauf zu anhaltendem Arbeiten; ich bitte Sie also, teure Sophie, alle Besorgnisse in dieser Hinsicht einzustellen. Bereits habe ich mich in ein Studium, wie ein bull dog in seinen Fang, verbissen, und ich gedenke Sie mit den Ergebnissen desselben seiner Zeit zu überraschen. Von meiner Reise her bin ich jetzt gewohnt, täglich früh aufzustehen, und ich will diese heilsame Angewöhnung nicht so bald wieder ablegen. Ich arbeite täglich 8 bis 10 Stunden mit großer Intensität und Leichtigkeit. Ein Spaziergang im Schloßpark, wo ein Heer von Nachtigallen gegen meinen alten Mißmut mit klingendem Spiele loszieht, pflegt mich des Abends zu erfrischen; nur ist leider das Wetter so veränderlich und häufig schlecht, daß darüber abermals ein gutes Stück Frühling ungenossen verloren geht.

Mit Cotta habe ich fürs erste über eine neue Auflage meiner Gedichte in zwei Oktavbänden vertragsmäßig abgeschlossen. Zweitausend Gulden rheinisch sind als Honorar bedungen. Binnen 14 Tagen werden Cottas Abgesandte von der Leipziger Messe mit den Resultaten betrefflich meiner übrigen Schriften zurückkehren. Sehr wahrscheinlich wird zur Herbstmesse auch von den Albigensern eine neue Auflage veranstaltet werden; und wenn, wie es scheint, auch meine Gedichte in Taschenformat zur Neige gehen, auch von diesen. Dieses muß ich noch hier abwarten; sodann aber werde ich, ohne mich um die Korrekturen persönlich zu bekümmern, Stuttgart verlassen. Weitere Beschlüsse sind noch nicht gefaßt. Meine gute Geige vermisse ich allerdings schwer; doch ich vermisse ja noch viel Größeres, und das stoische „disce carere!“ werd' ich mir schon mein Lebenlang vorsagen müssen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und geben Sie Ihrem Bruder Karl, der vielleicht schon in Wien ist, den beigeschlossenen Zettel.

Die Antwort an meinen lieben Trutsch steht auf der Rückseite dieses Blatts.

Lebt alle wohl!

Ihr Niembsch.

*

Mein lieber Artur!

Ich danke dir herzlich für deinen schön geschriebenen Brief und gebe Dir die Versicherung, daß Du mir, so klein Du auch noch bist, einer meiner liebsten Korrespondenten bist. Auf meiner Reise ist es mir bis auf das schlechte Wetter gut ergangen. Neulich habe ich beim kleinen Zöppritz sehr schöne Bleisoldaten gesehen, an welchen besonders die Pferde ausgezeichnet waren. Ich werde Dir eine Schachtel davon mitbringen. Grüße mir Deinen lieben Vater schönstens und sag' ihm, daß ich ihm nächstens schreiben werde; auch den Ernst und die Zoe sollst Du von mir grüßen. Fürchte Dich nicht im Dunkeln, sonst mußt Du Dich in Deinem ganzen Leben fürchten, denn das ganze Leben ist auch etwas dunkel. Das soll Dir Deine Mutter erklären.

Ich küsse Dich.

Dein Freund Niembsch.

232. Stuttgart, 24. Mai 1843.

Liebe Sophie!

Das üble Wetter, das uns hier fortwährend ärgert und uns den Frühling sozusagen unterschlagen hat, scheint auch bei Euch sein Unwesen zu treiben, und wenn es dort nicht besser geht als hier, so dürfte der grüne Ofen in Ihrem Zimmer wohl noch lange Ihnen das angenehmste Grün bleiben, woran Sie sich zu erfreuen haben. Meine Aussichten auf Rippoldsau sind durch besagtes Wetter sehr zweifelhaft geworden; man sagt mir allgemein, die Täler des Schwarzwalds seien nur bei anhaltend schönem Wetter genießbar, bei üblem dagegen äußerst rauh und gichtbringend.

Meine Geschäfte konnten mittlerweile um nichts weiter-

rücken, weil die Leipziger Daten noch nicht da sind. Cotta ist übrigens gegen mich von einer weit über die gewöhnlichen Schranken eines Buchhändlerherzens reichenden Liebenswürdigkeit und Bereitwilligkeit.

Heute hab' ich bei Schwabs zu Mittag gegessen, wo Spargel mit Spätzlen mich nicht vergessen ließen, daß ich in Schwaben bin, woran mich freilich auch der in ächtester Sorte gereichte schwäbische Dialekt lebhaft erinnerte. Ich habe für Schwab, abgesehen von seinen persönlichen Vorzügen, eine treue Liebe, denn er war meine erste Anerkennung und gewissermaßen mein literarischer Ausgangspunkt, auf den ich immer wieder gerne zurückkomme. Wäre er doch bei seinem Horatio geblieben! Das Pfarramt ist doch ein zu beschäftigendes und ruheloses für ihn, und mich dünkt immer, er hat obendrein beständig einen stillen Kampf in seinem Innern zn kämpfen, um sich am Dogma festzuhalten. Doch das sei unter uns gesagt! Als er mich heute nach Tisch an sein Fenster führte, das eine sehr hübsche Aussicht auf grüne Bergeshöhen eröffnet, machte ich ihm die schalkhaft zweideutige Bemerkung: „Gelt, Alter, Jesus Christus gewährt uns eben eine schöne Aussicht?“ worauf er allerdings mit Würde erwiderte: „Wenn es nur diese Aussicht wäre, die er mir gibt, so wär' ich nicht da!“ Das war gut; aber mein Sarkasmus ebenfalls.

Meine Studien mit obligatem Frühaufstehen werden lebhaft fortgetrieben, und ich danke meiner Natur, daß sie mir, je älter ich werde, je mehr Kraft und Lust zu anhaltendem Arbeiten gibt. Das hilft über manche Kluft des Lebens hinweg. Schlafen und Arbeiten sind die besten Springstöcke, an denen wir fort- und hinübergleiten.

Nun feiert Ihr bald die Hochzeit der lieben Johanna, und Strichel, der Glückliche, hat nun bald sein ersehntes Glück eingestrichen. Wohl ihnen beiden!

Grüßen Sie mir den lieben Vater herzlich, wenn er wiederkommt; auch Freund Karl und die Ihrigen alle.

In meinem nächsten Briefe kann ich Ihnen hoffentlich schon den Tag meiner Abreise von hier angeben.

Hat Max den Orden noch nicht erhalten?

Ich sehne mich nach Bergluft und noch stillerer Einsamkeit, um einen Kranz von Gedichten zu flechten, den ich Ihnen bei meiner Heimkehr ans Herz legen möchte.

Leben Sie wohl, teure Sophie, leb wohl, lieber Max.

Ihr Niembsch.

233. Stuttgart, 31. Mai (1843).

Liebe Sophie!

Die trübe Stimmung, in der Sie Ihren letzten Brief an mich geschrieben haben, wird hoffentlich nunmehr ebenso von selbst vergangen sein, wie sie Ihnen gekommen war; daher will ich denn auch meine Waffen nicht gegen die bereits flüchtig gewordene gebrauchen, sondern eine heitere an Ihnen begrüßen und Sie bitten, daß sie bleibe und Ihren Briefen eine freundlichere Miene mitteile.

In zwei bis drei Tagen wird sich über den weitern Gang meiner Angelegenheiten alles entschieden haben. Die Leipziger Sendlinge kommen wahrscheinlich morgen zurück, und ich will dann nicht säumen, mit Cotta bald ins Klare zu kommen.

Bei Reinbecks ist wieder mehr Sicherheit des Daseins. Neulich kränkelte zwar der gute alte Hartmann wieder, doch es war nur vorübergehend, und er blieb noch in unserer Mitte. Indessen ist er schon so schwach geworden, daß ich ihm nie mehr gute Nacht sagen kann, ohne an die letzte zu denken. Nach Weinsberg werd' ich diesmal nicht reisen, denn Kerner hat gegenwärtig Familienstürme der widerlichsten Art. Eine Frau von Hügel, von der ich Ihnen erzählt habe, will sich von ihrem Manne scheiden lassen, um Kerners Sohn, den um 10 Jahre jüngern Theobald, zu heiraten. Noch ist der Prozeß nicht entschieden, die Frau aber doch schon entflohen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie!

Niembsch.

234. Stuttgart, 31. Mai 1843.

Lieber Freund!

Über mein einförmiges Treiben in der schwäbischen Residenzstadt wirst Du bereits aus meinen Briefen an Sophie die uninteressanten Nachrichten geschöpft haben; ich will darum diesmal nur von andern sprechen.

Unser Freund Graf Alexander, noch immer abwesend von hier, hat (doch anonym) die erstaunliche Keckheit gehabt, sich über das „quis contra torrentem?" hinwegzusetzen und einen Band Sonette unter dem Titel „Gegen den Strom" erscheinen zu lassen. Wer gegen die rapids unserer Zeit steuern will, muß kräftigere Arme besitzen als unser Freund, auch ein fester gezimmertes Fahrzeug führen als leicht gefügte, zierlich geschnitzte Sonette. Alles, was ich ihm aus diesem Anlasse wünsche, ist eine unbemerkte, einsame Fahrt und ein stilles Untergehen seiner Sonettenflotte, ohne daß die Kritiker ihr lärmendes Strandrecht üben. Der Strom aber, contra quem, wird nach wie vor seines Weges rauschen.

Kürzlich war E. Ebert aus Prag hier. Er benahm sich angenehm, herzlich und bescheiden; übrigens gab er nebst einigen sehr hübschen Romanzen über „Otto den Schützen" ein paar ungrische Anekdoten zum besten, wogegen die saftigsten des Baron Nell wahre Mumien sind. Auch L. Schüking war hier. Wieder endlich einmal ein liebenswürdiger Norddeutscher. Er hat seine Stelle als Erzieher beim Fürsten Wrede aufgegeben, weil dieser in Mondsee mit seiner Konkubine lebt, dort auch seine Kinder beiderlei Art, die spurios mit den legitimis wild und schamlos durcheinander laufen und, wie Schweine im Walde, in der Mast der Unsitte aufwachsen läßt. Der Greuel war, wie Schüking sagte, nicht länger zu ertragen. Hoffentlich wird der geschickte junge Mann demnächst eine Anstellung bei der Allgemeinen Zeitung in Augsburg finden. Dingelstedt, oder wie man ihn hier nennt, der lange Franz befindet sich bis auf die Schmähschüsse, die aus vielen Blättern auf ihn abgefeuert werden, vortrefflich. Der König scheint Gefallen an ihm zu

finden. Neulich besuchte er uns ganz unerwartet zum Tee. Selbst Emilie, die harmlose, machte nach seiner Entfernung die Bemerkung: Dingelstedt besitze die Kunst, durch ein von ihr bisher noch nie gesehenes Lippenspiel auch die hintersten seiner schönen Zähne sichtbar werden zu lassen. Übrigens war er sehr artig, gesprächig, geistreich.

Leb wohl, lieber Max! ich habe diesmal nicht, wie Sophie bei anderer Gelegenheit bemerkte, für die Nachwelt, sondern rein in und für den Tag geschrieben. Was mich überhaupt treibt, an Euch zu schreiben, gehört freilich nicht zu den Ephemeren.

Dein Niembsch.

235. Stuttgart, 8. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Noch immer habe ich die erwartete Auskunft von der Cottaschen Buchhandlung nicht erhalten; dieselbe wird erst in einigen Tagen von Leipzig aus brieflich erteilt werden. O wie bin ich dieses Harrens und Anliegens müde! Schaffen sollte das einzige Geschäft eines Dichters sein; wir sind zu hart und gemein gehalten auf Erden.

Meine Laune, von deren Vortrefflichkeit Sie mehr wissen als ich selbst, ist grade gut genug, um mich bei fleißigem Arbeiten zu erhalten. Ich möchte mich gern zu Tode arbeiten, wie der Seidenwurm, von welchem Goethes Tasso beneidend sagt:

Verbiete du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.
Das köstliche Geweb' entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
O gäb' ein guter Gott uns auch . . .

Wir haben hier seit langer Zeit heute den ersten schönen Tag. Regen und Kälte, von seltenen und flüchtigen Sonnenblicken unterbrochen, scheinen das Um und Auf dieses schlechten Frühlings zu sein, und ich kann bei solchen Aussichten mich

immer noch nicht entschließen nach Rippoldsau zu gehn, das bei schlechtem Wetter gar zu düster, naß und kalt sein soll.

Von Freuden hab' ich Ihnen wenig zu melden. Ein paarmal Beethoven und einige schöne Abendstunden im Schloßgarten waren so ziemlich meine besten Genüsse. Von Einladungen bin ich gemieden, weil ich mir jede verbeten habe. Graf Alexander soll in diesen Tagen zurückkommen. Ich freue mich nicht sonderlich aufs Wiedersehen, denn unterdessen habe ich seine Sonette „gegen den Strom“ gelesen, und er ist mir darin anmaßend, plump und albern erschienen. So lange er bei Hirschen und Hunden, Pferden und Zigeunern blieb, mochte ihm zuweilen ein leidlich Lied gelingen, nun er sich aber einfallen ließ, auf der Höhe unserer Zeitfragen seinen poetischen Lehrstuhl aufzuschlagen und auf uns herabzupredigen, ist er verloren.

Ihr Vater hat mir einen Brief geschrieben, einen sehr wohlwollenden, schöngesinnten, herzerfreuenden. Sein darin ausgesprochener Wunsch soll nicht ohne Wirkung bleiben.

Den Neuvermählten wünsche ich nicht Glück, denn das Glück betäubt und verwirrt, ruft auch nur allzugern sein Gegenteil hervor; aber ich wünsche, daß ihnen das Leben gerecht sein möge und ihnen überall mit derjenigen Freundlichkeit begegne, deren sie beide würdig sind.

Wenn Freund Fritz noch in Wien ist, so sagen Sie ihm einen guten Gruß von mir. Artur soll mir auch wieder einmal schreiben. Ich sehe seine kindlichen Schriftzüge gerne und freue mich, daß er meiner gedenkt. Wie hält sich denn Ernst? wollen Energie und Eifer noch nicht in ihm erwachen? Grüßen Sie mir den Hinschlenderer: er soll sich einmal zusammennehmen und zeigen, daß er ein Mann werden will. Auch Zoe, das liebe Kind, werde nicht vergessen. Wenn Rosalie nach Karlsbad reist, so wird sie dort Paul Pfizer sehen können, einen der edelsten und gedankenreichsten deutschen Männer. Leider sind auch ihm von dem Ausglühen gediegener metallblanker Gedanken die Schlacken im Unterleibe sitzen geblieben.

Malen Sie mir wieder ein Blümlein auf den Brief; warum

ist das abgekommen? Doch lassen Sie es immerhin, wenn Sie's nicht gerne tun.

Leben Sie wohl, liebe Sophie!

Ich grüße Max und das Kleylesche Haus herzlich.

Niembsch.

236. München, 18. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Seit gestern bin ich hier, um meine verschiedenartigen Angelegenheiten von hier aus ins Reine zu bringen.

Es wurde mir in Stuttgart ein urgens vom österreichischen Judicium delegatum militare mixtum zugestellt, daß ich binnen 14 Tagen mich zu erklären habe, ob ich die mir zugedachten Erbansprüche auf die noch vorliegende Obligation aus der Verlassenschaft meiner Großmutter agnoszieren wolle oder nicht. Der Schuldschein ist, wie Sie sich vielleicht erinnern, von Kirchlechner ausgestellt und bei dessen Insolvenz völlig wertlos; gleichwohl müßte ich im Agnoszierungsfalle 351 Gulden Ärarialgebühren bezahlen, worauf es eigentlich gemünzt scheint. Ich bin entschlossen, nicht zu agnoszieren; da jedoch bei der Sache auch meine Schwester Magdalena beteiligt ist und meine Erklärung in Einverständlichkeit mit der letztern abgegeben werden soll, diese aber eine sehr dumme Person ist und die Sache leicht verwirren könnte, so dürfte die Beendigung des lästigen Geschäfts noch einige Schwierigkeiten verursachen und wohl gar meine Gegenwart in Wien erfordern. Schurz ist bereits von allem durch mich unterrichtet, und ich erwarte in diesen Tagen seine Nachrichten. Ich bin unterdessen nach München gezogen, teils um die brieflichen Mitteilungen zu beschleunigen, teils um, falls ich nach Wien reisen müßte, schon ein Stück unterwegs zu sein. Hoffentlich wird alles mit einer Vollmacht an Schurz abzumachen sein. Meine Verlagsnotizen sind noch immer nicht eingelaufen. Die Korrekturen meiner Gedichte werden mir indessen hierher nachgesendet, und ich benütze meinen hiesigen Aufenthalt zum Studium der hiesigen Kunstsammlung

mit Hilfe einer vortrefflichen Geschichte der Malerei. Seit zwölf Tagen hab' ich keinen Brief von Ihnen; was ist die Ursache? Schreiben Sie doch bald und zwar nach München poste restante.

Über meine nächste Zukunft kann ich unter den gegenwärtigen Umständen natürlich nichts entscheiden.

Eine neue Auflage meiner Albigenser könnte mich vielleicht, wenn die Wiener Angelegenheit abgetan ist, veranlassen, jedoch nur auf kurze Zeit, noch einmal nach Stuttgart zu gehn.

Ich bin verstimmt, so lange ohne Nachricht von Euch zu sein. Wozu haben Sie denn schreiben gelernt, wenn Sie Ihrem besten Freunde nicht schreiben wollen?

Grüße an alle.

Niembsch.

237. München, 23. Juni 1843.

Liebe Sophie!

Ich küsse Ihnen Ihre kunstreiche und freundliche Hand für die schöne rote Türsteherin Ihres letzten Briefes, die herzige Blume; sowie für den ganzen, liebenswürdigen, geistreichen und witzigen Inhalt des Schreibens.

Noch sitze ich in München auf Briefe wartend. Schurz hat mir in betreff der dummen Angelegenheit noch nicht geantwortet; auch die Buchhandlung mir die verlangte Auskunft noch immer nicht zukommen lassen. Unterdessen studiere ich hier die Pinakothek und treibe meine andern Arbeiten ebenfalls fort. Das Wetter ist über allen Ausdruck elend und niederträchtig. Der erste Band meiner Gedichte ist bis auf zwei Bogen fertig korrigiert. Mit den letzten zwei Bogen verlasse ich München, das mir um so unangenehmer wird, als die Leute bereits anfangen, mich einzuladen, und ich nächstens einer großen Gesellschaft als Futter der Neugierde vorgereicht werden soll. Ich aber empfehle mich g'horsamst.

Mit Paul Pfizer, der bereits abgereist sein muß, hab' ich aus eigenem Kupplerinstinkt gesprochen. Ich sagte ihm, er

werde in K(arlsbad) diejenige sehen können, für die ich ihn zum Freier bestimmt hätte; was er sehr freundlich lächelnd und mit der Frage aufnahm, wie sie denn heiße? Ich sagte den Namen der Holden, und ich bin überzeugt, er wird ihn behalten und die Damen wenigstens auskundschaften.

Der nächste Brief wird Ihnen hoffentlich endlich alle Ihre Fragen beantworten können; bis jetzt weiß ich selbst noch nichts von meinem nächsten Beginnen.

Ihr lieber Vater äußerte in seinem freundlichen Briefe an mich den Wunsch, ich möchte meine weitergreifenden Ideen über den gefeierten Helden, die ich ihm in brieflicher Prosa mitgeteilt hatte, in poetischer Form ausführen.

Es freut mich, wenn meine Mahnung an Ernst nicht wirkungslos geblieben ist; will er von dem treuesten Freunde seines elterlichen Hauses ein wohlgemeintes und ernstes Wort zu seinem eigenen Frommen annehmen, so soll es ihm von Herzen gern von Zeit zu Zeit gesprochen werden. Grüßen Sie ihn schönstens, wie auch Zoe und Artur.

Vielleicht sehen wir uns bald wieder. Die lehrreichsten und nützlichsten Beschäftigungen können mich doch nicht vergessen machen, was ich durch meine Entfernung von Wien entbehren muß. Sie haben recht, mich auf die Flüchtigkeit der Zeit zu verweisen. Wenige Menschen kennen mich, noch wenigere lieben mich und sind von mir geliebt; sterblich sind wir alle, und freilich sollten die Gleichgesinnten sich ehrlich und ungestört in ihre gemeinsame Spanne Zeit teilen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Mit herzlichsten Grüßen an Max, an welchen ein Brief bereits geschrieben ist, aber einiger noch fehlender Zusätze wegen, erst demnächst abgehen soll.

Niembsch.

Adressieren Sie den nächsten Brief nach Stuttgart.

238. (Stuttgart, 3. Juli 1843?)

Liebe Sophie!

Obschon von Zahnschmerz gequält, schreib' ich Ihnen heute wieder, denn es müssen seit meinem letzten Briefe aus München wohl über acht Tage verflossen sein.

Endlich weiß ich, woran ich bin, und hoffe meine Heimreise im Laufe dieses Monats antreten zu können. Wenigstens will ich, wenn mein verwünschter Zahn mich nicht daran hindert, an meinem Geburtstag in Döbling bei sehr lieben Freunden zu Mittag essen.

Die Pausen, welche Sie zwischen dem einen und andern Ihrer Briefe eintreten lassen, scheinen sich mit meiner Abwesenheit zu verlängern; und da meine eigene Schreiblust nicht groß genug ist, um bei einer solchen Erwiderung lange aushalten zu können, so könnte eine längere Entfernung meinerseits bald eine wechselseitige Totenstille zur Folge haben.

Leben Sie wohl, mein Zahn schmerzt höllisch.

Niembsch.

Grüße an Max und alle.

239. Stuttgart, 6. Juli 1843.

Liebe Sophie!

Schön ist die Rose Ihres Briefs und schön sind die freundlichen Worte, die er mir bringt. Dank für beides! Gerne möchte ich Ihnen mit einem hübschen Liede danken, doch die Lieder wollen hier nicht kommen, und ich muß sie schon auf meinem heimischen Boden Österreichs aufsuchen, wo ich einst meine ersten gefunden. In der nächsten Woche werde ich Stuttgart verlassen; etwa den 10. d. M. Zum 13. August will ich, wie gesagt, in Döbling speisen. Mein böser Zahn hat sich wieder beruhigt und wird hoffentlich, auch ohne Ausriß, des Schmerzes ein Ende sein.

Vorgestern erhielt ich einen Brief von einer anonymen Dame aus Rheinpreußen, die meine Albigenser gelesen hat und mit mir in briefliche Erörterungen religiös-philosophischer Streit-

fragen zu treten wünschte. Der Brief enthält viel von Bildung und Geist, aber auch des Überhirnigen und Verworrenen nicht wenig. Das ist eine indiskrete Person. Ich soll als Dichter einer verkappten Neugierigen ohne weiteres meine geheimste Werkstätte öffnen und mir jede Falte des Herzens und Hirnes beschnüffeln lassen! Wie dumm! Den merkwürdigen Brief werd' ich Ihnen übrigens mitbringen.

Porbeck ist hier und besucht mich fleißig. Auch ein junger Jude nimmt gegenwärtig meine Teilnahme in Anspruch. Bernhard Birkenthal, Rabbiner aus Galizien, gründlicher Gelehrter der jüdischen und christlichen Theologie, macht eine Reise durch ganz Deutschland in der großen Absicht, das Judentum überall von innen heraus zu reformieren und dasselbe sittlich und intellektuell, ja sogar auch bürgerlich der übrigen Menschheit gleichzustellen. Er besitzt eine eminente Beredsamkeit und hat in der Tat einen Eifer und Nachdruck in seinen Reden, als wäre er von prophetischem Feuer ergriffen.

Leben Sie wohl, teure Sophie! Schreiben Sie mir das Nächste nach Salzburg poste restante, aber ich bitte sogleich, damit ich dort einen Brief von Ihnen als schönsten Gruß meiner Heimat vorfinde.

Ihr Niembsch.

240. Stuttgart, 6. Juli 1843.

Teuerster Freund!

Wie in meinen äußern Angelegenheiten überhaupt, so insbesondre in meiner Korrespondenz herrscht eine große Konfusion; wie Du gleich sehen wirst. Ich habe bereits in München vor geraumer Zeit einen Brief an Dich geschrieben, doch denselben eines noch anzufügenden Nachsatzes wegen damals nicht an Dich abgeschickt, und nun hole mich der Teufel, wenn ich mich des Nachsatzes erinnern kann! Wichtig kann er nicht sein, denn in Wichtigem pflegt mein Gedächtnis mir solche Streiche doch nicht zu spielen.

Damals aber schrieb ich, wie ich sehe, Folgendes.

Ja! Der Sommer ist hündisch in Schwaben, ebenso wie bei Euch; er ist in Bayern ebenso, auch in Ebensee ebenso. Die Elementargeister sind eben dumme Jungens, wie uns beiden längst bekannt ist. Gar nicht hündisch dagegen, sondern vielmehr löwenhaft und ganz herrlich war Dein edler Zorn über gewisse Unverhältnisse Deines Lebens. Zum Teufel fahre das Philisterium! Doch der wird sich hüten, solches zu Handen zu nehmen und in die Hölle abzuführen, denn er weiß es zu gut, daß eben das Philisterium seine festeste, sicherste und bequemste Burg auf Erden ist. Mit der Genialität findet er seine Rechnung nie auf die Dauer, denn der Genius ist überall zu elastisch; aus der trivialen Niederung der Lüste schwingt er sich leicht und mit einem Federschlag in die Sonnenhöhen der Ideen. Da schmutzt nichts ab und klebt nichts an, der hohe Gast der Sinnenwelt wird morgen seine Nachtgesellschaft göttlich vornehm desavouieren. Aber dagegen das Philisterium! Da läßt sich für den Satan kitten und kleben, mörteln und bauen mit dem Kleberstoffe zäher Philisterseelen. Da wird mit der scharfen Nadel des Gesetzes aus der Not eine Tugend zusammengeflickt. Die Lieblingsdevise des Teufels, von seiner Großmutter ihm auf die Nachtmütze gestickt, ist: „Aus der Not eine Tugend." Also schön, lieber Alter, daß Du Dich über die Philister geärgert hast, und noch schöner, wenn Du Dich zur Stunde noch immer darüber ärgerst. Es ist aber auch gar zu arg mit der Dworschakerei! Wird Dein Schlafrock nicht nobilitiert werden? oder Dein Fußsack? —

Was hast Du denn für Portoskrupel mit Deinem Stück? Ich habe mit Moritz darüber gesprochen, der es nunmehr mit Vergnügen erwartet, um Dir, wie er sagte, zu zeigen, wie sehr er bereit sei, seine jetzt freiere Hand in Sachen des hiesigen Theaters zu Deinem Dienste zu gebrauchen. Otto ist also durchgefallen! Da fällt mir eben ein alter mönchslateinischer Hexameter ein, den man vor- und rückwärts lesen kann bei unverändertem Klange, wie vielleicht bei Ottos gefallenem Stücke der

fünfte Akt ebensogut der erste sein könnte. „Otto tenet mappam, madidam mappam tenet Otto.“ Und paßt der Vers nicht trefflich auf die Nassesetzenpoesie des verbrecherisch fleißigen Theaterskribenten? Das sind doch verfluchte Kerle! Nirgends gedeiht doch die Dummheit wie dort, wohin mein Herz sich sehnt. In andern deutschen Städten ist im allgemeinen mehr Verstand, aber auch mehr Philisterium (vide supra!).

München ist langweilig wie ein gemaltes Gähnen, wie der ewig klaffende Ungeschmack eines Niederländers im Kopfe eines gähnenden Biertrinkers. Leb wohl, liebster Max! Bald sehn wir uns wieder. Grüße Sophie und Kinder herzlichst.

Niembsch.

241. Stuttgart, 17. Juli 1843.

Liebe Sophie!

Wie sehr ein Poet an sinnlichen Zeichen hängt, das sehe ich an der Freude, die mir Ihre gemalten Blümlein bringen. Da ist gleich der erste Eindruck des Schreibens ein so freundlicher, daß sich mir jeder Buchstabe in eine Blume verwandelt und ich den Brief durchwandle wie einen schönen, nur leider immer zu kleinen Garten, voll Blüten des Geistes und Herzens meiner teuren Freundin.

Der noch nicht beendigten Korrektur wegen mußte ich meine Abreise von hier verschieben. Die Cottasche Druckerei hat mir solche Proben von ihrer Unzuverlässigkeit in betreff eines korrekten Druckes gegeben, daß ich mich nicht entschließen konnte, meine Gedichte der Gefahr häßlichster Verunstaltungen preiszugeben. Da die Oktavausgabe meiner Gedichte bereits gänzlich vergriffen ist, hat es mit dem Wiederabdruck Eile; daher ich mir die Korrektur ebensowenig nachsenden lassen konnte, als sie der Buchhandlung allein überlassen. Ich mußte also nolens volens einen Teil der schönen Jahreszeit in Stuttgarts Mauern versitzen. Im Laufe dieser Woche, heute ist Montag, wird das leidige Geschäft beendigt sein, und dann reise ich sogleich meiner Wege.

Bis auf den bekannten Krampf im Schlunde bin ich ziemlich gesund. Neulich hat mich Graf Alexander besucht in Gesellschaft seiner Frau Gemahlin. In meinem Zimmer war ein Rauch zum Ersticken, doch die Gräfin behielt die ruhigste Haltung, die freundlichste Fassung, sie hüstelte nicht einmal. Mir aber verlegte die Atmosphäre ihrer Tugend schier den Atem. Man kann eigentlich in Stuttgart viel weniger allein sein als in unserm geräuschvollen Wien. In Stuttgart, dem Neste, hör' ich nur zwitschern und piepen, doch stört mich dies mehr und es ist mir lästiger als das lärmende Toben einer großen Stadt, denn ein solches nähert sich in seiner tumultuarischen Verworrenheit dem wilden Geräusche der Natur.

Der kleine Rabbiner aus Polen, Birkenthal, besucht mich oft und unterhält mich mit seinen reformatorischen Plänen zuweilen nicht übel. Doch fehlt es seinen Tendenzen an einer festen philosophischen Grundlage; ein hitziges Verfolgen des Details, mit Außerachtlassung der Hauptpunkte der Diskussion, läßt seinen Verstand mir oft wie einen Hühnerhund erscheinen, der, nicht richtig dressiert, in seinem übelverstandenen Eifer Spatzen steht, statt Hühner und Hasen. Höchst merkwürdig bleibt mir der Mann indessen immer durch die ideale Haltung seiner ganzen Tätigkeit und die rastlose Aufopferung an fernliegende, wohl unerreichbare Reformen der Judenschaft.

Cotta hat in seiner Freundlichkeit mir seine Equipage zu Diensten gestellt. Heute will ich zum erstenmal davon Gebrauch machen und nach dem langweiligen Bade Canstadt fahren. Meine guten getreuen Hartmann-Reinbecks müssen mir diese schrecklich öde Kleinresidenz oder vielmehr Kleinlichkeitsresidenz erträglich machen; sie tun auch alles dafür, was Liebe und Sorgfalt vermögen.

Schon wieder ist ein norddeutscher Gelehrter hier, Karl Mayer, ein Sprachforscher, der mir bevorsteht. Meine plötzliche Abreise von München hat dort bei den Literaten ein mißvergnügtes Murren zurückgelassen. Einer von ihnen hat sich bitter in einem Briefe darüber beschwert. Schon war eine große

Gesellschaft vorbereitet, mich zu ehren, als ich davonfuhr: „Laßt's mich aus!“ Ich bitte nur um ein bißchen Privatleben. Weil die Deutschen kein politisch öffentliches Leben haben, machen sie ihr Privatleben zu einer Karikatur des öffentlichen.

Grüße an Max und alle.

Ihr Niembsch.

242. Stuttgart, den 25. Juli 1843.

Liebe Sophie!

Welch ein ärgerlicher Mißgriff, daß ich Sie bat, mir Ihre Briefe nach Salzburg zu adressieren, und nun solange noch in Stuttgart bleiben mußte ohne alle Nachricht von Ihnen. Morgen endlich, nachdem ich alles hier abgefertigt habe, werde ich meine Heimreise antreten. Nach Salzburg reise ich ohne Aufenthalt und dann über Ischl, nach einem langentbehrten Blick in die Gebirgswelt, nach Wien.

Das Wetter ist hier fortwährend äußerst veränderlich und oft so rauh, daß es z. B. heute geschneit hat. Und das nennen die Leute die Hundstage. Jawohl! —

Für meinen lieben Trutsch hab' ich eine Schachtel Bleisoldaten gekauft, eine Franzosen-Preußenschlacht. Hübsche Pferde und Leute. Ernst und Zoe und Liebmutter Sophie bekommen auch etwas, aber ich sage nicht was.

Daß ich mich auf unser Wiedersehen sehr, sehr freue, versteht sich von selbst.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! herzlichst gegrüßt, wie auch Max und die Kinder, von

Ihrem Niembsch.

Von Salzburg ein Weiteres.

Aus Marens Notizen.

243. 26. November 1843.

Heine ist voll angeborner Bosheit. Wüßte er jemand in Sibirien, dem er eine unangenehme Empfindung verursachen möchte, er würde sich keine Mühe verdrießen lassen, zu diesem Zwecke zu gelangen. In Paris lebt ein armer alter Geiger namens Sina kümmerlich von Unterrichtsstunden. Dieser Mann spielte einst in Beethovens Hausquartett, und der Meister hatte ihm eines Morgens eine dringende schriftliche Einladung geschickt mit den Worten: „Lieber Sina, kommen Sie doch ja heute abends! um des Himmels willen, kommen Sie!“ Diese Reliquie des großen Mannes ist des armen Sina Stolz und Trost. Täglich betrachtet er sie mit Rührung. Heine schrieb einen Aufsatz über ein Violinkonzert, welcher mit den Worten begann: Es gibt eine Leiter des Violinspiels, deren oberste Sprosse Paganini, die unterste Herr Sina einnimmt, welcher ein Autograph Beethovens besitzt usw. — Diese Kränkung brachte den alten Geiger beinahe ins Grab. „Aber was zum Henker hat Sie getrieben,“ sagte Dessauer zu Heine, „den alten Mann so zu kränken, der Ihnen niemals etwas zuleide getan hat?“ — „Was wollen Sie?“ entgegnet Heine, „er fiel mir eben ein. War er es nicht, so mußt' ich einen anderen nennen.“

244. 4. Dezember 1843.

Niembsch: Ich hatte der Unger mehrere Briefe voll Phrasen über ihre tragische Kunst geschrieben, und mir lag, als unser Verhältnis sich gelöset hatte, alles daran, diese Briefe zurückzuerhalten. Ich reiste deshalb von Stuttgart nach Ischl, ich wäre nach Florenz, ich wäre nach Südamerika gereist. Als ich die Unger früh morgens überrumpelt, ihr die Briefe abgenommen und diese nach Hause getragen hatte, da freute ich mich so über das gelungene Unternehmen, daß ich mir wiederholt ein lautes: „Bravo Miklos!“ zurief.

245. München, den 30. März 1844.

Liebe Sophie!

Nach fünfzigstündiger Fahrt bin ich gestern abend hier angekommen. Da Sie mir aufgetragen, genau und ausführlich zu berichten, muß ich mich nun noch einmal in Gedanken in den Wagen setzen und die fünfzigtausend Stöße in der Erinnerung nochmals durchmachen.

Eine von den übeln und traurigen Differenzen, die sich wohl durch mein ganzes Leben hinziehen werden, ist diejenige, daß ich meinen Berufsgeschäften nicht nachkommen kann, ohne mich auf lange Zeit meines liebsten Umgangs zu berauben. Dies war die leidige Betrachtung, womit ich Wiens Stadt und Vorstädte durchfuhr; ein stiller stupider junger Mensch, den ich rein als Nachtsack behandelte und links liegen ließ, war meine Gesellschaft. Wir fuhren, ohne ein Wort zu wechseln — nur einige wenige abweisende Anschnauzungen fanden von meiner Seite statt — bis Linz. Dort aß ich in der Kanone Mittag, schlecht, genug um auch unserer Lisi mit Wehmut zu gedenken. Auf dem kurzen Weg vom Gast- zum Posthause führte mir der Zufall Freund Bauernschmid entgegen, mit Frau und drei Kindern. Ich begrüßte sie nach meiner Weise, und Bauernschmid beklagte sich, daß unser unverhofftes Wiedersehen, während es ihm ein Freudenereignis sei, mich ganz kalt lasse. Ich mußte lachen, was ihn noch mehr zu ärgern schien. Dann ging es weiter, je rascher, je langweiliger. Meine Flasche Margaux, meine Preßburger Stangen und der treffliche Fußsack von meinem guten Max bildeten meine einzige Annehmlichkeit. Nach Salzburg kam ich gestern früh 5 Uhr unter beträchtlichen Regengüssen. Dort mußte eine Stunde gewartet werden, was ich im Hof des Zollgebäudes tat, denn das schon geöffnete Kaffeehaus mied ich wie eine Räuberhöhle, indem ich dem dort gebotenen, mir wohlbekannten schlechten Kaffee nicht einmal in die Nähe kommen wollte. Nun aber und hier hätten Sie mich, Ihre beliebte Lyrik, sehen sollen, über und über mit Kot bespritzt, in Holzschuhen durch Regen und Schmutz herumklappernd mit Stock und Schirm,

Flaschen und Taschen. Kaum in den Wagen gestiegen, traf mich ein Unfall. Der Wagen war die Nacht über im Regen gestanden und hatte auf seiner Decke des Wassers ein reichliches Quantum gesammelt. Als ich, um den Hausknecht heranzurufen, den Kopf durchs Fenster streckte, schwankte der Wagen und besagtes Quantum platschte in Strömen mir auf Nacken, Brust und Rücken, eisig kalt und höchst unangenehm. Der Kondukteur, zum Glück mein einziger Gesellschafter, sprang mir im Geschäfte des Aus- und Umkleidens, während der Postillon mit uns abfuhr, treulich bei. In der kalten Morgen- und Regenluft, bei dem Schwanken des Wagens und der beständigen Gefahr, ins Fenster zu fallen und es hinauszuschlagen, war dies die unbequemste Toilette meines Lebens. Doch lief das Abenteuerchen wie die ganze bisherige Reise ohne Nachteil ab. Es scheint wirklich, daß mein Körper, wie guten Stoffes er ist, erst zeigt, wenn ihm was Tüchtiges zugemutet wird, während er im gewohnten Gange alltäglicher unangestrengter Funktionen erschlafft und verdrossen wird.

Ich habe heute auch an Cotta geschrieben und ihn vorläufig gebeten, mit dem neuen Satze meiner Gedichte beginnen zu lassen, damit ich, in Stuttgart angekommen, bereits Arbeit finde.

Leben Sie wohl, liebe Sophie; herzlich grüße ich meinen lieben Max und die Kinder.

Ihr Niembsch.

246. Stuttgart, 2. April 1844.

Liebe Sophie!

Hier folgt mein verwetteter Brief. Da ich in meinem ersten Schreiben an Sie mit Reiseschilderungen begonnen habe, so erlauben Sie, daß ich diese nun fortsetze, auf die Gefahr hin, Sie ein wenig zu langweilen.

Nachdem also jener Wasserguß auf mich gefallen und die fliegende Toilette im Eilwagen gemacht war, fuhr ich

in alleiniger Gesellschaft des Kondukteurs einige Stationen weiter gen München. Das Wetter hatte sich gebessert, und hier und dort sah ich Spuren des Frühlings, der sich aus dem späten Schnee hervorzuringen lieblich begonnen. Mein Gefährte zeigte eine für seinen Stand seltene Freude am Naturleben; besonders interessierten ihn die Vögel, die am Waldsaume der Straße sangen, aufs lebhafteste, lebhafter gewiß, als der Kondukteur mit seinen Liebhabereien Sie, teure Sophie, interessieren wird. Sogleich erkannte er jedes Vöglein an seiner Stimme, auch gab er sich als passionierten und erfahrnen Vogelfänger zu erkennen, wodurch er meine vogelstellerischen Sympathien erregte und sich ein gutes Trinkgeld erwarb. Darauf gesellte sich zu uns ein junger Revierjäger, ein kräftiger, wettergehärteter, lustiger Bursche und gab allerlei Wald- und Jagdgeschichten in echter Weidmannssprache zum besten. Mein Wohlgefallen an ihm würde noch größer gewesen sein, wenn er weniger vom Schußgelde, dem Glanzpunkte seines ganzen Jägerlebens, gesprochen hätte. Der Kondukteur, um auf den Interessanten zurückzukommen, hatte offenbar mehr feinen Natursinn als der Weidmann, und bestätigt ward mir dadurch die alte Bemerkung, daß Menschen, welche praktisch Hand an die Natur legen, ihr oft grade darum ferner stehen, indem die Natur vor dem gewaltsam Zutastenden gleichsam ihre Seele zurückzieht.

In München übernachtete ich und blieb dort einen Tag in rastender Zurückgezogenheit, nachdem ich meinem Gastwirt ernstlichst eingeschärft hatte, mich weder ins Fremdenbuch zu schreiben noch als anwesend irgend jemandem anzukündigen. Sonntag auf der Eisenbahn nach Augsburg. Dort abends angekommen, schickte ich nach Dr. Kolb, der sogleich erschien und mich zu L. Schüking führte. Des letztern zwar schriftstellernde, doch recht artige und angenehme Frau regalierte uns nebst Dr. List (die lachende Nationalökonomie) mit Tee und was dazu gehört. Mein Zusammentreffen mit Schüking dürfte nicht ohne heilsame Folgen für die deutsche Literatur bleiben, wenn es mir, wie ich hoffe, gelungen ist, ihm seinen projektierten

Musenalmanach ganz und gar auszureden. Hierauf folgte ein sehr knappgemessener Schlaf. Um 4 Uhr morgens saß ich bereits wieder im Eilwagen, und gestern abend 8 Uhr bin ich hier angekommen. Große Freude und gottlob gesunde Leute. Heute hab' ich Cotta besucht und von ihm freie Disposition über seine Presse zum Drucke meiner Gedichte erhalten. Mit dem Savonarola kann erst in 14 Tagen angefangen werden. Nun wissen Sie alles, liebe Sophie; daß ich tausendmal Ihrer gedenke, zu sagen, brauch' ich nicht. Ich grüße Freund Max und Kinder.

Ihr Niembsch.

247. Stuttgart, den 5. April 1844.

Liebe Sophie!

Jetzt leb' ich hier in Saus und Braus, doch nicht etwa in einem geselligen, sondern in einem ziemlich einsamen, d. h. es saust und braust mir der Kopf von einem leidigen Schnupfen. Dieser ist nebst Büchern fast meine einzige Gesellschaft, die Stunden des Essens abgerechnet. Der berüchtigte Zeitdieb Dr. Ehrenbaum ist in Paris; Dingelstedt reist morgen um die Lutzer nach Wien; Porbeck ist ganz Geschäft und Gesellschaft. Fast gänzlich ungestört kann ich daher meiner bereits begonnenen Arbeit obliegen. Schade, daß ich durch die Feiertage darin unterbrochen werde. Eine Unterbrechung, die mir viel lästiger ist, als die soeben geschehene des gegenwärtigen Briefs durch einen Besuch von Paul Pfizer. Er kam, mich zu begrüßen, und schreckte mich fast mit seinem übeln Aussehen. Noch kürzlich lag er an einem Nervenübel darnieder, welches zum Teil von wunderlichen Umständen begleitet war. Eine seiner Schwestern pflegte den geliebten Bruder, und als sie einmal nachts, von Müdigkeit überwältigt, eingeschlummert war und wieder erwachte, sah sie mit größter Bestürzung das Bett des Schwerkranken verlassen, ihn selbst im ganzen Hause nirgends. Sie weckte die Eltern, Geschwister, alle Hausgenossen. Man suchte vergebens; man lief an den Neckar,

an den sogenannten Feuerbach, wohin man fürchtete daß der oft schwermütige Mann seinen Weg könnte genommen haben, — vergebens. Torwächter und Gendarmen wurden gefragt und nach allen Straßen entsendet. Keine Spur des Verschwundenen. Endlich, gegen Morgen, nach mehrern Stunden, die den Beteiligten eine Ewigkeit voll Vorwurf, Angst und Kummer gedünkt, kam der Kranke nach Hause und legte sich wieder zu Bette, indem er gelassen sagte, er hätte wichtigen Geschäfts wegen nach Eßlingen gehen und dort im Gerichtshof plädieren sollen, er sei aber, da er die Neckarbrücke nicht hätte finden können, wieder umgekehrt. Und wirklich war der kranke Wandrer bis Hedelfingen gekommen, zwei Stunden Ganges auf dem Wege von Stuttgart nach Eßlingen, und war dort auf den Nachtwächter gestoßen mit Frage, „wo er wäre"? Die Antwort: „In Hedelfingen" brachte ihn zuerst aus seinem Delirium wieder zu sich selbst zurück. Seltsamer- und glücklicherweise hat an die nächtliche Wanderung des Kranken sich seine Genesung geknüpft, und der teure Mann ist Deutschland und seinen Freunden erhalten worden.

Leben Sie wohl, teuerste Sophie, gegrüßt mit Max und Kindern von

Ihrem Niembsch.

248. Stuttgart, den 12. April 1844.

Liebe Sophie!

Mit meinen Geschäften geht es langsamer, als mir lieb ist. Bis jetzt sind erst drei Bogen meiner Gedichte korrigiert. Die Cottasche Buchhandlung hat noch so vieles zur Ostermesse fertig zu drucken, daß es ihr unmöglich ist, mehr als einen Setzer mit meiner Sache zu beschäftigen. Ich werde die Beendigung derselben hier nicht abwarten, sondern mir die Korrekturen nach Heidelberg nachschicken lassen. — Montags war ich bei Schwab zu Tisch, weil ich meinem alten Gastfreund die Freude, mich wieder einmal zu bewirten, nicht versagen mochte. Nach dem Essen kamen Uhland und P. Pfizer auch dazu. Kaum waren

diese und in ihrem Gefolge ein interessantes Gespräch eingetreten, so behelligten auch schon mehrere junge Poetasterle mit ihrem Besuche. Es füllte sich das Zimmer mit Stümpern. Uhland fuhr ab, auch Pfizer und ich blieben eben nicht sitzen. Doch der eine von den poetischen Tironen hatte es auf mich abgesehen, und am nächsten Morgen kam er nebst Entschuldigungen und Manuskripten auf mein Zimmer. Die Kerle wollen sanktioniert werden. Er las ein paar von seinen lyrischen Schnurrpfeifereien vor, von denen ich mich zur Stunde noch nicht erholt habe, so überaus langweilig war das Gemächt. Die Größe meines Ennui erleichterte mir meine aufrichtige Abfertigung des Lästigen. So kann man also nirgends entrinnen diesem furchtbaren Geschlechte junger Missetäter in Versen.

Gesund bin ich, aber sehr verdrießlich. Aus beiden Gründen hab' ich mich auf ein angestrengtes und anhaltendes Studium geworfen.

Sagen Sie dem gewiß schon ungeduldigen Freund Sommaruga, daß ich in betreff seiner Schrift mit Cotta gesprochen und von diesem die freundlichste Zusage erhalten habe. Ich erwarte das Manuskript. Das Nähere werd' ich nächstens mitteilen.

Leben Sie wohl, liebste Sophie! Bin ich gleich fern, bin ich doch im Herzen bei Euch. Schreiben Sie bald, daß es um Ihr Befinden besser steht. Ich bin in Sorgen um Sie.

An Freund Max schreib' ich bei besserer Laune.

Ihr Niembsch.

249. Stuttgart, den 19. April 1844.

Liebe Sophie!

Hätt' ich auch zehn Briefe an Sie verwettet, so hätt' ich doch nicht einen an Sie verloren, und ich würde sie alle, und zwar sehr gerne schreiben. So aber, weder durch eine Wette noch durch eine Krankheit zu größerer Brieffrequenz legitimiert, muß ich mich wohl ziemlich auf das verabredete Maß beschränken, will ich anders nicht schwatzhaft erscheinen. Indessen soll selbst auf diese Gefahr hin von Zeit zu Zeit zwischendurch ein un-

stipulierter Brief an Sie geschrieben werden, gleichsam eine außerordentliche Beilage.

Mit der leidigen Korrektur geht es jetzt etwas rascher, doch immer noch viel zu langsam für meine Sehnsucht nach waldlicher Zurückgezogenheit. Ich bin am neunten Bogen der Gedichte und 40 gibt es.

Doch gut, daß ich dem unangenehmen Geschäfte mich selbst unterziehe. So war z. B. in einem meiner Heidebilder durch sechs Auflagen hindurch eine Stelle stehn geblieben, die mich bei jedesmaligem Lesen anwiderte, ohne daß ich abzuhelfen Lust oder Geschick hatte. Diesmal aber fiel mir der Verstoß gegen männlichen Geschmack so übel auf, daß ich beim Korrigieren laut ausrief: „Luder, hinaus! oder ich streiche das ganze Lied.“ Im Heidelied „An die Wolke“ lautete bisher die zweite Strophe:

> Und nimm auf deine Reise
> Mit fort zu ihr die Kunde:
> Mein Herz, die arme Waise,
> Verblutet an der Wunde,
> Die mir mit ihrem Trug
> Die Ungetreue schlug.

Mein Herz eine Waise zu nennen und obendrein eine verblutende, war von mir weichlich und läppisch, und ich schäme mich sechstausendmal beim Wiederlesen dieser verunglückten Zeilen, denn ebenso oft sind sie gedruckt in der Leute Händen. Jetzt heißt die Stelle so:

> O nimm auf deine Schwingen
> Und trag zu ihr die Kunde,
> Wie Schmerz und Groll noch ringen
> Und bluten aus der Wunde, usw.

Überdies sind mir unter meinen Jugendgedichten mehrere von schwächlicher Leibes- und Geistesbeschaffenheit aufgefallen, und ich werde seinerzeit eine editio castigata in strengstem Sinn des Worts veranstalten. Gegenwärtig kann ich's noch nicht tun, weil die Gedichtsammlung, wie sie nun einmal ist, ins Eigentum des Publikums wie des Verlegers übergegangen. Alles

dieses hab' ich Ihnen, liebe Sophie, nur geschrieben, weil Sie in meinen Briefen Ausführlichkeit vermissen. Ich weiß aber recht gut, wie langweilig ich dadurch werde. Möge das Vergnügen über meinen Gehorsam das Mißbehagen an meiner Langweiligkeit bei Ihnen überwiegen. Also weiter: Mit Savonarola konnte noch nicht begonnen werden; doch hoffe ich, er soll, wenn einmal damit angefangen ist, in 14 Tagen fertig gedruckt sein. Meine Waldlieder sind im Morgenblatt erschienen. Cotta hat eine solche Freude daran, daß ich nun jeden Morgen ein Freiexemplar des Morgenblatts zugeschickt bekomme. P. Pfizer geht diesen Sommer nicht nach Karlsbad (oder nach dem Karlsbad!). Er befindet sich übrigens wohl. Von großen Reiseplänen ist nicht viel die Rede. Ein Seebad liegt mir freilich noch im Kopf. Mir schmeckt kein Bissen Speise und kein Tropfen Wein. Das Murmeln des Meeres soll mir meine aufgeregten Nerven einschläfern und beruhigen. Ich lese viel und Gutes. Livius, Appianus, Silius Italicus, Mannerts Geographie der Griechen und Römer u. a. Am liebsten Ihre Briefe. Ich grüße die lieben Kinder.

Ihr Niembsch.

250. Stuttgart, den 19. April 1844.

Lieber Max!

Da ich Sophien in meinen Briefen schon so manche Geschichte aufgetischt habe, so will ich auch Dich, mein teurer und nicht zu verkürzender Freund, einmal mit dergleichen regalieren. Zu Etlingen im Badischen hat vor kurzem sich Folgendes zugetragen. Es lebte dort ein Schreiner mit seiner Ehefrau seit Jahren in renommiertem Unfrieden. Schelt- und Schimpfworte durchdröhnten die Straße, wo das antipathische Paar wohnte, und die Wände der Nachbarhäuser widerhallten von Ohrfeigen und Püffen jeder Art. Endlich war es der Frau zu arg geworden, und in einem Anfall von grimmigem Überdruß und tödlichem Haß gegen ihren Mann faßte sie den Entschluß, ihrem Elend durch eine kühne Tat ein Ende zu machen. Sie ging

in die Apotheke und verlangte unter dem Vorwand, Ratzen wären in ihrem Hause zu vertilgen, Arsenik. Der Apotheker, die Frau und ihre Verhältnisse wohl kennend und daher nichts Gutes ahnend, gab ihr ein tüchtig Stück puren Zuckers unter Einschärfung der höchsten Vorsicht beim Gebrauch des „furchtbaren Giftes". Noch am selben Abend traf er mit dem Schreiner zusammen und erzählte ihm getreulich. Der Schreiner ließ sich nichts merken; die Frau aber kredenzte ihm am folgenden Mittag sein Leibessen, reichlich gezuckerten Reisbrei, eine volle Schüssel. Unter Freudenausrufungen der Frau, daß es ihm wieder einmal so wohl schmecke, aß der Tischler zwei Dritteile des Gerichts auf und lud nun auch seinerseits die Gattin ein, von der trefflichen Speise zu essen. Sie weigerte sich natürlich dessen standhaft, Kopfschmerz vorschützend. Aber dringend und dringender immer wurde die Einladung des Mannes. „Rabenvieh, iß, sonst hau' ich dich durch." Mit diesen Worten ging er und holte seinen Stock. Die Geängstigte aß endlich ein paar Löffel von dem vermeintlichen Giftbrei, lief jedoch sogleich hinaus und soff, um schnell ein Heilmittel in den Leib zu kriegen, die Öllampe aus. Unterdessen geht der Schreiner in die Werkstätte, wirft sich auf einen Haufen Hobelspäne, schreit und heult nach seiner Frau und um Hilfe, indem er Leibschmerzen fingiert, die immer stärker werden. Sie kommt, sie bringt ihm ein Glas Wasser (vielleicht Zuckerwasser), meint aber, diese Schmerzen hätten nichts zu bedeuten. Mit meisterhaften Konvulsionen stirbt der Schreiner seinem Weibe vor, und schon liegt er ausgestreckt und erstarrt auf den Hobelspänen. Neben diesen hing vom Dachboden die Schnur eines Flaschenzugs herab, woran der selige Schreiner seine Holzsachen auf und nieder zu rollen pflegte. Mit hastiger Gewandtheit windet ihm die Verruchte den Strick um den Hals und steigt auf den Boden, um ihn von dort aus emporzuziehn und vor der Welt zum Selbstmörder zu qualifizieren. Der Schreiner aber, nicht minder gewandt, löst sich unterweilen den Strick los und hängt statt seines eigenen Körpergewichts einen schweren Holzblock

daran, den die getäuschte Mörderin aufzieht und oben in die Schwebe festbindet. Dann lief sie auf die Straße und schrie Zetermordio, daß ihr Mann sich erhenkt hätte, und zerraufte sich die Haare mit greulichen Selbstverwünschungen und heulenden Vorwürfen, daß vielleicht sie schuld sei am schrecklichen Ende ihres Mannes. Alles drängte sich in die Werkstatt des Meisters (das war er gewiß), und die überraschte und gaffende Menge vor dem baumelnden Pflocke wäre ein guter Stoff für den Pinsel Schwinds gewesen. Die Sünderin aber hatte nicht Zeit, sich psychischen Eindrücken zu überlassen, weil physische zu mächtig auf sie einstürmten. Schon sprang der Rache schnaubende, mit Gift und Strick attentierte Gemahl hinter der Tür hervor und brachte mit seinem Stocke sie dem Tode näher, als sie ihn mit ihrem Reisbrei.

Niembsch.

251. Stuttgart, den 24. April 1844.

Liebe Sophie!

Morgen geh' ich nach Heidelberg, und mein nächster Brief, von dort aus abgehend, dürfte daher um einen Tag später in Wien eintreffen. Die Blüten kommen, und ich sehne mich nach einem stillen Umgang mit der Natur. Auch in Heidelberg bleib' ich nur so lange, als ich dort allein leben kann. Läßt man mich dort nicht ungestört, so setze ich meine Flucht weiter fort, nach Baden.

Sagen Sie gefälligst dem lieben Franz, daß ich bedauere, jene Schriften zu Manfred für Dr. Löhner nicht herausgesucht zu haben. Ich habe im Drang meiner Reisesachen ganz und gar vergessen, es zu tun. Dr. Löhner möchte sich gedulden bis zu meiner Zurückkunft.

Freund Fritz grüße ich schönstens; auch die übrigen Geschwister, und wer im Hause sonst noch freundlich meiner gedenkt. Der zehnte Bogen ist korrigiert; die weitern werden mir nachgeschickt. Was für meine Gesundheit zu tun, darüber will ich mit Dr. Schelling sprechen. Auffallend ist meine totale

Appetitlosigkeit, häufiger Kopfschmerz und große Reizbarkeit der Nerven. Mein Schlaf hat keine Tiefe und mein Leben kein seelisches Interesse (um die zwei Hauptkategorien der Kritik Ehrenbaums anzuwenden). Pfizer ist gesund, beweint aber den vor drei Tagen erfolgten Tod seines Vaters, wie Karl Mayer den Tod seiner Frau. Dieser hat in acht Monaten seinen Bruder, seine Schwester und nun auch jene verloren. Ich wüßte Ihnen auch diesmal wieder einige Geschichten zu erzählen; doch mit meiner guten Laune ist mir auch jede Quelle froher Mitteilung verschüttet.

Verzeihen Sie, liebe Sophie, die Eilfertigkeit und Kürze dieses Briefs. Von Heidelberg oder anderswoher werden Sie einen ausführlicheren erhalten. Ich muß heute noch auf die kleine Reise manches vorkehren.

Grüße an Max und Kinder!

Ihr Niembsch.

252. Heidelberg, den 27. April 1844.

Liebe Sophie!

Mit einer raschen und unerbittlichen Wendung meines Willens und meines Rückens hab' ich gestern Stuttgart, wo ich trotz möglichster Zurückgezogenheit viel zu viel in Anspruch genommen war, verlassen und bin nach meinem beliebten Heidelberg gefahren. Als ein günstiges Omen für meine ersehnte Einsamkeit mocht' ich es ansehen, daß ich in einem sehr geräumigen Eilwagen ganz allein reisen konnte. Das Wetter war außerordentlich schön, und die Obstbäume am Straßensaume standen und schwanden im vollen Festschmuck des Frühlings vor meinen Blicken und mahnten mit ihren Blüten an entschwundene Zeiten. Seit meiner Jugend war ich nicht wieder in diese Gegend gekommen. Mir war seltsam zumut. Meine Jugend, meine Poesie und der Frühling der Erde erschienen mir wie holde blühende Gespenster und lächelten wehmütig auf mich zum Wagen herein. Doch als es Abend geworden und ich auf den Mond hinausstarrte, war mir manchmal, als säße jemand

neben mir, und ich fragte in Gedanken: warum ist denn mein Nachbar gar so still? Und diese Vorstellung wurde so lebhaft, daß ich mich scheute, mich in die andere Ecke des Wagens zu lehnen, um meine Gesellschaft nicht zu stören. Vielleicht gedachte meiner zur selben Stunde mit inniger Freundlichkeit ein Wesen, das in seinem Herzen Jugend, Poesie und Frühling für mich beschlossen hält. Ich weiß es nicht; doch weiß ich, daß ich Ihrer gedachte, Sophie.

Heidelberg ist schön. Ich bewohne im Gasthof zum Prinzen Karl ein großes, bequemes und sehr heiteres Zimmer mit dem Ausblick auf die herrliche Ruine und grüne Waldeshöhen. Noch ahnt hier niemand meine Gegenwart. Schwab, der kürzlich hier gewesen war, brachte mir nach Stuttgart einladende Grüße von einem meiner alten Tischgenossen, dem Professor Zöpfl, ich möchte, wenn ich nach Heidelberg käme, nirgendwo als bei ihm meine Wohnung nehmen. Behüte mich der Zufall, oder vielmehr, lüge nicht das Omen im Eilwagen und schütze mich vor Zöpfls Invasion in meine Einsamkeit! Das würde mich augenblicklich von dannen treiben. Übrigens will ich, bevor ich diese Stadt verlasse, den guten Doktor Juris besuchen, um ihm ave und vale aus einem Munde zu sagen. Ebenso will ich es mit Zimmern halten. — Wenn ich nicht irre, so ist bei mir eine produktive Stimmung im Anzug. Hier war auch vormals die Muse mir hold. Die Winternacht, Wurmlinger Kapelle, die Schilf- und andere Lieder sind hier entstanden. Der Morgen ist schön, und ich gehe nun meinen ersten Gang nach der Ruine, denn gleich und gleich usw. Viele Grüße an Freund Max und Eure lieben Kinder.

Ihr Niembsch.

253. Stuttgart, den 5. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Gestern, obgleich es mein festgesetzter Brieftag war, konnte ich Ihnen nicht schreiben, denn ich befand mich unterwegs von Heidelberg hierher zurück. Daß ich jenes trotz aller seiner Annehmlichkeiten so bald wieder verlassen habe, daran sind nicht

etwa Störungen dort, sondern Stockungen in Stuttgart schuld, wo man während meiner Abwesenheit statt meiner Gedichte anderes gedruckt haben mag und mir in zehn Tagen nur zwei Bogen zum Korrigieren ausfertigte. Nun will ich wieder persönlich dahinterher sein und antreiben, daß das Versäumte nachgeholt werde.

Sie schreiben mir viel Schönes und Treffendes über meinen Don Juan. Möchte mir doch bald die rechte Stimmung werden zur Abrundung der bis jetzt allzu fragmentarischen Szenen.

Schon vor meiner Heidelberger Diversion hab' ich hier den Verfasser der Dorfgeschichten, Herrn Auerbach, kennen gelernt. Er war so freundlich, mich aufzusuchen, und ich empfing ihn, wohl hauptsächlich, weil sein Buch Ihnen, liebe Sophie, gefallen hat, auf das beste. Er ist ein angenehmer Mann. Durch ein langes und sorgfältiges Studium Spinozas, dessen Werke er verdeutscht, dessen Biographie er geschrieben hat, ist Auerbach mild, klar und sehr human geworden. Besonders gefiel mir an ihm, daß er einen so netten und reinlichen logischen Haushalt in seinem Kopfe hat, ohne daß sein Herz darüber erkaltet wäre. Was aber die Dorfgeschichten betrifft, so hab' ich mit deren Lesung begonnen, doch immer noch nicht fertig werden können. Die Gegenstände dieser Idyllen sind mir zu unerheblich und zu wenig anziehend, so daß es dem Verfasser nur selten gelingt, mit allem Aufwand mannigfachen und liebenswürdigen Geschicks einen Teil meiner Sympathie dafür zu erobern. Übrigens ist sein Talent unverkennbar, er wird sich viele Freunde gewinnen.

Malen Sie fleißig, liebes Sopherl! Sie sind in dieser Kunst nicht, was Sie sich in Ihrem letzten Briefe nennen. Ihre Blumenbilder machen auf mich immer den Eindruck, daß sie berechtigt sind; und das will viel gesagt haben. Es ist ja der stille Pflanzengeist darin zu erkennen, und daß Sie eine geliebte und vertraute Tochter der Natur sind. Sie malen die Blumen mit einer gewissen Schwesterliebe. (Die auch in andern Beziehungen Ihre Stärke ist.) Und senden auch Ihre gemalten Blumen keinen Duft, und sind sie auch starr und unbeweglich

für das schaukelnde Spiel der Lüfte; so sieht man es ihnen doch an, daß sie in eine schöne Seele getaucht und daraus wiedergeboren sind; was ihnen einen eigentümlichen Reiz verleiht, ja, worin das Künstlerische dieser anmutigen Leistungen liegt.

An Max hab' ich schöne Grüße von Herrn v. Mollenbeck. Beim Absteigen von der Eisenbahn traf ich gestern in Karlsruhe auf dem Bahnhof den wackern Oberpostdirektor. Ich war eilig, indem ich mit dem Eilwagen nach einer halben Stunde wieder weiter wollte. In den letzten acht Minuten kam Mollenbeck noch an den Eilwagen, griff mich auf, führte mich, da er im selben Hause wohnt, zwingend in seine Wohnung, und zugleich und alles auf einmal stellte er mich seiner Frau vor, beschleunigte das Auftragen der Suppe, nötigte mich zu Tisch, wies mir seine Kinder und schenkte mir ein Glas Elfer ein, der im Sturm aus dem Keller heraufgeschafft worden war. Ich konnte richtig noch einen Teller Suppe essen und drei Gläser des dreimal herrlichen Elfers hinabgleiten lassen; doch beim ersten Bissen Rindfleisch hieß es: es ist angespannt; kauend und umarmend schieden wir; es war eine köstliche Szene.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, grüßen Sie Max und Kinder.

Ihr Niembsch.

Ihre Fragen hinsichtlich des neuen Bandes von Gedichten kann ich noch nicht beantworten.

254. Stuttgart, den 10. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Nicht die Gesellschaft, sondern die Luft, die schwere, drückende und energielose ist es, was mich hier körperlich und geistig herunterbringt. Kaum daß ich hier bin, so ist der Appetit fort. Und doch war es notwendig, daß ich wiederkam, um meine Sachen vorwärts zu bringen. Nun geht es wieder bedeutend rascher. Ich korrigiere am 16. Bogen der Gedichte; ist einmal mit dem Savonarola der Anfang gemacht, so will ich darauf dringen, daß er in 14 Tagen fertig ist.

Daß wir beide zu gleicher Zeit den gleichen Gedanken

über den Frühling gehabt haben, und zwar einen so spezifisch eigentümlichen, ist wirklich merkwürdig. Geistige Verwandtschaft ist doch die innigste und übertrifft an sympathischer Tiefe selbst die harmonischesten Beziehungen in der Natur. Während der Baum nicht zwei ganz gleichgestaltete Blätter produziert, tragen zwei gleichgestimmte Menschen den nämlichen Gedanken. Mich freut diese Entdeckung als die schönste Blüte, die mir der gegenwärtige Frühling gebracht hat.

Mit Schelling hab' ich noch nicht gesprochen; werd' es aber tun, sobald er zu Hartmanns ins Haus kommt, was von Zeit zu Zeit zu geschehen pflegt. Bis jetzt hab' ich noch keinen bestimmten Sommerplan gefaßt. —

Sie haben recht, liebe Sophie, daß Sie der Kälte einen Teil der allzu sorglichen Selbstsucht der Menschen beimessen. Mir erschien einmal die Kälte des Winters als die schlechte Subjektivität der Erde, als ihre Abkehr von Licht und von der Wärme der himmlischen Liebe; im Frühling aber tut sie Buße, und die tauenden Ströme sind ihre Büßertränen, die ihr das Angesicht baden. Daher vielleicht der Zug so süßer und geheimnisvoller Wehmut, der durch alle Freude des Lenzes leise duftet und klingt.

Von ganzem Herzen wünsche ich meinem lieben Freund Max, daß ihm endlich seine Geldversorgungssorgen von den Schultern genommen würden. Er ist keiner von den erwerbseligen Betriebsmenschen. Ich möchte ihm raten, lieber bald einen weniger vorteilhaften als spät einen günstigern Handel zu schließen, und dabei nicht nur die Renten an Geld, sondern auch die an Freiheit des Gemüts und an ungestörten Lebenstagen in Rechnung zu bringen, die darüber verloren gehen. Sicherheit ist der Gewinn, auf welchen er meines Erachtens am meisten zu sehen hat.

Ihr letzter Brief ist mir von Heidelberg hierher geschickt worden; ich hab' ihn heute glücklich erhalten. Der gute alte Zimmern hat ihm die rechte Richtung gegeben.

Ich mache gegenwärtig fleißige Studien. Ich habe einen Stoff zu einem großen Heldengedicht gefunden, der mich anregt,

erfüllt und beruhigt wie noch kein anderer. Nur Gesundheit, und ich werde ein Werk schaffen, woran meine Freunde Freude haben und meine Feinde traurig werden sollen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, mit Max und den Kindern schönstens gegrüßt

von Ihrem Niembsch.

255. Stuttgart, den 17. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Beständiges Unwohlsein, Kopfschmerz, Schlaflosigkeit, Mattigkeit, schlechte Verdauung, Rhabarber, Druckfehler und Ärger über den trägen Fortschlich meiner Geschäfte — das waren die Freuden meiner letzten Woche. Emilie will es nicht gelten lassen, daß die Stuttgarter Luft nichts als die Ausdünstung des Teufels sei; doch mir ist es zu auffallend, daß ich in Heidelberg frisch und gesund war, und nun, kaum wieder nach Stuttgart gekommen, bresthaft und elend sein muß. Verdammtes Kloakental! Die Luft ist zwischen diesen fleißigen und abgeschwitzten Weinbergen so dumpf und matt, so verbraucht und beschmutzt, als wäre sie durch meilenlange Windungen von Eingeweiden hindurchgegangen, ehe man sie in Nase und Lunge bekommt. O meine Nerven! mein unglückseliges Sonnengeflecht! Ich schnappe nach Gebirgsluft, wie ein Spatz unter der Luftpumpe. Wer mit Gemsen eine Luft getrunken, atmet nicht behaglich bei den Unken. In vielen der hiesigen Straßen riecht es am Ende auch lenzhaft, nämlich pestilenzhaft. Und die guten Stuttgarter merken das gar nicht; süß duftet die Heimat. Nur über ihre Gärten klagen sie, daß sich darin das Ungeziefer immens vermehre. Ich aber glaube, daß in ihren Häusern dasselbe zu beklagen wäre, wenn das viele und fanatische Fegen und Scheuern nicht entgegenarbeitete. Indessen stimmt mich der malus Jupiter dieser Gegend so melancholisch, daß ich die Ursache jener Insektenvermehrung höher suchen muß. Die Naturforscher sagen, es altere unser Planet, und so mögen denn die von Jahr zu Jahr fühlbarern Multiplikationen des

Geschmeißes ein wimmelndes Symptom des herannahenden Erdentodes sein. O tragisches Ende der Welt: von Läusen gefressen zu werden; phthiriasis universalis, gigantische Läusesucht! pfui!

Adieu, liebe Sophie! ich bin in einer abscheulichen Laune.

Ihr Niembsch.

Grüße an Max und Kinder!

Heute hab' ich einen Brief erwartet — umsonst!

256. Stuttgart, den 24. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Das Briefschreiben an bestimmten Tagen hat sein Übles. So geschah es neulich, daß mein Brief an Sie grade in die absurdeste Stimmung meiner Seele fiel und ich Ihnen wenig Erfreuliches schreiben mochte. Ein langweiliges Gespinst diese Tage beständigen Wartens und Korrigierens. Alles geht nur schleichend. Die Cottasche Druckerei ist mit einer neuen Auflage Schillers zu 10000 Exemplaren beschäftigt; alles andre gerät darüber ins Stocken. Nun ist erst der erste Band meiner Gedichte nebst 3 Bogen Savonarola fertig. Zur Herbstmesse sollen auch noch die Albigenser neu aufgelegt werden. Wo soll ich die Geduld dazu hernehmen? ich werde noch alles aufmischen und zum Teufel gehn.

Von Reiseplänen weiß ich Ihnen nichts zu schreiben. Nur nach Frankfurt denk' ich noch jedenfalls zu gehen, um, Cottas Wunsche gemäß, den Maler Schwind, der sich dort niedergelassen hat, zu einer Illustration meiner Gedichte zu vermögen. Ob ich ans Meer komme, weiß ich noch immer nicht. Nach Lainz aber komm' ich gewiß, bevor Ihr es verlassen habt.

Ich sehe hier außer meinen Hausgenossen nur Porbeck zuweilen. Er ist mir in Wahrheit zugetan und ein vernünftiger Umgang. Die Gebrüder Pfizer sind seit dem Tod ihres Vaters einsamer und selbstvergrabner als je. — Mit meiner Gesundheit geht es zwar etwas besser; doch die bewußte vielbeschimpfte Luft läßt kein rechtes Wohlsein bei mir aufkommen. Mit dem

einen Lungenflügel atme ich Langeweile und mit dem andern Ärger über die vertrackten Buchdrucker ein. Das ist keine gesunde Respiration.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, ich grüße Sie, Max und Kinder aus der tiefen grauen Kapuze, in der meine Seele steckt, herzlichst.

Ihr Niembsch.

Was macht mein lieber kleiner Geiger? Fortschritte?

257. Stuttgart, 29. Mai 1844.

Liebe Sophie!

Es hat wohl auch sein Gutes, mitunter grob sein zu können. Meinem ungenierten Lärmschlagen bei Baron Cotta verdanke ich, daß endlich eine Beschleunigung meiner Geschäfte und damit zugleich eine kleine Besserung meiner Laune eingetreten ist. Ich ging gestern zu ihm, um dem übervollen Maß meiner Ungeduld wie meines Unwillens einigen wohltätigen Abfluß zu verschaffen; ich griff die Cottasche Offizin bei ihrer Ehre an, indem ich sagte, daß ich mich anheischig mache, geschwinder ein Buch zu schreiben, als diese Leute es drucken u. dgl. Sogleich donnerte Cotta in das Sprachrohr, das aus seinem Zimmer in das Bureau hinübergeführt ist, wo eben der Faktor der Druckerei sich aufhielt. Komisch sah es aus, wie der gewaltige König der Lettern seine Galle in den akustischen Trichter ausgoß und hinfluten ließ zu dem unsichtbaren Geriffelten. Die Wirkung blieb nicht aus. Gleich nachmittags brachte mir der Faktor eigenpersönlich zwei Bogen Korrektur, welchen abends noch drei weitere folgten.

Heute soll ich, werde aber nicht, zu einem Improvisator gehen. Herr Beermann wird im Theater eine Produktion geben. Er hat mich, wahrscheinlich auf ein paar lobende Verse in sein Album spekulierend, vor einigen Tagen besucht. Seine brillantenen Ringe und Nadeln glänzten mehr als sein Geist. Ein süßlicher Kerl in den Fünfzigen, den Wienern auch noch bevorstehend. Ich sagte ihm geradezu ins Gesicht, daß ich ans

Improvisieren gar nicht glaube, worauf er sich abdrückte und nicht wieder erschien. Was soll es auch mit dieser Trivialität? Das unglaublichst rasche Entstehen einer Mittelmäßigkeit, wie so ein Improvisum ist, kann wohl ein dumpfes Erstaunen, nie einen Kunstgenuß gewähren. Mir ekelte vor dem Menschen, als wäre er mir als meine Karikatur gegenüber getreten. — Bald, liebe Sophie! hoff' ich nun endlich hier fertig zu sein. Gesundheit besser. Pläne mag ich keine machen. Diesmal hab' ich nicht bloß Druck-, ich hab' auch einige Denkfehler in meinen Büchern korrigiert. Daß Scharschmidt alle seine Freunde nach wenigen Monaten so alt gefunden, finde ich begreiflich. Selbst alt, innerlich alt ist er selbst geworden. Der Gelbsüchtige sieht alles gelb, und ein in eine veraltete Weltanschauung immer tiefer Versinkender sieht am Ende alles im Lichte des Alten. Er soll meine Bauern am Tissastrande lesen, aber nicht durch die katholische Brille. Was mich mehr und unangenehmer überrascht, als die Nachricht von diesem Altseher, ist Maxens geprellter Fuß. Er tritt doch so weich und gelind einher und auch nicht allzu schnell. Ich grüße ihn schönstens. Auch die Kinder. — Leben Sie wohl, liebe Sophie!

Ihr Niembsch.

258. Stuttgart, den 1. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Was ich hier erlebe, ist gewiß nicht erheblicher und mitteilenswerter, als was die stillen und einförmigen Tage in Lainz Euch bringen; gleichwohl drängt es mich, Ihnen davon Nachricht zu geben, damit die Erinnerung, die Sie von mir haben, nicht in einem ganz leeren Raum schwebe und darin verkümmere. Es ist Ihnen ja ohnehin, wenn ich abwesend bin, schwierig oder gar unmöglich, sich eine Vorstellung von mir zu machen, wie Sie mir öfters erzählten.

Gestern besuchte uns Dingelstedt mit seiner Gemahlin. Beide waren sie sehr freundlich und scheinen glücklich. Die Stuttgarter sagen von ihnen, sie seien so schön glücklich.

Erst durch den Augenschein lernte ich den Sinn dieser Rede verstehen. Anständig und wohlgemessen und ohne alle Spur unwillkürlich waltender Leidenschaft fand ich ihre gegenseitige Freundlichkeit; eine zierliche mehr als innige Zärtlichkeit, ich möchte sagen: eine ebenmäßige Weltkühle sprach aus Worten und Gebärden und ist vielleicht willkommen zu heißen und von guter Vorbedeutung, insofern darin eine Bürgschaft liegen mag, gegen heftige und verletzende Ausbrüche des Mißvergnügens, wenn einst ein solches, wie leicht möglich, sich einstellen sollte. Sie leben hier auf sehr elegantem Fuß, machen ihre Besuche bei kleinster Entfernung und schönstem Wetter zu Wagen, speisen täglich im Hotel Marquart in Gesellschaft zweier hohen Standespersonen, kurz: nobel!

Mit meinen Geschäften geht es, seit der neulichen Aufstachelung von meiner Seite, rasch. Heute erwarte ich noch den 10. Bogen des Savonarola. Bis zur Hälfte des zweiten Bands sind auch die Gedichte gesetzt. Die neuen Lyrika werde ich gegen eine verhältnismäßige Honorarserhöhung dem zweiten Bande anhängen. Don Juan wird seinerzeit für sich erscheinen. Die Albigenser sollen zur Herbstmesse wiederaufgelegt werden. Nun wissen Sie alles, was ich selbst weiß. Heute ist es mir noch nicht möglich, über die weitern Tage des Sommers zu verfügen. Der Druck der Albigenser wird mich vielleicht veranlassen, nach einem Ausflug in eine Seegegend wieder hierherzusitzen, wenigstens auf drei Wochen. Doch das ist alles noch unbestimmt. Ich will den Stunden ihre Launen lassen und am Ende auch mir selber.

Leben Sie wohl, liebe Freundin,

Ihr Niembsch.

Grüße an Max und Kinder.

259. Stuttgart, den 7. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Könnte ich Ihnen doch die schöne weiße Rose geben, die vor mir im Glase steht! Schon seit Jahren hab' ich Ihnen

keine blühende Rose, überhaupt keine Frühlingsblume reichen können. Schon seit Jahren hab' ich meine Heimat nicht blühen sehen. Der Frühling spricht zwar keinen Dialekt, doch dünkt er mir daheim am schönsten und völlig beglückend nur dann, wenn ich in seinen lieblichen Chören meine liebsten Stimmen nicht vermisse.

Meine Gesundheit ist jetzt zwar nicht pathologisch schulgerecht gestört, doch ein Hängenlassen der Flügel, eine Windstille der Gedanken läßt mich still und mißmutig dasitzen und der Zeit und meinen Geschäften verdoppelte Flügel und die Natur des eilenden Sturms wünschen. Die letztern bewegen sich seit meinem Alarmieren der Druckerei zwar schneller, doch für meine nauseose Ungeduld noch lange nicht schnell genug. In 14 Tagen werden endlich die Gedichte und Savonarola fertig, wenigstens gesetzt, sein. Die arme Emilie, mit einer bereits bedenklich gewordenen Anlage zur Brustwassersucht behaftet, ist von den Ärzten in ein Schwarzwälderbad gesprochen worden, nämlich nach Lichtenthal bei Baden. Die Gegend ist schön und die Aufforderung, meiner treuen und leidenden Freundin durch meine Gegenwart einige Erheiterung zu gewähren, so dringend, daß ich mich entschlossen habe, auf drei Wochen auch nach Lichtenthal zu gehen. Vielleicht kann ich die Buchhandlung vermögen, mir die Korrekturen der Albigenser bereits dahin nachfolgen zu lassen. Ihr lieber Geburtstag schwebt als der frohe Tag des Wiedersehens vor meinen Hoffnungen.

Leben Sie wohl, mit den Ihrigen herzlich gegrüßt.

Niembsch.

260. Stuttgart, den 14. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Der Aufenthalt hier wird mir geradezu unerträglich. Es ist heiß und dumpf, daß man nicht schlafen, nicht essen, kaum atmen kann. Nun bin ich aber mit meinen Gedichten und mit Savonarola fertig. Heute abend les' ich den letzten Bogen. Sobald ich meine Geldsache mit Cotta im reinen habe, reise

ich ab; d. h. in zwei, längstens drei Tagen. Wohin ich gehe, weiß ich nicht; nur hinaus, hinaus!

Emilie wird in Begleitung ihres Manns und ihrer Schwester Charlotte in 14 Tagen nach Lichtenthal gehn, wohin ich mich dann auch begeben werde. Ich bin unwohl. Schreiben Sie mir nicht mehr nach Stuttgart, weil Reinbecks noch früher von da abreisen könnten. Am Tage meines Abgangs von hier, schreib' ich Ihnen, wohin er gerichtet sein wird.

Leben Sie wohl.

Ihr Niembsch.

Grüße an Max und Kinder!

261. Stuttgart, den 20. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Wie mir hier alles langsamer vonstatten ging, als ich erwartet hatte, so währte es auch mit der letzten Erledigung meiner geldlichen Angelegenheit über meine Erwartung hinaus. Jetzt endlich ist alles in Ordnung, und ich kann Stuttgart verlassen. Morgen reise ich nach Lichtenthal bei Baden, wo ich bis zum 15. Juli zu bleiben gedenke. Sie schreiben mir, ich solle nicht an Ihrem Geburtstage kommen; ich will, diesem Verbote folgend, nicht an Ihrem, sondern an meinem Geburtstag kommen. Das dürfen Sie mir nicht verwehren. In betreff der Albigenser hab' ich die Anstalt getroffen, daß mir die Korrekturen in Portionen von etwa sechs Bogen auf zweimal nachgeschickt werden. So nachdrucklos und träge auch meine Geschäfte hier anfangs gingen, so rasch und fördersam gingen sie in letzterer Zeit. Wir haben über 60 Bogen gedruckt in zwei Monaten. Ein jeder Wiener Buchhändler mag Ihnen sagen, ob das nicht aller Ehren wert? Meine Miniaturgedichtausgabe wird, wenn sie gebunden und goldberändert ist, sehr hübsch sein. Beide Bändchen sind zu gleichem Umfang angewachsen, und ich habe, die Auflage kastigierend, mehrere, namentlich polemische Gedichte mit der Jäthacke ausgemerzt, über andere aber eine sorgfältige Feile wandeln lassen, so daß

das Buch quantitativ reicher und an Gehalt und Formtucht wirklich besser geworden ist. Schreiben Sie mir recht bald nach Baden-Baden poste restante. Den schönsten Baum der Gegend will ich mir aussuchen, um Ihre lieben Zeilen darunter zu lesen.

Fürs erste muß ich mir jetzt den Don Juan vom Halse schaffen, um dann mit ungeteiltem Eifer an einen solidern Helden zu gehen. Wer ist dieser? — Nun es ist der solideste Held von allen Helden, die je gelebt haben auf Erden; der größte wie der unglücklichste. Zudem ist mein Stoff unserer Zeit und all ihrem gierigen Notgeschrei so ferne, daß mein Gedicht, wenn meine Kraft nicht darunter zusammenbricht, zwar der Vorteile momentaner Anklänge entbehren, dafür aber durch eine ideale Abgeschiedenheit und absolute Selbstbegründung die höhere Ehre eines wahren Kunstwerks ansprechen soll. Viel versprochen ist hier allerdings; doch es sind Kräfte da, und meine Sohlen sind noch nicht auf den höchsten Stein getreten.

Emiliens Zustand wird leider mit jedem Tag besorglicher. Die gute Seele hat es redlich um mich verdient, daß ich ihr ihre wenigen, vielleicht letzten erquickenden Tage im Schwarzwalde durch meine Gegenwart noch annehmlicher mache. Nicht als ob ich der letztern an sich solche Eigenschaft zuschriebe; doch für Emiliens Freundschaft ist mein Umgang von großem Werte.

Leben Sie wohl, teure Sophie, und schreiben Sie bald

Ihrem Niembsch.

Schönste Grüße an Max und Kinder.

262. Baden, 27. Juni 1844.

Liebe Sophie!

Gestern bin ich hier angekommen. Baden und Lichtenthal sind sehr schön und, wie es scheint, meiner Gesundheit sehr zuträglich, denn kaum daß ich hier angekommen war, so stellte sich auch schon mein Appetit, der Flüchtling von Stuttgart,

mit voller Anhänglichkeit wieder ein. Die alten Griechen hatten recht, den dodonäischen Zeus, den durch die Eichenwipfel rauschenden Gott der Lüfte, so hoch zu ehren. Ich fühle es deutlich, wie er mir hier Leib und Seele erfrischend durchströmt. Baden als Badeort hat übrigens wenig Reiz für mich. Als ich am Spieltische stand und zusah, wie die Goldmünzen hin und her rollten, wollte mich wieder der alte Spielteufel verlocken, doch mir fielen Ihre Worte ein: „Niembsch, spielen Sie nicht, denn der Zufall ist Ihr Feind." Da war die Lust plötzlich in Abscheu verwandelt, und das ganze Treiben an der grünen Tafel erschien mir als tiefe Gemeinheit. Ich bin für immer geheilt von diesem Unsinn. Von Bekannten traf ich hier Auerbach, die treue unerschütterliche freundliche Seele. Daß mir, wie ich ihm sagen mußte, seine Dorfgeschichten nicht gefallen, hat nicht die geringste Störung in seine Neigung gebracht. Außer ihm fand ich noch den hierwohnenden Lewald, von dem ich mit großer Freude empfangen wurde. Auch Panofka aus Paris ist hier und spielte mir bereits auf seinem trefflichen Straduarius mit großer Meisterschaft. Die Reinbeckschen sind auch da. Trotz aller dieser Annehmlichkeit werde ich doch schwerlich bis zum 15. Juli bleiben. Man sollte, wenn man von seinen liebsten Freunden getrennt ist, keinen Sonnenuntergang ansehen. Als ich neulich auf einer Höhe bei Heidelberg mich in dieses Schauspiel vertiefte, ergriff mich im Augenblicke des Verschwindens ein wunderbar tiefes Gefühl von der Schmerzlichkeit solcher Trennungen und von der Unersetzlichkeit eines Tages, der wieder dahin ist, ohne daß man sich gesehen. Diesen Brief schreib' ich in Baden auf Auerbachs Zimmer. Leben Sie wohl, teure Sophie! Grüßen Sie herzlich Freund Max und Ihre Kinder. Diesmal hoff' ich auch für Max von meiner Reise etwas mitzubringen. Mir ist etwas zum Geschenke versprochen, womit ich ihm eine Freude zu machen gedenke.

263. (Baden, den 7. Juli 1844?)

Liebe Sophie!

Ich wohne in Baden. Das Zimmer, welches mir der Wirt in Lichtenthal gegeben, war äußerst unruhig und nach Ölfarben stinkend; auch wäre mir der bleibende Aufenthalt in Lichtenthal bei dem beständigen Regenwetter und bei dem etwas säuerlich mürrischen Wesen, das meine Freundinnen Emilie und Charlotte zum übeln Wetter hinzufügen, nachgerade lästig geworden. Hier bewohne ich zwei freundliche, ruhige Zimmer für ein mäßiges Mietgeld, werde mit gutem Kaffee bedient und bin mehr mein eigener Herr in jeder Beziehung. Baden hat bis jetzt nicht die gehoffte Wirkung auf meine Gesundheit geäußert. Seit acht Tagen leide ich an beständigem Kopfschmerz, an Appetitlosigkeit und kurzem unerquickenden Schlaf. Da geht es denn mit Arbeiten gar nicht, und ich suche mich durch Gesellschaft zu zerstreuen. Panofka, ein bedeutender Virtuose aus Paris, wohnt meinem Hause so nahe, daß ich ihm öfters in Kappe und Schlafrock (man ist hier gottlob ungeniert) einen Morgenbesuch mache, um ihn geigen zu hören. Ich hab' ihm auch vorgespielt, und er lobte mich als einen guten Geiger mit der Bemerkung, daß er nicht bald einen Amateur gefunden hätte mit einer so guten Stellung und Bogenführung. Auch meiner linken Hand ließ er Gerechtigkeit widerfahren.

Ferner ist Lewald als mein Tischnachbar meine Gesellschaft und sucht mich mit Wiener Anekdoten zu unterhalten. Er sitzt mir zur Rechten; links hab' ich einen Dr. medicinae namens Fränkel. Er ist Magnetiseur. Zweimal versuchte er seine Kunst gegen meinen verwünschten Kopfschmerz, doch vergebens. Von sonstigen Notabilitäten werden Mundt, Herwegh und König, der Romanschreiber, hier erwartet. Auerbach ist von einem kleinen Ausfluge nach Basel, wo das große Schießen war, zurückgekehrt und hat mir erzählt, Herwegh hätte ihm gesagt, wenn er glaube, daß mich ein Gruß von ihm freuen würde, so möchte er mir seinen herzlichen Gruß bringen. Er soll sich

(Herwegh) bereits auf den Gipfel des leidenschaftlichsten Kommunismus hinaufgeärgert haben und unbedingte Auflösung aller Verhältnisse prätendieren.

Wenn sich's mit meiner Gesundheit nicht bessert, so geh' ich noch in ein Seebad. Ich halte mich wirklich für ruiniert. Ihre Sorgen um den Urwald sind vielleicht zu rechter Zeit eingetroffen. Wer weiß, ob ich noch imstand sein werde, etwas Tüchtiges zu schreiben. Es geht mit beschleunigter Geschwindigkeit holpernd und stürzend talab.

Leben Sie wohl, liebe Sophie! Grüße an Max und Kinder.

Ihr Niembsch.

Schreiben Sie mir Ihren nächsten Brief nach Heidelberg, poste restante.

264. Baden-Baden, den 15. Juli 1844.

Liebe Sophie!

Ich bin in den letzten Tagen von hier entfernt, auf einer Reise durch den ganzen Schwarzwald gewesen, darum hab' ich nicht an Sie geschrieben. Doch hab' ich auf dieser Reise Ihrer und Ihres Hauses nicht vergessen, denn als ich, durch das Kinzigtal fahrend, nach Haslach kam, erinnerte ich mich, daß mein verstorbener Freund Fritz Kleyle ein Haslacher, und daß an diesem Orte noch jemand von Eurer Verwandtschaft zu finden sei. Ich erkundigte mich bei der Wirtin um den Posthalter Kleyle, der mir nach einer Äußerung Fritzens noch als Bruder Ihres Vaters im Gedächtnis war. Die freundliche Frau führte mich sogleich über die Straße in ein kleines einstöckiges, aus Stein und Holzgebälk gebautes Häuschen, und über eine schmale hölzerne Wendeltreppe gelangte ich an die Türe des Postbureaus, vor welcher eine große alte lederne Brieftasche auf dem Boden lag. Ich klopfte an, und eine Stimme, in der ich die Ihres Vaters zu hören glaubte, rief herein. Es erhob sich vom Stuhl, aus einer langen Pfeife schmauchend, ein alter Herr, in dem ich sogleich den Bruder Ihres Vaters erkannte. Ich entschuldigte mein unvermitteltes und durch kein Geschäft motiviertes Eintreten und machte da-

gegen geltend, daß ich seine Verwandten in Wien genau kenne und das Glück habe, ihnen befreundet zu sein, worüber er in lebhafte Freude geriet. Er gleicht Ihrem Vater außerordentlich. Dieselbe Haltung des nur etwas längern Leibes, dieselben Haare, Gesichtszüge und Mienenspiel, ja, mir schien, als fehlten ihm grade auch dieselben Zähne. Meine guten Nachrichten über Euch alle erregten ihm große Freude, doch hielt er dabei einen schmalen Papierstreifen in die Höhe und sagte mit wehmütigem Kopfschütteln: „Sehn Sie! größer ist das Format der seltenen Briefe nie, die mir mein lieber Bruder aus Wien schreibt; und doch möchte ich gerne so oft und so ausführlich wie möglich Nachrichten von ihm und den Seinigen haben." Darauf rief er seine Schwester herein. Eine alte, schon etwas gekrümmte Dame mit scharfgeschnittenen Gesichtszügen und lebhaften Augen. Sie gab mir sehr treuherzig die Hand und bat mich, ihrem Bruder einen herzlichen Gruß und zugleich Verweis zu bringen, daß weder er nach Haslach komme, noch bis jetzt irgend eins seiner Kinder herausgeschickt hätte. Der Posthalter bat mich um meine Adresse nach Baden und um die Gefälligkeit, eine Abbildung von Haslach, die er mir dorthin senden wolle, an seinen Bruder nach Wien mitnehmen zu wollen. Ich schrieb ihm meine Badener Wohnung auf, und unter den freudigsten und herzlichsten Begrüßungen (nachdem mir noch des Posthalters Tochter [ledige] Amalie vorgestellt worden war) verließ ich die guten Menschen. Leider konnte ich nicht länger bleiben, denn ich war auf einer gemeinsamen Reise mit Dr. Fränkel nach Rippoldsau begriffen. Die beiden Alten, die von mir augenblicklich liebgewonnen, gaben mir ihre Begleitung bis über die Straße, und die vortreffliche Kleyleschwester „Fränz" (Franziska) hängte sich ganz traulich in meinen ihr gebotenen Arm. Sie sagte mir auch, wie gerne sie, wenn es nur um einen Tag später wäre, mit mir nach Rippoldsau fahren möchte, um nur länger mit mir über Euch alle sprechen zu können. So grünt für Euch in jenen Wäldern, frisch und immergrün wie die Tannen des Schwarzwalds, die



Marie Behrends.

Nach einer Bleistiftzeichnung von Moritz von Schwind 1845.

Liebe, und mir macht es große Freude, Euch hiemit davon ein Zeichen senden zu können. Der Schwarzwald ist überaus herrlich. Durch die wechselnden Krümmungen der Täler macht auch die Schönheit immer neue Wendungen, so daß man in einem ununterbrochenen Strome von herrlichen Waldszenen dahinfährt. Die Reise hat mich wunderbar gestärkt. Alle meine Leiden sind geheilt und meine Kräfte wie neugeboren. Morgen reise ich nach Heidelberg, wo ich einen Brief von Ihnen zu finden hoffe. Ihren nächsten Brief erbitte ich mir nach Stuttgart poste restante. Zum 13. August komm' ich nach Wien und eigentlich nach Lainz. Doch werde ich diesen Herbst aus mehrern zum Teil sehr gewichtigen Gründen wohl noch einmal herausreisen müssen. Die Albigenser sind noch nicht angefangen.

Leben Sie wohl, liebe Sophie.

Ihr Niembsch.

Grüße an Max und Kinder, Eltern und Geschwister.

265. Baden-Baden, den 27. Juli 1844.

Liebe Sophie!

Unterdessen bin ich in Frankfurt gewesen. Von meinem dortigen Leben werd' ich Ihnen mündlich erzählen, wenn ich nach Lainz komme, was bis zum 13. August unfehlbar geschehen wird.

Der Tod Alexanders hat mich sehr betrübt. Er war mir wie kaum ein zweiter von meinen Freunden in großer Liebe ergeben. Eben ging ich eines Abends nach Lichtenthal hinüber, als mich unterweges ein alter Bekannter aus Stuttgart antrat und mir sagte: diese Nacht starb Alexander im Wildbad. Das Schicksal scheint unter meinen Freunden aufräumen zu wollen, damit ich im Alter recht wie ein Hund verlassen und vergessen umkomme. Von Alexanders Frau verlautet nichts, als daß sie in Florenz kaum noch lebt, so sei sie durch ihren schlechten Wandel erschöpft und zerrüttet. Gestern sagte die religiös-sentimentale Frau v. Sukow: es bange ihr vor dem bevor-

stehenden Tod der Gräfin Helene, denn nun werde der arme Alexander gewiß im andern Leben von ihr verfolgt werden und auch dort keine Ruhe finden. — Ich wünsche dem Alexander lieber, daß ihn mit Leib und Seel die Würmer fressen, als daß er mit dem Scheusal wieder zusammentreffe. Doch damit hat es ja gute Wege! —

Leben Sie wohl, liebe Sophie!

Ihr Niembsch.

Max und Kinder grüß' ich.

Aus Maxens Notizen.

266. 20. September 1844.

Niembsch: „Wenn Du auch nichts anderes hättest, so wärst Du glücklich, einen solchen Knaben zu besitzen wie Artur. Heute abends brach er plötzlich in einen Strom bitterer Tränen aus — weil er sterben müsse. Die Idee des Todes überwältigte ihn jetzt schon. Als ich ein Knabe von sechs Jahren war, pflegte ich halbe Tage lang darüber zu weinen, daß ich sterben müsse. Er wird ein großer Mann werden." — Amen!

*

Niembsch: Ich sah Gutzkow in Baden-Baden. Sein jaktantes, renommierendes Wesen war mir zuwider, und ich machte mir durchaus nichts mit ihm zu schaffen.

Im Gespräche vor dem Kurhause machte er einmal einen Witz. Wenn die Damen, sagte er, Zigarren rauchen, so ist mehr Koketterie als Tabak dabei. Er brachte aber den Witz mit solcher Geläufigkeit vor, daß man ihm anmerkte, er habe ihn schon mehr als einmal gemacht.

*

Niembsch: Es gibt Menschen, welche einen gerne mit ihrer Seelengeschichte vertraut machen. Aber ich mag derlei Geheimnisse nicht wissen. Sie gleichen wichtigen Paketen, die einem anvertraut werden, und auf die man immer acht haben muß, daß man sie nicht verliere.

*

Niembsch: Die Heiligachtung der Naturgesetze, der Respekt vor ihnen ist die wahre Religion. Je weniger ich auf ein Leben nach dem Tode halte, desto gewisser muß ich fordern, daß man in diesem Leben den höchstmöglichen Grad von Vollkommenheit erreicht.

*

Niembsch: Nicht die Despotie ist das größte Hindernis der Poesie, denn sie regt auf und in der Zornesaufwallung kann man gute Gedanken haben, aber das Philisterium und seine Pedanterie ist es, was die Poesie nicht aufkommen läßt, daher Wien ein so guter und Norddeutschland ein so schlechter Aufenthalt für den Dichter.

---

267. Linz, den 17. September 1844.

Liebe Sophie!

O wie ärgert mich diese schlechte Wirtshaustinte, die mir Ihren lieben Namen so blaß hinschreibt. Ich muß eben nehmen, was ich habe, weil ich die erste Stunde meiner Rast zu meinem ersten Briefe an Sie benützen will.

Auf der Reise bisher ist es mir mitunter seltsam ergangen. Der erste Tag gab gutes Wetter, und die Reisegesellschaft hielt sich den größten Teil des Tags fast sämtlich oben auf dem Verdeck, was mir die Kajüte zu einer willkommenen einsamen Klause werden ließ. Des Vormittags einige Stunden brachte auch ich auf dem Verdeck zu, und nie war mir eine Stromfahrt so bedeutsam und ergreifend erschienen wie diese. Wenn man von was recht Liebem geschieden ist und um das Verlorne trauert, so ist es gut in einen Strom zu schauen, wo alles wogt, rauscht und schwindet, wie das Beste des Lebens. Diese Wehmut hätte sich mir zu bitterer Qual gesteigert, wäre mir nicht mit den Wellen auch der Gedanke zugeschwommen, daß ich ja selbst bald auch so verrauschen werde und vergehen. — Als es aber Abend ward, ging ich hinab in die Kajüte und lag ganz mutterseelenallein und ungestört in jener Abendstimmung, die mich

manchmal in Lainz überfallen. Ich danke für die drei Sacktücher, die Sie mir auf die Reise mitgegeben.

Ihre Worte in der letzten Stunde, liebe Sophie: „Mir ist, als sollt' ich Sie nie wieder sehen", klingen mir schmerzlich und drohend nach, und seltsam fügte sich's, daß diese Worte am zweiten Tag meiner Reise sehr leicht hätten wahr werden können. Gestern nämlich mußte unser Schiff Nebels wegen einige Morgenstunden verlieren und hatte darüber die Zeit versäumt, in der es durch den Strudel passieren sollte. Zu spät kamen wir an das schön gelegene Örtchen Nikolai (das ein junger russischer Graf während des Beiliegens schnell in seine Reisemappe trug) und mußten dort anlegen und bleiben, bis die erwarteten stromab fahrenden Schiffe vorbeigezogen sein würden. Über vier Stunden harrten wir, des armen Nikolai und aller seiner Schönheiten fast müde, ohne mehr als eines jener Schiffe zu erblicken. Da erklärte der Strandinspektor um ein Uhr mittags, daß wir nunmehr fahren dürften. Zufälligerweise hatte aber diesmal der dazu aufgestellte Strandwächter in einem Weinrausche die Sperrfahne oberhalb des Strudels, das Signal für die talfahrenden Schiffe, stillzustehn und die Vorüberkunft des Dampfschiffs abzuwarten, nicht aufgesteckt, und wir fuhren dem Strudel zu. Als wir links um die Felsenecke bogen, wo der Strom ebenso reißend als sein Bett enge wird, kamen uns zwei mit Granitsteinen schwerbelastete aneinandergebundene Schiffe entgegen, die, das wehrende Zeichen an der bekannten Stelle nicht findend, bona fide in die Talenge eingefahren waren. Unsere Steuerleute wurden beim Anblick dieser Begegnung von Schreck ergriffen: „Jesus, Maria, kommt da ein Schiff daher"; doch hielten sie rüstig und gewandt unser Schiff nach dem linken Ufer hin, während unsere Gegenfahrer, ebenfalls höchst besorgt, aus allen Kräften arbeiteten, um ihre Fahrzeuge dem rechten Ufer (wohin die Strömung ihren Abfall hatte) so nahe und uns so ferne wie möglich hinzusteuern. Die feierliche Stille des nahen Todes herrschte einige Augenblicke hüben und drüben, denn an einem Haare hing es, so wären wir zusammengestoßen und nach der

Aussage unserer Anführer unrettbar alles versunken. Kaum zwei Zoll voneinander entfernt fuhren die verderblichen Wanderer sich vorüber. Der Kapitän, als die fatale Begegnung überstanden war, gratulierte uns zur glücklich abgelaufenen Gefahr. Die verlornen Fahrstunden ließen uns erst gegen zehn Uhr abends (gestern) in die Nähe von Linz gelangen. Die Nacht war sehr finster; plötzlich scharrezte (nach der Schiffersprache) das Schiff, und wir fuhren auf. Wir saßen fest auf einer weidlichen Sandbank. Eine große Schar reisender Schiffsknechte, die sich an Bord befanden, wurden zu Hilfe genommen, und man arbeitete von zehn Uhr abends bis sieben Uhr früh, bis das Schiff wieder flott wurde. Ich legte mich anfangs in der Kajüte hin und dachte über mein Schicksal nach. Sans comparaison. Doch um zwölf Uhr wurde mir das Lärmen zu toll, ich stand auf und mischte mich unter die Schiffsleute und machte durch zwei Stunden ihre Arbeiten mit, mit unglaublicher Anstrengung und Ausdauer. Das Zerren am Schiffstau, um das Schiff zu lüften und zu schieben, auf Kommando und taktmäßig verrichtet, ist in der Tat eine enorme Anstrengung. Von (Zeit) zu Zeit rief der Anführer sein durchdringendes „Zarrt's an!“, dann wurde immer mit verdoppelter Wut gekeucht und gezerrt, und das Schiff zitterte vom Aufstampfen der eisenbeschlagenen gewaltigen Füße. Die Szene hatte in der finstern und stürmischen Nacht, beleuchtet nur von der schlechten Schiffslaterne, etwas Großartiges. Mir war diese Diversion sehr wohltätig, denn der Seele tut es wohl, wenn sie einmal ihre Bewegung an den Leib abgeben kann. Nach zweistündiger Arbeit, wie ich sie nie getan hatte, und wie ich mich derselben gar nicht fähig geglaubt hätte, legte ich mich nieder und schlief trotz dem fortgesetzten ununterbrochenen Getös einen herrlichen Schlaf. Um sieben Uhr morgens wurden wir endlich flott und fuhren nach Linz, wo ich im Gasthof zum Erzherzog Karl einen Tag bleibe und ausruhe. Morgen mittags ein Uhr reise ich mit dem Eilwagen nach Salzburg. Ich würde lieber über Regensburg reisen, allein die Wasserfahrt hat meiner Geige

wehgetan, wie ich aus ihrer gestörten Stimme wahrnehme; auch ist das Holz ganz naß anzufühlen. — Gestern bemerkte ich eine Frau auf dem Schiffe, die einzige, die mir bis jetzt vorgekommen, die Ihnen ähnlich sieht, ähnlich an Gesicht und Gestalt, auch im Alter. Ich hatte eine große Freude darüber. Begierig, auch ihre Stimme zu hören, sprach ich sie an; doch hier hörte die Ähnlichkeit auf, denn die Stimme ist das Allerpersönlichste. Sie ist die Frau eines Kriegskommissärs und auf einer Reise nach Verona begriffen. Die Ähnlichkeit der Frau mit Ihnen, und daß sie mir auf dem Schiffe begegnete, dünkte mir eine jener seltenen sinnreichen Einrichtungen des Geschicks, die uns im rechten Momente wahrhaft beglücken können; es war mir wie eine angenehm überraschende Veranstaltung unsichtbarer Mächte, daß mir das Licht Ihrer lieben Erscheinung, teure Sophie, nicht plötzlich entschwunden sein, sondern mich in einem schwachen Nachglanze noch einmal freundlich begrüßen sollte. Leben Sie wohl, bis wir uns wiedersehen. Wahren Sie Ihre Gesundheit.

Grüßen Sie Max und Kinder! Gott segne Sie, wie Sie mein Herz segnet.

Ihr Niembsch.

268. München, den 19. September 1844.

Liebe Sophie!

Gestern abend um 11 Uhr herum bin ich hier angekommen, unwohl und leidend. Ein heftiger Kopfschmerz und große Müdigkeit waren die Folge der von Linz an unausgesetzten Reise im Eilwagen bei schlechtem Wetter und der abmüdenden Gedanken an meine Zukunft. Diese ist nicht ohne Besorglichkeit. Wenn, wie es scheint, meine Gesundheit nachläßt und die poetische Produktion versiegt, so kann es noch recht schlimm gehn. Ich muß mit Cotta wegen des bewußten Punkts ernstlich sprechen. Ich bin hier wieder in der blauen Traube abgetreten. Beim Schlafengehen machte die Lainzer Abendstimmung einen Besuch. Sehr bedarf ich jetzt der Ruhe. Durch das angelegentliche

praktische Trachten der letztern Zeit, das ich meiner Natur beständig gewaltsam abnötigen mußte, fühl' ich mich im Innersten erschöpft und verletzt. Mir ist, als sei ich unter den Pöbel geraten. Mein Genius, der bisher so frei gelebt, wird mißmutig und fragt mich, ob ich ihn als Knecht verdingen wolle?

Liebe Sophie! es naht Ihr Geburtstag. Ich möchte in einer bessern Stimmung sein, um von diesem Tag mit Ihnen zu sprechen. Mir ist er ein geheiligter Tag, er wäre mir mein liebster Todestag. Mir schwebt ein Gedicht vor auf diesen lieben Tag.

Heute nachmittags 3 Uhr geh' ich von hier nach Augsburg und um 7 Uhr abends mit dem Eilwagen von dort nach Stuttgart, wo ich morgen mittags eintreffen werde. Schreiben Sie mir recht bald dahin, liebe Sophie! Mein nächtlicher Schweiß hat sich wieder eingestellt. Ich bin wirklich unwohl. Ein starker Schnupfen und ein Husten sind auch dabei. Die Leiden sind gesellig, wie die Raben, sie kommen in schwarzen Scharen, vielleicht fliegen sie auch wieder zusammen fort.

Heute kann ich nicht mehr schreiben. Mir saust der Kopf, und alle Gedanken fallen mir auseinander. Es wird schon besser werden. Bin ich erst wieder gesund, so kommt der Mut wieder. Ich werde Ihren Geburtstag feiern und mit Gott selbst in Gedanken anstoßen auf Ihr Wohl und die gute Hoffnung, daß Sie mich lieb behalten.

Grüßen Sie Max und Kinder.

Ihr Niembsch.

269. Stuttgart, den 24. September 1844.

Liebe Sophie!

Heute früh hab' ich Ihren Brief, den sehnlich erwarteten, erhalten. Er kam wie eine himmlische Erquickung in mein Herz. Zitternd und weinend las ich ihn durch, wieder und wieder, und jedes seiner Worte senkte sich hinab in den letzten Abgrund meiner Seele, dort wird es bleiben, solange überhaupt etwas in ihr und von ihr bleibt. Ich weiß meinen Besitz im ganzen unermeßlichen Umfang zu schätzen. In Ihnen, teure Sophie,

hab' ich die Höhe der Menschheit erkannt und erfaßt, in Ihrem Umgange atme ich den reinsten lebendigsten Äther des Geistes, und ich stehe an Ihrer großen Seele als an einem tiefen Meere und lausche dem Rauschen seines Wellenschlags, und er weckt in mir das Tiefste und Schönste, dessen ich fähig bin. Es ist keine Redensart, wenn ich Ihnen sagte, daß Sie meine Muse sind. Sie sollen es auch bleiben. Fürchten Sie nicht das Undenkbare, daß ein inniger Zusammenhang mit Ihnen aufhören könnte meinem Geiste und meinem Herzen unentbehrlich zu sein. Ich wiederhole Ihnen feierlich meine letzten Worte, die ich beim Abschied gesprochen.

Meine Gemütsstimmung ist übel und meine Gesundheit nicht viel besser. Den 21. bin ich hier angekommen. Tags darauf ging ich zu Cotta, traf ihn und eröffnete ihm mein Anliegen, kurz, klar und bestimmt. Ich sagte ihm, daß ich zur Eröffnung und anständigen Fortführung meines Hausstandes entweder einer sogleich beginnenden Verzinsung meines Kapitals oder einer sofortigen gänzlichen Auszahlung desselben bedürfte; auch hätte ich nur im Drang des Augenblicks und in der Eiligkeit des Vertrags zu Dotternhausen versäumt, auf dem einen oder dem andern zu bestehen. Er sagte mir meine Forderung jedoch nicht zu, indem er sich auf seinen Agenten und Mitinteressenten Herrn Roth berief, ohne dessen Zustimmung er mir nicht willfahren könne, der aber jetzt nach Italien verreist sei. Ich sehe mich dadurch in Verlegenheit gesetzt. Ich werde noch einige Tage hier zuwarten, ob Cotta sich nicht doch dazu entschließt. Was ich im Fall beharrlicher Weigerung tun werde, ist mir noch nicht klar; das Wahrscheinlichste ist die Abtretung der ganzen Forderung an einen Wechsler, wenn es unter annehmbaren Bedingungen geschehen kann; wo nicht, die Vertagung meiner Heirat. Die letztere wird in einem gewissen Maße jedenfalls stattfinden müssen, da ich fest entschlossen bin, früher den Schritt zu tun, um den Sie bereits wissen. Von Frankfurt hab' ich hier nichts vorgefunden als einen Brief meiner Braut, der mir jedoch durchaus nichts Tatsächliches zur Kenntnis bringt.

Mein Appetit, um den Sie fragen, ist schlecht; meine nächtlichen Schweiße wollen mich noch immer nicht verlassen, und der von heute nacht war so stark, daß ich aufstehen und Wäsche wechseln mußte, etwa um 1 Uhr nachts. Die Lainzer Abendstimmung pflegt auch wiederzukommen. Die Besorgnisse für die Zukunft und hundert Ungewißheiten beunruhigen und verstören mein Gemüt. Ich habe viel durchzumachen. Das kleine braune Etui kann ich nicht öffnen, ohne daß mir Tränen aus den Augen stürzen; und doch tu' ich's so gern und oft. Leben Sie wohl, liebe, teure Sophie! Ihr Brief hat mich auf das schmerzlichste, aber auch auf das beglückendste erschüttert.

Leben Sie wohl, morgen ist Ihr Geburtstag! Ich will mit dem Ewigen anstoßen, daß er uns zurufe: „Ihr sollt leben und Euch nie verlassen!"

Ihr Niembsch.

270. Stuttgart, den 28. September 1844.

Liebe Sophie!

Noch immer bin ich in Stuttgart und werde noch 14 Tage hier bleiben. Die neue Modalität meines Vertrags, nach welcher die Buchhandlung mir mein Kapital verzinsen soll, ist von mir bei Cotta ernstlich und nachdrücklich in Antrag gebracht, aber noch nicht bewilligt worden. Cotta verwies mich auf die Zurückkunft des Herrn Roth, seines Hauptgeschäftsführers und des Vertreters der bei der Buchhandlung mitinteressierten Schwester Cottas, ohne dessen Zustimmung mein Vorschlag nicht angenommen werden könne. Roth wird aus Italien zurückerwartet. Ich habe die betreffende Stelle Ihres lieben Briefes, für den ich Ihnen tausendmal Hand und Herz küsse, oft und sehr aufmerksam gelesen. Sie haben vollkommen recht, daß ich in Nahrungssorgen mich nicht stürzen dürfe, möge die Welt dazu sagen, was sie wolle. Schon der Vorgeschmack der praktischen Umtriebe und Sorgen hat mich so innerlich verletzt und gedrückt, daß mir vor einer ungesicherten Zukunft wahrhaft schaudert.

Stellen Sie sich vor, liebe Sophie, was ich heute vernommen

habe. Ein Reisender hat folgende Geschichte hier erzählt und in Umlauf gesetzt. Im Eilwagen sei er mit einem Herrn zusammengetroffen, der ihm erzählte, er sei diesen Sommer in Karlsbad gewesen, und dort sei in Gesellschaft das Zeitungsblatt, das meine Verlobung angekündigt, gelesen worden. Eine Dame geriet darüber in die größte Erbitterung und sprach von einem Verhältnisse, das ich in Wien hätte, und äußerte sich auf das schärfste über die angekündigte Verlobung, und wie daraus nimmermehr ein Segen ersprießen könne; es könne aus dieser Sache überhaupt nichts werden usw. Ich habe nur flüchtige und unbestimmte Umrisse von diesem Auftritte gehört. Doch hat die Geschichte hier bereits um sich gegriffen, und schon wird erzählt, mein Verspruch mit Fräulein B(ehrends) werde zurückgehen. Das schlimmste davon ist, daß dadurch meine Freunde in Frankfurt ihr Vertrauen auf mich wenigstens zum Teil verlieren werden oder schon verloren haben. Übrigens wird auch dieses, wenn es der Fall sein sollte, nie und nimmer einen Einfluß auf die Gestaltung meiner Zukunft in betreff des Wohnorts und der Fortsetzung meines Umgangs mit Ihnen, unaussprechlich teure Freundin! haben können. Indessen hat mich die Geschichte geärgert. Ich vermute, daß jene Frau, die aus Zorn sogar meine Gedichte zerrissen haben soll, niemand anders war als Frau von Walter.

Außer der Verzinsung meines Kapitals werde noch auf einer Vermehrung der Mitgift Mariens bestehen, mich treu und fest an den Text Ihres goldenen Briefes haltend, der mir Gesetz sein soll. Ich bin heute viel zu aufgeregt, als daß ich Ihnen ordentlich schreiben und alles Liebe und Schöne Ihres Briefes würdig beantworten könnte.

Nehmen Sie hier ein kleines Lied, auf meiner Wasserreise entstanden, d. h. konzipiert in der Idee, hier ausgeführt.

Blick in den Strom.

Doch ich will es lieber in meinem nächsten Briefe, der bald kommt, bringen. Das mir teure Lied paßt nicht auf die Klatschgeschichte. — Meine Gesinnung ist gegen Sie, teure Sophie, unwandelbar und durch die tiefsten Leiden verbürgt und

geweiht. Meine Gesundheit leidet fortwährend unter großer Aufregung der Nerven. Ich erwache öfters in der Nacht und muß, ohne mir was Bestimmtes zu denken, von selbst und gleichsam bewußtlos in ein heftiges und anhaltendes Weinen ausbrechen.

Schreiben Sie mir womöglich sogleich, ich werde jedenfalls Ihre Antwort auf diesen Brief noch hier abwarten. Daß Ernsts Fuß noch nicht gut ist, hätt' ich nicht geglaubt. Bei der schnellen Besserung des Anfangs hätt' ich mir die Heilung schneller und ihn schon im Garten herumspringend gedacht.

Tausend Lebewohl! mein Herz ist schwer, mein Auge naß.

Ihr Niembsch.

271. Stuttgart, den 2. Oktober 1844.

Liebe Sophie!

Ihren Geburtstag hab' ich ganz in derselben Stimmung zugebracht wie Sie; es war ein trüber, trüber Tag. Die Zukunft, die uns erwartet, ist allerdings rätselhaft, aber in einem andern Sinne, als Sie meinen. Hier gibt es keine Rätsel mehr. In mir steht es klar und für immer fest. Sie können durch meine Heirat, wenn diese überhaupt noch zustande kommt, nichts verlieren. — Meine Frankfurter scheinen stutzig und verstimmt, wahrscheinlich über ein Geschwätz der Mad. W., die nun auch Stuttgart heimgesucht hat und auch hier wahrscheinlich nicht zu meinem Lobe gesprochen haben wird; ganz zufällig erfuhr ich vorgestern durch Cotta, sie sei drei bis vier Tage hier gewesen und von Baden-Baden gekommen. Wahrscheinlich hat sie auch Frankfurt besucht und dort in ihrer Weise zu wirken gesucht. Ich habe gute Gründe, eine Störung in Frankfurt zu vermuten. Das Gerücht, die ganze Sache werde rückgängig werden, hat sich auch in den Salon der Mad. Stubenrauch dahier begeben, und dorthin kommt der jetzt hier lebende Bruder der Marie Jäger, der Maler Carl Müller. Dieser soll bereits irgendwo geäußert haben, er glaube, daß ich Cousine B(ehrends) so wenig nehmen würde wie Cousine Gmelin (Lotte). Sind alle diese Sachen, wie nicht zu zweifeln, da Müller mit seiner Schwester korrespon-

diert, nach Frankfurt gekommen und ist es vollends Mad. W., so ist dort die Suppe vollgebrockt. Ich habe letzten Freitag, den 27. September an M(arie) geschrieben und sie gebeten, mir sogleich zu antworten. Heute Mittwoch, den 2. Oktober, noch keine Antwort, die ich sonst den Tag nach ihrer Absendung zu erhalten pflegte. Die ganze Sache verwirrt und kraust sich. Ich sehe zu und werde seiner Zeit handeln.

Die Verzinsungsangelegenheit hängt noch immer. Roth ist noch nicht zurück. Cotta selbst scheint sich doch dazu bequemen zu wollen. Das würdeaber noch lange nicht langen. Nach einer Einsicht in die Reinbeckschen Wirtschaftsbücher hab' ich mich überzeugt, daß ich selbst in Stuttgart mit weniger als 2500 fl. rheinisch nicht bestehen könnte. Wie wenig ich auf meine poetischen Erwerbnisse sicher zählen kann, erseh' ich aus dem bodenlosen Mißmut, in welchen mich schon jetzt eine bloße theoretische Berechnung meines wahrscheinlichen künftigen Elends gestürzt hat. — Meine Gesundheit ist noch immer leidend, doch ganz unbedenklich. Letzten Sonntag, vor vier Tagen, saß ich mit Reinbecks am Frühstück. Da fiel mir plötzlich das ganze Gewicht meiner Lage aufs Herz. Ich sprang auf mit einem Aufschrei des höchsten Zorns und Kummers und im gleichen Augenblick fühlt' ich einen Riß durch mein Gesicht. Ich ging an den Spiegel, sah meinen linken Mundwinkel in die Höhe gezerrt, und die rechte Wange war total starr und gelähmt bis ans Ohr. Erst heute kehrt wieder Leben und ein wenig Beweglichkeit in den erstarrten Teil zurück, zugleich ist ein Ausschlag am Hals hervorgetreten, der zur Heilung führen wird. Meine Nachtschweiße sind noch nicht ganz vorüber, doch viel gelinder.

Nun muß sich's bald in Frankfurt entscheiden. Ich bin auf alles gefaßt. Die dortigen Stimmungen werden mich übrigens nicht davon abschrecken, auf pekuniäre Beihülfen dort ernstlich anzutragen.

Sie haben doch meine Briefe vom 24. und 28. September erhalten? Schreiben Sie mir nicht, bevor Sie noch einen Brief von mir haben. Nach Frankfurt zu schreiben, kann ich Sie noch

nicht bitten, weil ich nicht einmal gewiß bin, ob ich überhaupt dahin gehen werde. Nach Stuttgart sollen Sie mir bis auf weiteres auch nicht schreiben, weil ich Ihre Briefe, die mir jetzt das Liebste auf der Welt sind, den Fährlichkeiten der Nachsendereien nicht aussetzen will, indem ich von meinen nächsten Aufenthalten im Augenblicke durchaus nicht Bestimmtes anzugeben weiß. Übrigens beruhigt und befestigt sich mein Herz immer mehr, und ich hoffe, die Sonne wird auch mir noch scheinen.

Gott mit Ihnen!

Ihr Niembsch.

272. Stuttgart, 4. Oktober 1844.

Liebe Sophie!

In aller Eile vor Postschluß. Mir geht es besser, doch noch gar nicht gut. In Frankfurt steht alles freundlich. Ich merke aus Schellings Reden, daß mich eigentlich der Schlag im Gesicht getroffen hat. Ich werde meine Heirat wohl aufgeben.

Leben Sie wohl, Teure!

Ihr N.

273. Stuttgart, den 5. Oktober 1844.

Liebe Sophie!

Die Worte, die Sie vergessen haben, heißen „fest und ewig". Daß ich Sie jetzt anders anreden soll in meinen Briefen, ist nichts als eine formelle Grille, die Sie sich selbst zurechtweisen mögen. Wozu eine Neuerung? Ich bin immer mißtrauisch, wenn ich einen Brief schreibe.

Heute ist Dr. Schelling wieder bei mir gewesen. Er suchte mir's auszureden, daß meine Gesichtslähmung schlaghaft sei. Er sagte, sie sei bloß eine rheumatische Nervenlähmung, eine Lähmung des nervus facialis. Die Gemütsalteration habe einen bereits vorhandenen, nur noch schlummernden Rheumatismus plötzlich zum Ausbruch gebracht. Besagter Nerv sei davon ergriffen und auf eine Zeit unfähig gemacht worden. Gestern aber ist Porbeck bei mir gewesen, und Reinbeck erzählte ihm in

meiner Gegenwart ganz naiv, daß mein Zustand eine Art Schlag wäre. Mir ist letzteres auch das Wahrscheinlichere denn der Zufall begab sich letzten Sonntag, den 29. September beim Frühstück, am neunten Tag meines Hierseins. Ich hatte in diesen neun Tagen durchaus keine Anzeichen von geschehener Erkältung, noch irgend eine rheumatische Äußerung gehabt. Was nach meiner festen Überzeugung das Übel hervorbrachte, war lediglich ein ungeheuer heftiger Affekt von Zorn, Kummer und Verzweiflung. Ich schrie und fuhr auf, und ich hatte ein dunkles und plötzliches Gefühl über mein Gesicht hinzuckend, und, an den Spiegel tretend, sah ich mich auf der linken Seite des Gesichts verzerrt, auf der rechten war ich lahm und erstarrt bis ans Ohr zurück. Das Auge blieb zwar frei und beweglich, doch hatt' es ein stieres und gläsernes Ansehen. Dieser Zustand dauert mit einer kaum merklichen Minderung, das Auge ist wieder hell und klar, noch heute fort, es ist der siebente Tag. Mein Gefühl auf der rechten Seite ist das einer ganz eigentümlichen, von allen rheumatischen Spannungen ganz verschiedenen Todesschwere. Schelling versichert auf sein Wort, es werde bald wieder gut werden. Wenn das auch der Fall ist, so hab' ich doch mein Teil abgekriegt, und ich weiß ein für allemal, wie ich mit meinen Nerven dran bin. Ist der Zustand auch nur eine rheumatische Nervenlähmung, die doch ohne Affekt gewiß nicht gekommen wäre, so hab' ich auch schon daran genug. Meine Nerven müssen schon weit ruiniert sein, wenn ich bei jeder Gemütsbewegung fürchten muß gelähmt zu werden. Totaler Mangel an Appetit, schlaflose Nächte, Aufwachen und stundenlanges Weinen, Zittern der Glieder, ein schweres dumpfes Hinterhaupt und eine maßlose Traurigkeit und Verzagtheit sind die übrigen Symptome meiner Krankheit. Mir ist vom Arzt die äußerste Ruhe des Gemüts vor allem anbefohlen. Die ist schwer zu finden. Schreiben Sie mir ruhigere Briefe, ich bitte Sie dringend, liebe Sophie! In meiner jetzigen Lage kann ich an ein Heiraten kaum denken. Beinahe bin ich schon entschlossen, es fehlt nur noch sehr wenig, entschieden zurückzutreten. Wenn

ich mir vorstelle, daß ich jetzt bald nach Frankfurt gehn soll, um dort von neuem über tausend notwendige Widerwärtigkeiten, die wie ein Gebirg von Glasscherben vor mir liegen, hinüberzuklettern, so schaudert mir. Meine Zukunft erscheint mir jetzt um so drohender, da ich an meinem Körper stark zweifeln muß und an seiner Ausdauer, die er brauchen würde, um ein anhaltendes, zum Teil erzwungenes Arbeiten und zugleich die Kümmernisse der Seele zu tragen, die mir bevorstehen. Meine Braut hat außer dem bewußten kleinen Kapital gewiß nichts, sonst hätte sie mir's schreiben müssen, da sie aus meinen Briefen wohl weiß, daß ich bange und mich mit Sorgen quäle für die Zukunft. Sie ist und liebt mich sehr ruhig. Trotz meiner Bitte um sofortige Antwort auf meinen Brief, schrieb sie mir erst vier Tage nach Empfang desselben und erregte mir dadurch allerlei peinliche Ungewißheiten, weil ihre Laundlerei eben zusammentraf mit meiner Kenntnisnahme von dem Auftritte in Karlsbad und dem Gerüchte hier. Mad. W. scheint, weil in Frankfurt alles so behaglich geht, nicht dort gewesen oder andern Sinnes geworden zu sein. Die Frage über Apostasie ist vorderhand unpraktisch. Ich habe mit Schwab darüber gesprochen, der sehr erfreut war. Für die Lainzer Abendstimmung bin ich jetzt zu schwach. Nur in der Sehnsucht, Sie wiederzusehen, fühl' ich noch eine gewisse Stärke. — Cotta wird sich geben. Mein Zustand ist für den Augenblick durchaus nicht gefährlich, ich weiß das gewiß. Meine Kräfte werden sich sammeln, und beruhigen werden sich meine armen Nerven. Ich möchte am liebsten sterben, doch wünsch' ich mir's jetzt so müd und schwach, wie man sich gern niederlegt, wenn man recht müd' ist. Schreiben Sie mir sogleich hierher. Ich bleibe wahrscheinlich noch zwölf Tage, vielleicht länger hier.

Beunruhigen Sie sich nicht zu sehr um meinetwegen. Das schlimmste, was geschehen kann, ist, daß ich eine lahme Wange behalte. Schelling aber behauptet meine baldige Herstellung.

Mein erstes Wort nach dem Anfall vom Sonntag, den 29. September, zu Emilie war: „Emilie! mich hat der Nervenschlag

getroffen!" Alle redeten sie mir dieses aus; auch Porbeck und Schelling. Dieser muß es tun, um mich zu beruhigen. Andere Gedanken drängten den Gedanken an den Nervenschlag etwas in den Hintergrund, doch er kam wieder, und Reinbeck verstärkte ihn, indem er sich verschnappte. Er kann's nur von Schelling gehört haben, ausdrücklich oder andeutungsweise. Ein schlechter Ehekandidat bin ich jedenfalls. Gott mit Ihnen!

Grüße an Max und Kinder!

Ihr Niembsch.

Meine Nachtschweiße haben sich gemäßigt, aber noch nicht verloren.

274. Stuttgart, 6. Oktober 1844.

Liebe Sophie!

Es geht heute merklich besser; die rechte Wange wird schon wieder etwas beweglich, und der gefesselte Nerv gewinnt langsam seine Freiheit wieder. Meine Umgebung ist freundlich und liebevoll.

Morgen mehr.

Ihr Niembsch.

Besuche belästigen mich eben, daß ich nicht weiter schreiben kann.

275. Stuttgart, den 6. Oktober 1844.

Liebe Sophie!

Was am vorletzten Sonntag mein erstes Wort gewesen: „Mich hat der Schlag getroffen!" das können nun endlich meine guten Schwaben nicht umhin, mir zuzugeben; nur haben sie noch allerlei mildernde und beschönigende Aushülfen, um mich zu beruhigen. So meint Emilie, es sei eben doch nur so ein Schlägle gewesen, Reinbeck sagt, dieser Schlag sei rein lokal und hätte wenig zu bedeuten, Paul Pfizer, der gestern lange mit innigster Teilnahme bei mir gewesen, behauptete sogar: durch Affekte könne nimmermehr ein Schlag entstehen u. dgl. Ich aber weiß so gut selbst wie Schelling, was ein Schlag ist, und bin des meinigen vollkommen gewiß. Wenn ich nachts

erwache und meine Wange, die kranke, berühre, so faßt mich zwar eine große Wehmut über diesen ersten Versuch des Todes an meinem Leibe; doch gewährt es mir auch ein heimliches melancholisches Vergnügen, mit dem Tode in einen nähern Rapport getreten zu sein. Mein Übel bessert sich nur sehr langsam. Heute bemerkte ich die allmähliche Rückkehr einer gewissen Beweglichkeit in der rechten Wange. Es wird sich gewiß wieder geben. Schlaf und Appetit sind noch immer auf Reisen. Heute nacht hatt' ich Schweiß, doch war ich zu warm zugedeckt. Dieser Artikel verliert sich von selbst. Gemütsruhe wird alles heilen, wenigstens fürs nächste. O Ruhe! wie sehn' ich mich nach dir! Matt bin ich, wie ich's noch nie gewesen, müd' bin ich, als brauchte ich Jahrhunderte, um mich auszuschlafen; so recht von Herzen zerschlagen bin ich, liebste Sophie! Wenn ich gestern schrieb, daß an meinem Entschlusse, entschieden zurückzutreten, nur noch sehr wenig fehle, so ist das so zu verstehen. Ich zweifelte noch, ob ich aus Schonung für M(arie) nicht vorerst bloß einen Aufschub der Hochzeit aussprechen solle und den entschiedenen Rücktritt erst im Frühjahr, nach allmählicher Vorbereitung. In meinem Herzen stand dieser Entschluß im Augenblicke fest, nachdem ich getroffen war; doch hielt mich eine gewisse ritterliche Scheu für meine arme Braut zurück, ihn früher, und selbst gegen Sie, teure Sophie, laut werden zu lassen. Wer mich kennt, wird mich gerecht finden, wird auch anerkennen, daß es jetzt Wahnsinn wäre zu heiraten. Bessere Nerven und eine sanftere Gemütsart krieg' ich nicht mehr in diesem Leben, und würd' ich in meinen beschränkten Umständen heiraten, so würde ich einem Heer von Affekten Türen und Tore öffnen, und mein Verderben wäre gewiß. Dieses alles hab' ich nur für Sie geschrieben; bewahren Sie es getreu, damit der geflügelte Skandal nicht meinen eigenen Maßregeln vorauseile.

Heute erhielt ich ein Schreiben von Frau von Beyer aus der Klause bei Mödling, worin sie mich um definitive Nachricht in betreff des Hausverkaufs drängt. Tun Sie, und tue mir, mein treuer Freund Max, die Liebe, eine Partie nach der Klause

zu machen und in meinem Namen bei Herrn von Beyer anzufragen, was der allerletzte Preis des Hauses sei, ihm auch vorzustellen, daß 10 oder gar 11 000 fl. eine viel zu große Summe wäre; ob er nicht das Haus um zirka 7000 fl. oder etwas weiter geben wolle. Ich möchte auch gerne ganz allein oder jeweilig mit ein paar Freunden in dem Felsenneste liegen und mich ausruhen. Auch bitte ich, mich dem von Beyer und seiner Frau herzlich zu empfehlen und letzterer zu sagen, ich würde ihr bald antworten, sobald ich einigermaßen hergestellt sei und meine Hand ruhiger geworden wäre.

Mein Befinden ist heute doch schon merklich besser als gestern. Ich bekomme meine Gedanken schon mehr wieder in meine Gewalt, verspreche mich auch nicht so häufig wie die Tage her, wo ich z. B. statt: „im höchsten Grad" immer sagte: „im tiefsten Grade"; und das Wort Skrupel nur nach wiederholten Bemühungen herausbrachte. Ach, liebe Sophie! Gott segne Sie.

Ihr Niembsch.

vertatur:

Stuttgart, den 7. Oktober. Die Reinbeckschen und Hartmanns wollen meinen Nervenschlag als Grund meines Rücktritts nicht gelten lassen, indem mein Anfall sich gewiß nicht wiederholen werde und meine völlige Genesung und Tüchtigkeit zur Heirat gewiß erfolgen müsse. Auch suchen sie mich stets mit der Versicherung zu beruhigen, mein Zustand sei eigentlich kein Nervenschlag, sondern rheumatisch, während doch alle der Reihe nach sich gegen mich bereits verschnappt haben, zugebend, daß es ein Schlag sei. Reinbeck, der alte Hartmann, Mariette Zöppritz, Julie haben im Eifer des Gesprächs sämtlich von Schlag gesprochen. Mein Übel hat mich am neunten Tag meines Hierseins, ohne daß in dieser Zeit von neun Tagen das geringste Anzeichen von rheumatischen Leiden oder auch nur Vorboten solcher Art an mir vorgekommen wären, plötzlich und im Momente eines Ausbruchs

von allerheftigstem Affekt befallen, ist also ohne Zweifel durch letztern hervorgebracht und mithin rein nervös, ein entschiedener Nervenschlag. Mich bringen diese albernen und weichlichen Beruhigungsversuche in hohem Grade auf. Alle sind sie vernarrt in diese Heirat und sehen das Unterbleiben derselben als ein Unglück an, während ich in meiner jetzigen Lage eben die Heirat für mein entschiedenes Unglück erachten muß. Sprechen Sie mit einem Arzte über meinen Zustand, nachdem Sie sich alle auf die Krankheit bezüglichen Stellen aus meinen Briefen zusammengeschrieben haben werden. — Unterlassen Sie den Schritt zu Herrn von Beyer nach der Brühl, von dem ich gestern schrieb; doch mögen Sie, liebes Sopherl, ein paar Zeilen an Frau von Beyer geborne Freiin von Horstenstein (nach der Klause bei Mödling No. 32 im eigenen Hause) schreiben und sie im allgemeinen von meiner Krankheit und Unfähigkeit benachrichtigen, jetzt über das Haus zu verhandeln.

Ich habe versäumt, die Rezepte zu kopieren, und nun werden sie in der Apotheke nach hiesigem Gebrauch zurückbehalten, sonst würd' ich sie Ihnen zuschicken. Ich weiß nur, daß die eine der Mixturen stark nach Baldrian riecht und schmeckt. Schelling hat mir schon zweierlei Mixturen und ein Pulver verschrieben; ich muß beständig einnehmen. Mein Zustand hat sich zwar etwas gebessert, es ist eine kleine Beweglichkeit der Wangenmuskeln eingetreten, doch im ganzen ist die Wange noch starr und lahm. Ich schlafe jede Nacht nur drei bis vier Stunden. Den Tag über kaum eine Stunde. Doch haben meine Kräfte sich sehr gehoben; nicht ebenso meine Stimmung, die zu den ärgsten meines Lebens gehört. Man fürchtet, M(arie) werde nicht zu trösten sein; das fürcht' ich nicht. Sie hat neulich vier Tage über die Zeit auf einen Brief warten lassen, trotz meiner Bitte um baldigste Antwort. Das ist sehr moderato und riecht nicht nach Verzweiflungsfähigkeit. Übrigens werd' ich noch erklären, wenn es überhaupt ans Erklären geht, daß ich mit Vergnügen bereit sei, der Familie M(arien)s die Ausstattung, und hätte sie 5000 fl. gekostet, zu ersetzen. Mir graut

jetzt vor Heiratsgedanken. Schreiben Sie mir gleich, wenn Sie die nötigen Schritte bei Ärzten getan haben, hierher; ich warte Ihre Antwort noch ab, auf diesen Brief, dann keine mehr, denn ich sehne mich weg in die Einsamkeit, um dort mein Schicksal allein zu entscheiden. Niemand aus meiner Umgebung weiß sich in meine Lage zu versetzen; sie alle halten meine Aussprüche über meine Zukunft für bloße Symptome meiner Krankheit, die sich mit dieser schon verlieren würden und müßten. Nur Paul Pfizer, der große Mensch, hat neulich wahrhaft freundschaftlich teilnehmend mit mir gesprochen. Er redete mir zwar sehr mild und sanft zu, ich solle das Begonnene durchführen und den Mut dazu nicht verlieren; er sagte, es wäre schade darum, indem ich vielleicht sehr glücklich werden könne; auch erzählte er mir, wie alle an mir Teilnehmenden sich daran freuten, daß ich ein neues Leben beginnen wolle; doch sagte er auch, daß er wohl begreife, wie mir mein plötzlicher Unfall gerade in diesem Momente (vor der Heirat) erschütternd und verhängnisvoll sein müsse; er seinerseits sei auch abergläubisch. Am Schlusse seiner Rede sagte er höchst mild und freundlich: „Aber du kannst dir freilich mit Recht denken: ‚Ihr habt alle gut reden, ich aber soll's tun.'"

Leben Sie wohl und unbesorgt; diesmal komm' ich gewiß durch, für die Zukunft mag die Zukunft sorgen.

Auf Wiedersehen mit Gott und frohem Herzen!

Ihr Niembsch.

Schreiben Sie nach der Antwort auf diesen Brief nicht, bis ich sage, wohin. Schelling kommt täglich zweimal zu mir; doch bloß eines Rheumatismus wegen!!!

276. Stuttgart, den 8. September (!) 1844.

Liebe Sophie!

Heute geht es wieder besser; ich hatte in der Nacht um eine Stunde mehr Schlaf, und meine Kräfte sind, wenn nicht

größer, doch ruhiger. Schweiß war wieder kopiös. Der Teufel soll ihn endlich einmal holen.

Um medizinische Auskunft brauchen Sie sich nicht mehr zu bemühen, liebe Sophie! Gestern hab' ich die gute Emilie in meinem Zimmer, als sie hinaus wollte, festgehalten und auf die Folter gespannt; sie mußte reden und beichten und beichtete endlich, daß Schelling meinen Zustand allerdings für einen Schlaganfall erklärt habe. Von Frankfurt hab' ich nichts. M(arie) hat den 2. geschrieben und seitdem nicht wieder. Ich bin noch zu sehr angegriffen, als daß ich mit meinen entscheidenden Schritten schon hätte beginnen können. Ich habe das tiefste und untrüglichste Gefühl von physischer und moralischer Unfähigkeit zu heiraten. Gestern ist Porbeck bei mir gewesen und hat sich die Unterhaltung gemacht zu berechnen, wie viel Poststunden ich in zwei Monaten dieses Sommers gefahren bin, und es ergab sich die kolossale Summe und der kolossale Unsinn von mir, daß ich nicht weniger als 644 Poststunden hin und wieder, kreuz und quer im Eilwagen unter beständigen Gemütserschütterungen gefahren bin; mir graut vor mir selbst und meiner Heftigkeit. Dieser hab' ich lediglich auch meinen Schlag zu verdanken. Ich trage zwei Todfeinde in mir selber herum wie Feuer und Stahl, um den Blitz herauszuschlagen, der mich vielleicht einmal töten wird. Diese Todfeinde sind mein heftiges Gemüt und meine reizbaren Nerven. Der Gedanke, daß mich der Schlag gerührt, wird neben meinem physischen als mein moralischer Schatten mir durchs ganze Leben folgen. Doch laſſ' ich ihn mit mir laufen wie einen getreuen und geliebten Pudel; man weiß nicht, wozu so ein Vieh gut ist; nicht wahr, liebe Sophie? — — —

Hier folgt das verlangte Lied. Verzeihen Sie, daß ich es nicht gestern geschickt habe. Es ist mir teuer, weil es eine gar süß-schmerzliche Träumerei hat, und weil es an Ihrem Geburtstag geschrieben ist; die zweite Zeile ist nicht wahr.

Blick in den Strom.

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut in einen Strom zu sehn,
Wo alles wogt und schwindet.

O! starre nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebstes sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Tränen fallen,
Und sieh durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Hinträumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

Das Lied gefällt mir; es ist etwas von Ihrer Seele darin. Gute Stimmung! keine trübe!

Ihr Niembsch.

Grüße an Max und Kinder.

Meine Wange ist schon ziemlich beweglich.

Ich bleibe nicht mehr lange hier, schreiben Sie nicht mehr, bis ich sage wohin.

277. Stuttgart, 11. Oktober 1844.

Liebe Sophie!

Ich darf nur kurz schreiben, weil mir vom Arzte die äußerste Ruhe geboten ist. Mein Übel ist, was die Lähmung betrifft, in fortschreitender Besserung begriffen, nicht aber will es sich bessern mit meiner außerordentlichen Schwäche und mit meinem Nachtschweiß, der die letzte Nacht so stark war, daß ich zweimal die Wäsche wechseln mußte. Schelling will mir gegen

diesen bösen Schweiß Chinaextrakt verschreiben; doch hält er noch damit zurück, weil ich zugleich an gastrischen Störungen leide, welche vor dem Gebrauch der Chinarinde erst gehoben sein müssen. Schelling glaubt übrigens, der Schweiß sei auch hoffentlich bald zu überwinden. Die äußerste Gemütsruhe, die mir so nottut, kann ich durchaus nicht finden, so lang ich hier bin; vielmehr gar keine Gemütsruhe. Heute sagte ich Schelling, daß ich durchaus fort wolle; er bestätigte mir, daß Luftveränderung und vor allem Herzensruhe mir notwendig sei, und gab mir die Hoffnung, in vier bis fünf Tagen von hier in kleinen Tagreisen mit einem Landkutscher fortziehen zu können. Ich lechze darnach. Meine Gesundheit ist das Wichtigste, ich will alles für sie tun und mich endlich einmal in Ehren halten, recht aufrichtig und ernstlich, und wenn ganz Deutschland gegen mich in Harnisch käme. Leben Sie wohl, schreiben Sie mir nicht mehr, bis auf weiteres. Ich weiß noch nicht, wohin ich gehe; am liebsten nach Ischl, wenn ich diese weitere Reise aushalte.

Ihr Niembsch.

vertatur:

Beiliegend schick' ich die badischen Schriften des Dr. Bach ihm zurück. Von den hiesigen Rechtsfreunden, die ich gesprochen, wollte sich keiner damit befassen, indem man hier zu Lande mit den dortländischen Gesetzen nicht bekannt sei. Nach Fr(ankfurt) bin ich nicht gekommen, und hinsenden wollt' ich die Papiere nicht aus andern Gründen und auch darum, weil Behrends wahrscheinlich die badischen und nassauischen Gesetze ebensowenig kennt wie Paul Pfizer. Grüße an Freund Max und Kinder, auch an Dr. Bach.

Reinbeck sagte mir, daß die Urkunden auf die Fahrpost geschickt werden müssen, daher sende ich sie morgen an Bach.

278. Stuttgart, den 12. Oktober 1844.

Liebe, teure Sophie!

Gottlob! ich werde wieder gesund. Heute nacht hatte ich gar keinen Schweiß mehr, womit die Natur ein freundliches und erfreuliches Signal gegeben hat, daß sie mich wiederherstellen wolle. Auch haben sich meine Kräfte von gestern auf heute wunderbar gehoben, und ich hege die zuversichtlichste Hoffnung, daß ich in kurzer Zeit völlig genesen sein werde. Wohl wäre es von mir klüger und schonender gewesen, Ihnen von meinem Unfall entweder gar nichts — da er doch von vornherein sichtbar nur ein vorübergehender war — oder doch nur verhüllend zu schreiben; doch ich baute auf Ihre Seelenkraft und konnte dem dringenden Bedürfnis, Ihrem lieben, treuen und mir so verwandten Herzen mein ganzes Leid zu klagen, nicht widerstehen. Verzeihen Sie den schmerzlichen Eindruck; er war der allerdings zu hohe Preis, um den ich mir doch einige Erleichterung erkaufte. Schelling war heute entzückt über die auffallende Besserung von gestern auf heute und gab die ernstliche und ganz unverdächtige Versicherung, daß mein Anfall gewiß keiner von denen sei, welche mit Wiederholung zu drohen pflegen, sondern ein bloß lokaler, er sei nicht durch meine Nervenschwäche überhaupt, sondern lediglich durch eine spezielle und momentane Schwächung und Überreizung von Reisen und Kümmernissen bewirkt oder durch jene wenigstens vorbereitet.

Ruhe, ungestörte Ruhe ist mir jedoch immer noch zu unverbrüchlicher Pflicht gemacht. Ich suche sie mir zu gewinnen, so viel ich kann, ich habe seit 15 Tagen nicht nach Fr(ankfurt) geschrieben, um jede Aufregung von dort zu vermeiden. M(arie) hat an Emilien einen Brief geschrieben, der mich sehr gefreut hat, indem ich daraus ersehe, daß ihre große Ruhe mehr in ihrer Sitte als in ihrer Empfindung begründet ist. Jetzt erst gewinne ich die Ruhe, die nötig ist, um mich in meiner Lage zu finden. In den Tagen bisher war ich so aufgeregt, daß sich mir hundert Entschlüsse durch die Seele jagten und ver-

drängten, von denen ich Ihnen nur die wenigsten mitteilen konnte. So viel ich Ihnen auch mitteilte von meinen Seelenzuständen, so sagte ich doch nur wenig von den schweren Besorgnissen, womit mich der Schlaganfall für die Zukunft erfüllte, um Sie nicht allzusehr zu beunruhigen. Ich erschien mir selbst wie ein vom Tode Bezeichneter; dieser hatte seine Hand an mich gelegt, wie der Förster im Walde diejenigen Bäume anhaut und zeichnet, die bald gefällt werden sollen. Ich hatte ein peinlich niederschlagendes Gefühl von meiner absoluten Unfähigkeit zum Heiraten, und dies Gefühl erregte mir ein Grauen vor demselben. Alle meine Hoffnungen auf Kinder, die ich mir so lang und so sehr gewünscht, und auf ein häusliches Glück an der Seite einer edlen und liebevollen Frau schienen mir in den Abgrund eines abschreckenden Verhängnisses versunken, da mich der Unfall gerade in dem Augenblicke getroffen, wo ich mit den letzten Anstalten zu meiner Verheiratung beschäftigt war. Ich gehe jetzt nicht nach Frankfurt, sondern erst nach meiner völligen Wiederherstellung. Cotta wird ohne Zweifel das Kapital verzinsen. M(arie) hat, wie ich nach einer Äußerung eines ihrer Vettern irgend hier in Stuttgart gehört habe, 20000 fl. zu erwarten, wenn auch nicht gleich, doch nach dem Tode ihrer Mutter. Bedingungen meiner Heirat müssen noch immer bleiben: meine hergestellte Gesundheit und wenigstens eine Minimalsicherheit der Existenz.

Meinen Wohnort nehm' ich in der Klause bei Mödling. M(arie) wird gewiß damit zufrieden sein. Baron Beyer hat mir geschrieben, er halte den Kauf des Hauses bis zum März für mich offen; er werde mir's für einen Preis überlassen, wie keinem andern Menschen. Der Brief kam heute, und ich habe ihm sogleich geantwortet, daß ich ihm demnächst nähere Anträge stellen würde, auch möchte er mir sogleich wieder schreiben, Adr. Reinbeck. Ich will durchaus in Ihrer Nähe wohnen, liebe, teure Sophie! Ihr heiterer, ja freudiger Brief, die Antwort auf den meinigen vom 28. September stärkte mich wieder im Mute, meine Angelegenheit auf eine für mich, meinen Charakter, die Welt und Marie

befriedigende und versöhnende, ehrenvolle Weise durchzuführen. In welche neue Kämpfe, Unruhen, Zerwürfnisse und Affekte hätte mich ein Rücktritt, der mir in den letzten Tagen meines Elends unvermeidlich schien, verwickelt! Ich danke dem Himmel für die Rückkehr meiner Sammlung und ruhigen Tatkraft; auch dafür, daß er mir ein Zeichen für die Zukunft gegeben hat, indem mitten in den ärgsten Erschütterungen meines gequälten Gemüts mein fester und inniger Zusammenhang mit Ihnen, unaussprechlich teure Freundin, nie aufgehört hat, einer der festen, der wenigen festen Punkte zu bleiben, an welchen sich meine schmerzlich gerüttelte Seele noch halten konnte. Es bleibt bei meinen Äußerungen vom 28. September. Auch Ihnen wird meine Vermählung noch Beruhigung und Freude bringen, ich weiß es gewiß.

279. Stuttgart, den 13. Oktober 1844.

Ich bitte mir vom Tag des Empfangs dieses Briefs erst dann zu schreiben, wenn Sie weitere Nachricht von mir haben.

Geliebte Sophie!

Ich habe jetzt wieder eine wahre Passion, an Sie zu schreiben, und zwar eine noch weit größere als zur Scharlachzeit; überhaupt steht diese Zeit in jedem Anbetracht höher, viel höher als jene rotgesprenkelte. Also Sopherl, liebes!! einen herzinnigen Gruß mitten in Ihre teure herrliche Seele hinein und gute Botschaft von meinem Befinden. Der Nachtschweiß ist auch in der letzten Nacht ausgeblieben, ich habe doch vier Stunden gut geschlafen. Die Kräfte kommen langsam, langsam wieder. Seien Sie vollkommen beruhigt auf mein Wort; es ist durchaus nichts zu besorgen als etwa eine sich langhindehnende Rekonvaleszenz, was mir übrigens von vornherein nicht anders zu erwarten stand, wie ich glaube. Durch stupide Eilfertigkeit meines Hin- und Herrollens im Eilwagen hab' ich mich profund geschwächt; das ist aber nichts Gefährliches, braucht nur recht gute Suppen von Ihrer Lisi. Sie sollen noch staunen, was ich für ein anhänglicher und sitzbarer Wiener sein werde. Ich hab' Ihnen

recht viel zu sagen, liebe Sophie! Warten Sie ein wenig, ich muß mir Ihre beiden heutigen Briefe aus dem Kästchen holen und nachschauen, was Sie mir darin für Fragen stellen. O liebe Sophie! ich steh' schon auf. —

Mein Gesicht ist gar nicht entstellt, überhaupt trotz aller Leiden und allem Scheiden noch immer gar nicht übel. Meine rechte Wange freut sich schon sehr darauf, von Ihnen untersucht zu werden. Das war Frage No. 1.

No. 2: Als Arzneimittel erinnere ich mich auf dem Rezepte unter anderm auch radix valerianae und radix caryophyllata (nicht caryophyllorum, was eine andere Wurzel sei) gelesen zu haben. Nächstens werd' ich zu meiner Kräftigung mit einem Chinarindenpräparate regaliert. Meine völlige Herstellung werd' ich übrigens nicht hier abwarten, sondern in einer Gebirgsgegend. Meine Freunde raten mir sämtlich den Schwarzwald an; ich hab' aber auch Freunde, von denen ich weiß, daß sie lieber Ischl empfehlen möchten, und ich werde so frei sein, nach Ischl zu gehen.

Meine Abreise von hier hab' ich vorläufig auf den 20. Oktober präliminiert; vielleicht kann ich noch früher dahin abgehen, je nach dem Gange meiner Erholung. Ich freue mich sehr auf unser Ischl, da werd' ich mich recht lebhaft an gar liebe und schöne Zeiten erinnern und vielleicht bei Steininger oder bei Aubeck wohnen. Letzteres ist wahrscheinlicher. Übrigens auch möglich, daß ins Hotel an der Traun, um dort alles beisammen zu haben. Die Ischler Luft wird das Beste machen. Ich bedarf großer Ruhe, Entfernung aller heftigen Eindrücke, aller unfreundlichen; ich wollte, Sie wären in Ischl! — Jetzt wollen wir nach unsern Fragen sehen. Also die Heirat. Wenn M(arie) wenigstens 20000 fl. in allem mitbekommt, so werde ich wohl heiraten, jedoch nur unter der Bedingung völliger Wiederherstellung meiner Kräfte. In die Frohn geh' ich nun einmal nicht, und mag auch ganz Deutschland darüber die Michaelisnase rümpfen.

Meine Nacht von gestern abend $9^1/_2$ Uhr bis 3 Uhr früh ist so merkwürdig und furchtbar erschütternd, daß ich

zur Darstellung derselben ein eigenes Album angelegt habe, das Sie, nur Sie allein in der ganzen Welt, lesen, ich aber behalten werde. In dieser Nacht hab' ich in einer schauerlichen Beleuchtung des Schicksals bis auf den Grund meines Herzens gesehn und habe gesehen, daß meine ganze Seele Ihnen gehört, auf ewig. Den Schlag lass' ich mir nicht nehmen. Es war zwar kein Blut- oder Gehirnschlag, doch war's gewiß ein Nervenschlag, der jedoch in seinen Folgen nicht so sehr bedrohlich ist. Meine Augen sind zu angegriffen, als daß ich in der Dämmerung weiter könnte. Tausend Segen, gute Stimmung! Alles wird gut gehn; mein größter Beruf im Leben, der mir noch über jenen der Kunst gehn wird, soll sein ein treues und liebevolles Bestreben, Ihnen recht viel Freude in Ihr schönes und großes Herz zu bringen; vale carissima.

Vale! Vale!

N.

280. Stuttgart, 14. Oktober 1844.

Liebe Sophie!

Recht faul bin ich in diesem Augenblick, selbst zum Schreiben. Heute kann ich nicht viel schreiben. Ich bin eben vom Tisch aufgestanden und schläfrig, später aber kommen Besuche; ich muß kurz sein. Eine Nachmittagsruhe wird mir wohltun. Es geht besser und vorwärts; das Gemüt wird wieder heiter, wie schon mein gestriger Brief mich selbst erfreute durch die herzliche Lebensfreude, die darin lebt und spricht. Den 20. l. M. oder vielleicht schon ein paar Tage früher, weil das Wetter herrlich ist, reise ich ganz langsam pomali nach unserm lieben Ischl. Der Nachtschweiß war doch nur ein vorbeiziehender Unhold. Die Kräfte kommen schon; ich fange schon wieder an mit Vergnügen zu essen; schlief diese Nacht um etwas länger, um etwas ruhiger. Vor allem ist mein Gemüt stärker, vertrauensvoller. Ich habe mein Schicksal endlich erfaßt und weiß, was zu tun ist. Seien Sie ganz ruhig und heiter, ich bin und bleibe, was mein

gestriger Brief sagt. Morgen und bis zu meiner Abreise täglich schreib' ich wieder. Es ist mein liebstes, ja mein einziges Geschäft, außer etwas Lektüre. Ich werde Ihnen ein sehr schönes Lied von Heine, Ihrem Schützling, senden, ich will mich nicht ohne Sie daran freuen. Gott mit Ihnen, wir sehen uns bald wieder.

Ihr Niembsch
der Schläfrige.

Mein Album wird Sie freuen.

281. Stuttgart, 15. Oktober 1844.

Liebe Sophie!

Gestern hab' ich Ihnen einen wunderlich duseligen Brief geschrieben; ich war sehr schläfrig und wollte doch durchaus an Sie schreiben, weil ich Ihre freundliche und sorgenvolle Teilnahme für mich kenne. Ich schrieb etwas von Ischl, wie im Traume, und schlief gleich darauf ein. Nach einem sehr erquickenden Schlaf bin ich gestärkt und ungemein heiter, wie seit lange nicht, erwacht; doch trug ich mich noch mit der Ischler Grille; sie zirpte noch in meinem alten Gebäude. Als der Brief bereits fort war, abends um 8 Uhr, fiel mir jener Wahn plötzlich ab, und ich erschrak sehr darüber, daß ich Ihnen den Unsinn geschrieben hatte. Ich fürchtete Eure Unruhe darüber; doch besann ich mich zugleich auch darauf, daß ich mich Niembsch den Schläfrigen unterzeichnet hatte. Das beruhigte mich wieder, wie auch der Gedanke, daß Sie die Sache gleich für das nehmen würden was sie ist, und überzeugt sein würden, daß alle meine Freunde, besonders Schelling solche Reise nimmermehr zugeben würden, und ich von medizinischer Polizei festgehalten werden müßte. Damit Ihnen aber dieser Einfall nicht als absoluter Unsinn erscheine, muß ich Ihnen wiederholen, daß ich Lust hatte*), das Beyersche Haus in der Klause zu kaufen. In Ischl sitzend, dacht' ich mir, wenn man das denken nennen kann, könnte ich während

*) und noch habe. Schreiben Sie mir auch hierüber.

meiner Genesungszeit leichter und schneller mit Beyer wegen des Hauses verhandeln, dorthin würde vielleicht Beyer selbst zu mir reisen, um das Geschäft abzutun. So räsonniert der arme kranke Mann. Nun weiter: eine meiner widerwärtigsten Vorstellungen war mir die vom Hin- und Wiederreisen, eben weil ich dem Übermaße davon meine Krankheit verdanke. Hieran spann sich folgender Nonsens: Meine völlige Wiederherstellung, dünkte mich, würde wenigstens den Winter hindurch währen, unterdessen könnte ich alle Anstalten zu meiner Vermählung treffen, und dann im Frühling meine liebe Braut und ihre Mutter mich in Ischl abholen, sodann nach Mödling hinabreisen, wo ich mich mit Mariechen idyllisch vermählen ließe. Ich hatte schon vor einigen Tagen diesen raffinierten Plan auch Dr. Schelling eröffnet, der ihn ganz geduldig anhörte und ihn nicht eben zu verwerfen schien; doch erzählte mir gestern abend Emilie, als ich bereits von mir selbst das Verkehrte dieses Vorhabens erkannt hatte, Dr. Schelling habe ihr gesagt, er hätte mir nicht widersprechen wollen, um mich nicht zu erregen, er sei aber völlig überzeugt gewesen, daß ich von selbst davon zurückkommen würde. Ach, liebe Sophie! wie ist es doch so traurig, daß der Körper den Geist so dunkeln und schwächen kann! Ich möchte darüber weinen, doch tu' ich's nicht; es geht ja doch bald vorüber.

Ihre Briefe haben mir heute große Freude und Stärkung gebracht. Gott lohne es Ihnen, teure Sophie! Heute früh erwachte ich nach erquickendem und ganz schweißlosem Schlafe mit zurückgekehrtem Bewußtsein und wiedergebornem Lebensmute. Die Nervenleiden schwerster Art hatten mir fast alles verzerrt, entstellt, gefälscht und verstümmelt. O teuerste Sophie! was haben Sie mir für heute für liebe, erquickende, beruhigende, stärkende, balsamische Briefe geschrieben! Ich habe mich gestern abend mit dem Gefühl meiner Gebrochenheit zu Bett gelegt und konnte lange nicht einschlafen. Da erhob sich mein gebeugtes Herz zu meinem Gott im inbrünstigsten Gebete um Hülfe und Segen; ich lag lange zu seinen Füßen, und ich fühlte, wie er mich langsam und linde erhob und an seinem Herzen ruhen und selig

weinen ließ, wie ich in diesem Augenblicke ihm und Dir, liebe Freundin, Tränen des Dankes weine. Wir werden noch schön und glücklich leben. Ich gebe das viele Reisen auf, setze mich in Wien und arbeite und lebe meiner Marie und meiner Sophie, meiner Therese, meinen Freunden, meinem Gott, meiner Kunst, und heile mich aus von Leiden, die ich selbst sprechend, mündlich erzählend, Ihnen kaum andeuten können werde. Die Wohnung im Freihaus ist auf der Stelle zu nehmen. Fürchten Sie nicht, daß ich aus Übereilung spreche, ich habe lang und schwer überlegt, es gibt für uns alle keinen Ausweg, keine Versöhnung, kein Heil, als daß ich das Mädchen heirate, das mir nun wieder ganz so edel, liebenswürdig und tief gut vor Augen steht, wie vor den Tagen meiner Leiden. — Ich bin außer nachts nie zu Bett gelegen, die Unruhe meiner Nerven hätte das nicht ertragen; doch lag ich in den ersten Tagen meiner Krankheit den größten Teil des Tags auf dem Ruhebett, indem ich zwischendurch manchmal im Zimmer auf und nieder wackelte. Heute hat mir das Essen zum ersten Mal wieder gut geschmeckt. Ich trinke nur sehr wenig Wein mit $^2/_3$ Wasser, ebensowenig Kaffee. Die Nahrungssorgen sind mir wie hinweg(ge)blasen; ich habe sie durch diesen Ausbruch ihrer antipathischen Schädlichkeit, meine Krankheit, für immer überwunden. — Was meine Gesinnung gegen Sie betrifft, liebe Sophie! so kann es kein Unrecht gegen meine Braut sein, die ich doch erst seit kurzem kenne, wenn ich sage, daß in allen Stürmen meiner Leiden nur Ihr Bild nicht wankte. Wir kennen uns seit zwölf Jahren, eine weite Strecke Zeit voll Liebe und Leid und schmerzlicher Entsagung. Das wäre kein Herz, das an solchem Bild nicht ewig fest hielte. Wir dürfen nur unsere Entsagung um eine Stufe höher stellen und die liebe Marie in unsern Bund mit Vertrauen hereinziehen, so können wir ein schönes und glückseliges Leben führen, teure, teure Freundin! Ich bleibe bei Reinbecks bis zu meiner völligen Wiederherstellung und gehe dann mit Gott nach Frankfurt. Die Äußerungen meines Arztes, den ich außerordentlich liebgewonnen habe, sind sehr beruhigend für die Zukunft; er sagt, wenn ich nicht reich

an Lebenskraft wäre, so hätte ich das alles gar nicht ertragen können. Ich danke dem lieben guten Max für die Zeichnung der Wohnung, auf die mich sehr freue. Ich gratuliere dem lieben Sommaruga von ganzem Herzen wie auch der lieben Jetti.

Schreiben mir wieder hierher.

282. Stuttgart, 16. Oktober 1844.

Liebe Sophie!

Es ist ein Wunder geschehen heut früh um 8 Uhr. Alle Mittel Schellings halfen nichts, da nahm ich meinen Guarnerius heraus, spielte einen steirischen Landler, tanzte dazu selbst und stampfte wütend in den Boden, daß das Zimmer bebte. Sie werden das alles in Zeitungen lesen. Ich wurde heiß und beweglich, und, o Wunder! ich war gesund. Als Schelling kam, tanzt' ich ihm einen Walzer vor. Nicht einmal schwach war ich geblieben.

Adieu, Herzerl!

Ihr Niembsch

vertatur:

Leider aber bin ich dann ausgegangen und hab' mich ein bißchen verdorben. Nun lieg' ich im Bett und schwach, aber alle eigentlichen Nervenzufälle sind gehoben durch meinen göttlichen Guarnerius. Nicht umsonst hab' ich ihn immer so geliebt. Lebt wohl alle! bald komm' ich nach Ischl, aber diesmal ernstlich.

Niembsch.

Aus der Festigkeit meiner Hand ersehen Sie, wie gut mir's gut (!). Diese Geigengeschichte wird durch ganz Europa gehen. Schelling war äußerst verblüfft, und er wird diese Tatsache in Journalen zur Sprache bringen. Das ist ein musikalisches Phantasiewunder, wie Sie aus der Allg. Ztg. sehen werden.

Auf Wiedersehen.

283. Stuttgart den 18 Octob. 1844

Liebe Sophie!

Sie werden meiner Gesundheit wegen in großer Sorge sein. Vernehmen Sie zu Ihrer Beruhigung, daß ich mich heute so wohl fühle, daß ich meine Reise nach Ischl unternehmen möchte. Hohe Herrschaften waren so gütig meiner Lage, die allerdings eine der traurigsten ist, Ihre Theilnahme zuzuwenden. Ich fühle das nicht aus eitler Eigenliebe sondern zur Ehre der Prinzessin Marie und des Gr. v. Neipperg etc.

Ich beschwöre Sie, den gewissen Entschluß falls ich sterben sollte, nicht auszuführen. Denken Sie an Ihre Kinder, an Ihren alten Vater, an mich und meine Ehre, meinen Namen der Ihnen so werth gewesen. Leben Sie fort

meinem Andenken, daß, wenn Sie mich je-
mals geliebt haben, für Sie reizend genug
sein wird, ~~wenn~~ Sie [illegible] zurückzuhalten.
Endlich vergessen Sie nicht, daß Selbstmord
das gräßlichste Verbrechen ist. Sie
würden wenn Sie das entsetzliche Vorhaben
ausführten nichts erreichen als daß
unsere Liebe nebst dem daß sie eine
unglückliche, vielleicht wie keine, war,
~~daß, sage ich, unsere Liebe~~ – auch
eine beschmutzte und beschimpfte
würde. Lassen Sie sich in jenem
nicht wahrscheinlichen Falle mit der
Größe der Seele, die Sie in andern
verehrten.

Auf Wiedersehen hier und dort

Ihr unwandelbar
und tief geneigter
Nicolaus Lenau

Vergessen Sie meine Bitte nie!

Briefe von Sophie.

284. An Emilie von Reinbeck.

Wien, den 20. Oktober 1844.

Verehrte und liebe Frau Hofrätin!

Mit bangem Herzen wende ich mich an Sie um Nachricht von unserem Freunde Niembsch. Er scheint über seinen Zustand nicht im klaren zu sein, und seine Briefe zeugen von einer Aufgeregtheit, die mich zum Tode erschreckt. Was sagt Dr. Schelling? Ich bitte Sie, teure edle Frau, mir die ganze Wahrheit zu sagen und umgehend. Niembsch schreibt mir vom 16., er habe sich durch Geigen völlig hergestellt, das schreibt er aber in einer Weise, die mir durch Mark und Bein gedrungen ist. Sie wissen, was ein Freund wie Niembsch wert ist, Sie lieben und ehren ihn, Sie werden daher meine namenlose Angst verstehen, und wenn sie übertrieben oder ungegründet ist, mildern. Ich rufe ein edles Frauenherz an, und ich weiß es, nicht umsonst. Schreiben Sie mir gleich und ausführlich und ohne Schonung, auf meinen Knien bitte ich Sie darum, auf meinen Knien will ich Ihnen dafür danken. Verzeihen Sie, wenn ich, alle konventionellen Formen beiseite setzend, die geängstete Seele zu einer ihr verwandten Seele sprechen lasse. Ich bitte Sie, den Brief zu vernichten und unserm teuren Kranken nichts davon zu sagen.

Gott gebe, daß ich vergelten könne, was Sie an mir tun werden, liebe gütige Frau!

Meine Adresse ist: Wien, Mehlmarkt 1065.

Sophie Löwenthal.

Was träumt Niembsch denn immer von Ischl?

285. (Wien, 21. Oktober 1844?)

Beste Frau Hofrätin!

Die Wohltat, um die ich Sie gestern dringend gebeten, haben Sie mir heute erzeigt. Wenn auch mein Herz bricht bei dem Gedanken, daß Niembsch nicht mehr selbst zu mir sprechen kann, muß ich doch diese Schonung dankbar anerkennen.

Wofür erklärt Schelling sein Übel? Ich bitte und beschwöre Sie, mir ausführlich und ganz wahr zu schreiben. Ich habe es gelernt, Bitteres und Schweres zu ertragen, und wenn ich darunter erliege, um so besser. Ich bitte Sie, mir täglich zu schreiben. Wenn Sie die Angst kennen, wenn Sie schon erfahren haben, was es heißt, in der Ferne um das teuerste Leben zittern, werden Sie meine Bitte erfüllen.

Ewig Ihre dankbarste

Sophie Löwenthal.

286. An Emilie von Reinbeck.

Wien, den 29. Oktober 1844.

Verehrte Frau Hofrätin!

Ich weiß, was Sie gelitten haben, ich trage den Maßstab dazu in meiner Brust. Gottes Hand liegt schwer auf uns!

Die ganze Wahrheit ist entsetzlich. Um sie einigermaßen zu mildern, bitte ich Sie flehentlich, mir einiges, was Ihnen gerade im Gedächtnis geblieben von Niembschs Phantasien, mitzuteilen, damit ich mich besinnen könne, ob wirklich etwas der Art in meinen unseligen Briefen gestanden. Soweit ich mich erinnere, waren in meinen ersten Briefen Klagen über seine Entfernung auf unbestimmte Zeit, dann Trostworte und Bedauern seiner Krankheit, und als ich ihn besser glaubte, Pläne für die Zukunft. Die letzten Briefe, in denen ich hauptsächlich seine pekuniären Verhältnisse besprach, hat er nicht mehr gelesen. O Gott, in so weiter Ferne weiß man nicht, in welcher Stimmung so ein Brief einen Freund trifft, und Worte, die in einer Stunde Balsam gewesen wären, können in einer andern ein Dolchstoß sein. Auch waren seine Briefe so gelassen, vernünftig und zusammenhängend, und in keinem, die vom 15. und 16. ausgenommen, auch nur die geringste Spur von Geistesstörung, daß ich wie vom Schlage gerührt war, als mir der Brief vom 15. zukam. Aber auch da glaubte ich noch, daß an dem Wanken seiner Entschlüsse nur seine bekannte und von ihm selbst oft lachend zugegebene Inkonsequenz schuld sei, und schrieb ihm des-

halb einen halb erschrockenen, halb ärgerlichen Brief, den er, Gott sei Dank, nicht gelesen hat. Grollen Sie mir nicht, Frau Hofrätin, ich trage das schwerste Leid! Erbarmen Sie sich meiner, wie Sie sich des verschmachtenden Bettlers an Ihrer Tür erbarmen würden, und geben Sie mir oft und ausführlich Nachricht von dem teuren Unglücklichen. Wenn ich, wie ich leider fürchten muß, nie in die Lage kommen sollte, Ihnen zu vergelten, so ist ein Höherer über uns, der meine Schuld zahlen wird.

Erlauben Sie, daß ich Ihnen Fragen stelle, nach deren Beantwortung ich mich unendlich sehne.

Hat Niembsch nach dem 17. keine lichten Augenblicke mehr gehabt? Hat er jetzt welche? Wie weit ist er von Ihnen? Dürfen Sie ihn besuchen, und kennt er Sie? Was tut er den ganzen Tag, was spricht er? Ist er zu Bette, oder geht er in den Garten? Welche Mittel wendet man jetzt an, und was wurde noch in Ihrem Hause angewendet? Hat er Fieber? Kann er essen und schlafen? Gibt der Arzt Hoffnung seiner Wiederherstellung, oder fürchtet er für sein Leben? Was hat er jetzt für Delirien, und äußert er keine Sehnsucht, fortzugehen, und wohin? Hat er Schurz gesehen, und was machte das für einen Eindruck?

Noch eine Bitte hab' ich, wenn sie Ihnen auch in dem Augenblicke kleinlich scheint, erfüllen Sie sie, wenn es möglich ist. Niembsch hat mir in seinem drittletzten Briefe ein Lied von Heine zu schicken versprochen, was ihn sehr gefreut habe. Kennen Sie das Lied? Hat er Ihnen davon gesprochen, und wenn das der Fall ist, wollten Sie auch noch diese große Güte für eine arme Fremde haben, es mir zu schicken? Ach, wenn ich Ihnen lästig falle, verehrte Frau, zürnen Sie mir nicht. Üben Sie Milde und Barmherzigkeit an mir. Sie haben vielleicht nie wieder Gelegenheit, einem Menschen die größte Wohltat zu erzeigen, die man von einem Sterblichen empfangen kann.

Leider haben die hiesigen Ärzte die Überzeugung, daß die Lähmung schon Folge einer Gehirnkrankheit war. Auch zeugte

wohl die Schwäche und Aufregung, die sich durchaus nicht geben wollte, von einem tiefen physischen Leiden.

Ich empfehle mich Ihrer Gnade!

Lassen Sie mich nicht lange ohne Nachricht.

Sophie Löwenthal.

287. An Emilie von Reinbeck.

(Wien, November 1844?)

Geehrte Frau Hofrätin!

Ich wage es noch einmal, Sie zu belästigen, um Ihnen für die gütige Mitteilung des Liedes von Heine meinen verbindlichsten Dank zu sagen. Es ist sehr schön und sehr traurig.

Ich bedaure unendlich, die Zahl Ihrer Mühen und Unannehmlichkeiten durch eine Zudringlichkeit, die nur die höchste Angst und Not in mir erwecken konnte, vermehrt zu haben. Ihrer Großmut, Frau Hofrätin, muß ich es überlassen, ob Sie mein Betragen meinem Schmerze zugute halten wollen.

Genehmigen Sie die Versicherung meiner größten Hochachtung!

Frau Hofrätin!

Ihre ergebene

Sophie Löwenthal.

288. Wien, den 5. November 1844.

Lieber Niembsch!

Ich habe heute nach vielen betrübten Tagen, die große Freude gehabt, durch Ihren Schwager gute Nachrichten von Ihnen zu bekommen, und hoffe so fort immer bessere. Der Himmel will auch sein Scherflein zu Ihrer Genesung beitragen und läßt die Sonne, dem November zum Trotz, gar freundlich scheinen. Wenn ich sie ansehe, denke ich mit Freude, daß sie Ihnen, lieber Freund! auf einem Spaziergange in dem schönen Garten leuchtet, in dem Schurz das Glück hatte, Sie wiederzusehn. Pflegen Sie Ihre Gesundheit einmal ehrlich ernstlich und von Herzen, viele gute Menschen werden sich Ihrer Genesung freuen.

Ich habe Ihre Schwester neulich kennen gelernt, und in ihren Augen und ihrer Stirne eine Ähnlichkeit mit Ihnen,

lieber Niembsch! gefunden. Sie war sehr gut und freundlich mit mir, und auch das gleicht dem Bruder und hat mir sehr wohl getan.

Alles freut sich Ihrer raschen Rekonvaleszenz. Sie werden viel und mit Recht geliebt. Hofrat Zeller wird sich warme Freunde machen, so weit man die deutsche Zunge spricht. O sein Sie ihm recht gehorsam, lieber Freund! und Sie werden uns kräftiger und gesunder als je wiedergeschenkt werden. Gerne wollen wir alle, Sie auch, nicht wahr? die bösen Tage durchlebt haben, wenn nur jetzt die guten Tage nachkommen.

Duck dich und laß vorüber gahn,
Das Wetter will seinen Willen han!

Das ist ein gutes Sprüchlein, und leider findet man oft Gelegenheit, es hervorzusuchen. Ich hoffe, jetzt immer nur Gutes von Ihrem Befinden zu hören, da Appetit und Schlaf, Ihre treuen alten Freunde, wiedergekehrt sind. Gott gebe Ihnen Ruhe und Frieden und Freude die Fülle! Ich möchte alle Heilkraft der Erde in die Luft zusammendrängen, die Sie atmen.

Leben Sie wohl, mein teurer Freund!

Ihre Sophie.

Als hätte Schurz mein kindisches Verlangen, zu wissen, welches Kleid Sie tragen, geahnt, schrieb er Theresen, Sie hätten den braun und roten Zigeunerrock an. Es freut mich, daß Sie sich in einen Bekannten von mir gehüllt haben, denn ich kann mir Sie so gut vorstellen, in dem wunderlichen, von Ernst enthusiastisch bewunderten, von mir kunstgerecht bekrittelten Meisterstück Pockornys. Tragen Sie eine Kappe? in Lainz haben Sie sich eine bei mir bestellt. Darf ich sie machen und schicken?

(Von Lenaus Hand:) Ich ducke mich **nicht**!!!

289. Wien, den 8. November 1844.

Liebster bester Schurz!

Sie sind wahrhaftig und ehrlich mein Freund! und Gott segne Sie dafür. Darum will ich Ihnen aber auch dafür danken,

auf die einzige Weise, die jetzt in meiner Macht steht, ich will Ihnen ehrlich und aufrichtig die Wahrheit sagen.

Es freut mich, lieber Schurz, daß wir, was die Anklage, Niembschens Heirat verhindern zu wollen, betrifft, Leidensgenossen sind. So wenig ich Sie eines, wenn auch als Vater von sieben Kindern einigermaßen verzeihlichen Eigennutzes für fähig halte, ebensowenig werden Sie mir so viel niedrige Selbstsucht zutrauen, daß ich meinen teuersten Freund um sein wahres Glück verkürzen möchte. Ich war sogar in vielen Beziehungen, und nachdem ich den Gedanken, die Beglückung des teuersten Menschen einer anderen überlassen zu müssen, einmal ertragen gelernt hatte, mit Niembschens Entschluß vollkommen einverstanden. (Verzeihen Sie, wenn ich auf jede Art schlecht schreibe, ich bin sehr angegriffen und meine Hand zittert.)

Niembsch ist eigentlich ein starker und gesunder Mann gewesen, so lange ich ihn kenne. Ein solcher scheint ein Bedürfnis zu haben, welches einem Weibe unbekannt bleibt als solches. Niembsch lebte als Asket, seit wir uns liebten, und doch forderte seine Sinnlichkeit Befriedigung. Dieses unnatürliche Bekämpfen eines Triebes, der wahrscheinlich in jedem kräftigen Manne mächtig ist, mag großen Teil an der Verstimmung seiner Nerven gehabt haben. Wenn ihn Hofrat Zeller schonend auf dieses Thema bringt, wird er ihm ohne Zweifel die Wahrheit dieser Bemerkung bestätigen. Niembsch ist einer der reinsten und sittlichsten Menschen, und ich bin fest überzeugt, daß der Wunsch, der Natur, die er so heilig achtet, genug zu tun, einen großen Einfluß, ja den größten, auf seinen Entschluß, sich zu vermählen, hatte. Aus diesem Grunde mußte ich, da ich ihn wahrhaft liebe, seine Heirat für seine körperliche und geistige Gesundheit wünschen und wünsche sie noch. Meine Einwendungen gegen die Heirat waren nur ökonomischer Art. Ich hätte leicht in den Augen desjenigen, an dessen Meinung mir am meisten liegt, edler scheinen können, wenn ich unbedingt seinem Plane Beifall gegeben hätte. Ich verschmähte es aber und machte ihm die Feststellung seiner pekuniären Verhältnisse,

wenn auch etwas spät, zur heiligsten Pflicht, ehe er den letzten Schritt in Frankfurt täte. Sie, lieber Schurz, kennen Niembschens Bedürfnisse so gut wie ich, Sie kennen auch seinen Stolz und seine Scheu vor Armut, ja sogar vor Einschränkung. Was er sich bis jetzt davon mußte gefallen lassen, betraf doch nur seine eigne Person und ist in der letzten Zeit mehr durch seinen gänzlichen Mangel an Ökonomie als durch wahren Geldmangel bewirkt, und doch ertrug er es knirschend und mit so maßloser Erbitterung, daß er, im Fall es noch schlimmer würde, mit Selbstmord drohte.

Mußte ich da nicht schaudern, ihn mit so geringen Geldmitteln den unerbittlichen Forderungen eines Hauswesens preisgegeben zu sehn? Lieber Schurz! deshalb halte ich es für unerläßlich, daß, wenn Hofrat Zeller der Meinung ist, Niembsch werde nach seiner Genesung ohne Gefahr heiraten können, Sie so bald als möglich nach Frankfurt gehn und mit der Mutter oder am besten dem Bruder der Braut aufrichtig und fest sprechen. Sie können das viel leichter, als es unser armer Freund tun konnte, den ich wohl auch darum beschworen hatte, dem aber Stolz und zum Teil auch Scheu vor jedem materiellen Treiben den Mund fest geschlossen hatten. Die Mutter der Braut gilt, wie ich von Walter hörte, für reich, sie soll, zum Teufel, etwas tun für den besten und größten Schwiegersohn. Auch der sogenannte Erbonkle ließe sich vielleicht in dem Moment, angesichts eines Unglücks, das in den Herzen aller Deutschen bebt, bewegen, etwas zu tun. O klopfen Sie recht scharf und fein an!

Ich könnte über den Punkt noch eine Stunde schreiben, da ich ihn für unendlich wichtig halte. Ich baue auf Sie, lieber Schurz! Niembsch muß anständig und gemächlich, und ohne auf seine poetische Produktion angewiesen zu sein, leben können, denn er wird wohl jetzt lange ruhen müssen.

Was meine Briefe betrifft, lieber Schurz! so bitte ich Sie, diejenigen, welche Sie vorgefunden haben, rekommandiert hierherzuschicken, ich werde Sie lesen und Ihnen wenigstens zum Teil zurückschicken, um sie Hofrat Zeller mitzuteilen; auch Niembschens Briefe werde ich vielleicht ganz, gewiß aber teil-

weise abschreiben und einschicken, nur wünsche ich, daß Niembsch diesen Umstand, wenn er wieder genesen sein wird, von niemandem als von mir erfahre, und daß die Familie Reinbeck weder davon noch von dem Inhalt der Briefe je etwas erfahre. Es ist ein Opfer, welches ich der Gesundheit meines teuern Freundes bringe, und ein heiliges Pfand, welches ich dem Gewissen zweier Ehrenmänner, denen ich tiefen und ewigen Dank schulde, Ihnen und dem Hofrat Zeller anvertraue.

Was unsre angebliche Verabredung betrifft, uns gegenseitig nicht zu überleben, so ist daran kein wahres Wort. Wenn zwei Menschen sich so nahe stehn wie Niembsch und ich, so ist der Wunsch, sich nicht zu überleben, wohl sehr natürlich, auch hätte der tiefe Gram über einen solchen Verlust wahrscheinlich ein baldiges Nachsterben wenigstens von meiner Seite zur Folge gehabt; ein Versprechen in dem Sinne wurde nie gegeben, die Möglichkeit und große Wahrscheinlichkeit wohl öfter besprochen. Meine unvorsichtige Äußerung, wenn ich einmal einen recht heitern Brief schreiben würde, werde ich dem Tode nahe sein, ist wahr; ich hätte sie nie getan, wenn ich ihre unseligen Folgen hätte ahnen können. Wir waren so gewöhnt, unser Glück jenseits des Grabes zu suchen, daß der Tod uns immer als der schöne Genius der Griechen erschien und wir seiner stets mit sehnsüchtiger Liebe gedachten. Erst die Heiratsgedanken müssen Niembsch den Tod zum Schrecken gemacht haben, denn in früheren Zeiten sprach er oft ganz ruhig, wie auch bei meiner Kränklichkeit die Vorstellung nahe lag, von meinem Tode. Noch in Lainz sagte ich zu ihm: Niembsch, das wäre wohl jetzt das Beste für vier Personen, und er schien kein großes Gewicht auf diese Äußerung zu legen.

Es war ein Zeichen von Krankheit, lieber Schurz! daß Niembsch meine Äußerung so hoch aufnahm. Er hatte in Lainz einmal so eine Anwandlung. Er war mit Wolf und Karajan in Hitzing zu Tische, und ich kam, als er schon eine Weile wieder zu Hause war, aus dem Garten herauf, ruhig und sogar sehr erfreut, ihn schon zu finden. Er aber brach mit dem Aus-

ruf: Wie blaß Sie sind! in Tränen aus und konnte sich den ganzen Abend nicht wieder fassen. Auch hatte er schon 14 Tage lang den heftigsten Schweiß in der Nacht, und auf einem Spaziergang, den er mit uns machte, ermüdete ihn die Ersteigung eines mäßigen Berges so sehr, daß er kaum wieder herunter konnte. Er hat seinen Körper jahrelang mißhandelt, ist nie spazieren gegangen, hat nie gebadet, ja sogar im Winter streng verboten, seine von Tabakqualm verpesteten Zimmer zu lüften. Wenn ihn der verehrte Mann, auf den unser aller Augen bittend und in Tränen gerichtet sind, glücklich herstellt, so muß er dieser Wohltat die eines streng einzuhaltenden Gesundheitsgesetzbuches für unsern teuren Freund hinzufügen. Was das bei mir Wohnen betrifft, haben Sie ganz recht, lieber Schurz! Wenn Sie ihn nur gesund und verheiratet nach Wien bringen, will ich mir gern die Einschränkung unseres Umganges auf ein Minimum gefallen lassen, bis alle Verhältnisse fest und klar und zur allgemeinen Befriedigung geordnet sein werden. Sie werden noch Ihre Freude dran haben, lieber Schurz! wie ich die zweite Rolle geben werde. Ich küsse Ihre Hand ohne viel Fragen und bitte um baldige **gute** Nachricht von Niembsch. Ich grüße Niembsch viel tausendmal und bitte mir Antwort aus wegen der Kappe, und ob ich ihm wieder schreiben darf.

290. Wien, den 6. Dezember 1844.

Lieber, lieber Niembsch!

Die ganze Stadt ist voll von Nikolos, und mein Herz ist es von einem. Um 3 Uhr bin ich erwacht, wie gewöhnlich, und mit dem Gedanken an Sie, auch wie gewöhnlich. Schurz hat gestern einen ausführlichen Bericht über die Tage, die er mit Kerner verlebte, besonders aber über den 29., wo auch Sie Kerner sahen, an Therese eingeschickt. Schurz ist einer der besten Menschen, die mir noch begegnet sind, und Gott allein kann ihm lohnen, was er mir in dieser schwersten Prüfungszeit meines Lebens Liebes erzeigt hat. Ihm auch danke ich es, daß ich jetzt recht zuhaus bin in Winnenthal. Ich kann die Männer, die Sie

umgeben, mein lieber Freund, alle bei Namen nennen, ich weiß, wie es in Ihrer Zelle aussieht, was Sie schreiben, was Sie träumen, und so schmerzlich mir manches ist, so bin ich doch ruhiger, wenn ich etwas Bestimmtes erfahre, als wenn meine Phantasie sich im grenzenlosen schauerlichen Gebiet der Möglichkeiten verflattern kann. Wenn Sie nur einmal wieder ordentlich schlafen könnten! Wenn ich in der Nacht erwache, schäme ich mich, daß ich schlafen konnte, indes Sie vielleicht unruhig waren und sich quälten mit stürmischen Phantasien. Ich fasse meinen Körper hart und zornig an, daß er sich's wohl geschehen läßt, indes der Ihre leidet. Unsere Seelen könnten nicht so treulos sein, aber der Körper ist nichts als eine Bestie und kümmert sich um nichts als seine Angelegenheiten. Aber er ist eine rachsüchtige Bestie, und wenn es mir je einmal wieder gut gehen, wenn mir je einmal das Glück lächeln sollte, dann wird er mich gewiß im Stich lassen und mir die ganze Verachtung, die ich ihm jetzt zeige, bitter eintränken. Sei's, wenn nur Sie wieder gesund sein und ich Sie einmal wieder gesehen haben werde. Alles andere scheint mir keines Wunsches und keines Wortes wert.

Daß Sie das Gedicht, welches Sie vor zwei Monaten machten, noch völlig auswendig wußten und doch nie das Bedürfnis hatten, es niederzuschreiben, muß ich bewundern. Das ist wieder ein schönes Stückchen zu meinem lieben Don Juan; das Kind wächst, und ehe ich mich's versehe, wird's ein Mann sein. „Er wird den Jünglingen obsiegen und den zierlichen Mädchen auch." Oder eigentlich den Frauen, denn ein Mädchen wird ihn nicht lesen dürfen. Ich liebe ihn sehr, nicht den Mann Don Juan, vor dem mir manchmal graut, weil er Empfindungen ausspricht, die aus dem Innersten Ihrer Seele kommend mich erschrecken müssen, aber das Gedicht Don Juan liebe ich, mit seinem tiefen Humor, seiner flammenden Leidenschaft und dem wundervollen Wohlklang seiner Verse. Der Melodienreichtum in Ihren Gedichten zeigt, welch ein Talent zur Musik Sie haben. Durch kein Studium, durch keinen auch noch so an-

gestrengten Fleiß könnte Ihr Genius allein solchen Wohlklang hervorbringen, den schulden Sie Ihrem feinen Ohr. Ihr Guarnerius, vor dem Sie sich aber hüten sollten, liebes Herz, bis Sie wieder gesund sind, hat auch sein Verdienst dabei.

A propos Geige, Artur hat seine Geißenhofer bereits verwachsen, er greift noch falscher auf der kleinen als wie auf einer großen Geige, und dieses „noch" schließt ein Meer von Mißtönen in sich. Bei wem war ich daher in Geigenangelegenheiten? Wer war denselben Tag noch zweimal bei mir? Mein Erzfeind, dessen Erzfeindin ich bin, ein Mensch, der mich in Verdacht hatte, ich wolle Ihnen, Ihnen, Nickel, einen alten Geigenkasten vorenthalten, ein Mensch, der eine Sprache spricht und schreibt, die er allein versteht, an deren Wurzeln sich die beharrlichsten Sprachforscher, vom großen Karajan bis zu den Gebrüdern Grimm herab, die Finger blutig graben würden, und die er wohl durch Tradition von antediluvianischen Laubfröschen haben mag, Ihr Lustigmacher, Zeitverderber und Geldabschwätzer, der böhmische bürgerliche verschmitzte Geigenmacher Schmidt. Ich dachte mir, er ist ein Böhme, ich ein Frauenzimmer, wir können uns gegenseitig nicht ausstehen, wir sind geschaffen, einen Handel miteinander zu machen. Aber ich war zu anmaßend. Er sagte zehnmal: „Belieben zu wünschen" und „Da hört sich alles von sich selbst auf" und unendliche, höchst wunderbare Redensarten, so daß ich aus dem Zimmer gehen mußte, um nicht hinauszufallen vor Schwindel. Jetzt lasse ich die Sache vom Geigenmeister ausfechten.

Gute Besserung und schönste Grüße, liebster Freund.

Ihre Sophie.

291. Dornbach, den 22. Juni 1845.

Lieber Niembsch!

Aus Hofrat Zellers gütigem und sehr erfreulichen Briefe glaube ich entnehmen zu können, daß meine Torte Ihnen geschmeckt hat. Gott gesegne Ihnen Speis und Trank!

Haben Sie Auerspergs Sonetten gelesen? Als sie mir

von einer Freundeshand zugeschickt wurden, faßte ich den Plan, sie Ihnen illustriert zu senden, aber die Allgemeine Zeitung hat mir die Freude verdorben, da sie die schönen Gedichte früher brachte, als ich sie schicken konnte. Auersperg hat in diesen Versen sein Verhältnis zu Ihnen und seine Empfindung für Sie vollkommen geschildert.

Sie waren ihm jederzeit eine Stütze, ein liebevoller Freund und ein unbestechlicher Richter, und wie ich Auersperg kenne, würde er aufgehört haben, Sie zu respektieren, in dem Augenblicke, als Sie sich herabgelassen hätten, ihm zu schmeicheln. Er ist fein, geschickt einen Menschen zu durchschauen, kalt und gleichgültig gegen die Menschheit, wie es leidenschaftliche Ökonomen, Kavaliere und berühmte Männer zu sein pflegen, und nur eine große Natur, eine Seele, in der er seinen Meister erkennt, ist imstande, ihm Liebe und Achtung abzuringen. Sie haben für ihn immer eine Art Verliebtheit empfunden. Seine persönliche Liebenswüdigkeit hat Sie überwältigt, seine Gegenwart Sie hingerissen. Sie lieben ihn, nicht seines Talentes, nicht seines Charakters wegen, sondern blind, wie man selten einen Mann, meistens aber Weiber und Kinder liebt, Sie lieben ihn nicht parce que, sondern malgré, und das ist vielleicht die dauerhafteste Neigung; weil sie, wie jeder Naturtrieb, in der Seele wurzelt, wächst und stirbt sie auch nur mit ihr.

Freilich ist Auersperg auch ein Dichter, aber nicht wie Sie, trotz seines schönen Talentes, nicht durch und durch. An ihn würde mich nicht gemahnt haben, was ich neulich auf der Donau sah, und was mich so heftig und schmerzlich an Sie mahnte. Ein armer Kroate oder Slowake oder Landsmann von Ihnen, ein Wallfahrer, wie deren neulich eine ganze Schiffsladung bei Mariataferl ertrunken ist, trieb in einem kleinen Kahn auf der Donau. Im ärmlichen Zwilchkittel stand er in seinem Fahrzeug und ruderte lässig dahin und dorthin, planlos, und schaute mit seinen dunklen, schwermütigen Blicken den bewegten Wellen nach, unbekümmert um die Leute am Ufer, die seinem wunderlichen Treiben zusahen. Seinen Hut mußte er

weggeworfen haben, den bloßen Kopf setzte er der glühenden Sonne aus, kein Kleidungsstück, kein Brot, keine Flasche hatte er in seinem Kahne, nur einen großen, vollen, grünen Kranz, den er an seinem Pilgerstabe am Vorderteil des Schiffchens wie eine Flagge befestigt hatte. War das nicht das Bild eines ächten Dichters? Ihr Bild, lieber Niembsch? Haben Sie nicht auch so im Leben herumgetrieben, im leichten Kahn auf dem wilden, dunklen Strom, nach keinem Ufer ausblickend, mit weggeworfnem Hute, und nur den Kranz bewahrend statt allem irdischen Gute? Und wenn die andern besonnenen klugen Leute sorgfältig die Schlafmützen und Hüte und alle Arten von Kopfbedeckungen auf ihre Schädel stülpten, haben Sie nicht Ihr edles, schönes Haupt der Sonne und den Blitzen, dem Schnee und den Stürmen preisgegeben, von dem schönen, grünen, ewiggrünen Kranze umschlungen, aber nicht geschützt? O die glatten, schlanken Lorbeerblätter schmücken die Stirne nur, sie behüten sie nicht, sie halten die Unbild dieser rauhen Zeit nicht ab, und darum, darum sind Sie krank. Ich habe ihm lange nachgesehn, dem armen Landsmann, und an seinen Landsmann gedacht mit quälender Sehnsucht.

Auersperg ist glücklich, er wird Sie sehn, auch Frankl, und ich glaube immer, Bauernfeld werde Sie auf der Rückreise besuchen, am liebsten werden Sie Ihren Wiener Spaziergänger sehn. O wenn er Sie so wohl fände, daß er sie entführen könnte, vielleicht gingen Sie dann gern nach Thurn am Hard.

Ich habe neulich Ihre Garderobe überdacht und gefunden, daß Sie einen Sommerrock für den Garten brauchen könnten. Da schicke ich einen, möge er Ihnen bequem sein. Pockorni hat ihn gemacht, er hat noch Ihr Maß. Haben Sie einen Stohhut? ich hätte gern einen mitgeschickt, wenn ich nicht fürchtete, daß Sie mich auslachen. Meine Buben tragen graue breitkrämpige Filzhüte, die sehr weich und leicht sind. Soll ich einen schicken? Wenn Sie einen wünschen und es der Herr Hofrat für gut findet, dürfte er nur die große Gefälligkeit haben,

Schurz ein Wort davon zu schreiben, ich schicke Ihnen gar so gern etwas.

Leben Sie wohl, mein teurer Freund! Wären Sie doch hier in diesem guten Hause, schönen Garten und der herrlichen Gegend, Sie wären vielleicht zufrieden. Heuer, wo ich wenig genießen kann, und undankbar bin gegen die Natur, haben wir den schönsten Landaufenthalt seit ich denke, Ischl ausgenommen.

Leben Sie wohl und werden Sie gesund, lieber Niembsch! ich ließe mir's gern ein paar Lebensjahre kosten, oder auch alle, wenn Ihnen damit gedient wäre.

Ihre Sophie.



